

1

HENRICH
STEFFENS
GESAMMT
NOVELLEN
AUSGABE

Herausgegeben und
mit einem Nachwort versehen
von Stefan Höppner

*Novellen. Gesamt-Ausgabe.
Erstes Bändchen.*
(Breslau: Josef Max und Komp, 1837 [1-316]).

»Gebirgs-Sagen.

Als Anhang: Die Trauung, eine Sage des Nordens. Von Henrich Steffens.

Hiezu: Die letzten Worte des Pfarrers Mittelfahrt auf Seeland,
von F. W. J. v. Schelling.«

Der im Original in Fraktur gesetzte Text wird in der Antiquaschrift Palatino wiedergegeben, Antiquaeinschübe in der serifenlosen Myriad. Im Fließtext des Originals gesperrte Wörter werden kursiv hervorgehoben, in Überschriften o. ä. kursiv oder fett. Der Seitenumbruch der Vorlage ist im Text durch einen senkrechten Strich gekennzeichnet, die Paginierung derselben findet sich in eckigen Klammern innen in der Kopfzeile. Druckfehler wurden stillschweigend berichtigt, Texteingriffe in den Emendationen nachgewiesen.

Redaktion: Hannes Riffel
Korrektur: Ralf Neukirchen
Gestaltung: s.BENeš [www.benswerk.de]
Typographie & Satz: Hardy Kettlitz

Nordeuropa-Institut
Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
10099 Berlin
Tel.: +49-30-2093 9625
Fax: +49-30-2093 9626
nordeuropa@hu-berlin.de

Inhalt.

Vorbemerkung	7
1) Ueber Sagen und Märchen aus Dänemark	21
2) Märchen und Sagen aus dem Riesengebirge	31
3) Die schlafende Braut	63
4) Anhang: Die Trauung	191
5) — Die letzten Worte des Pfarrers von Mittelfahrt auf Seeland, von F. W. J. von Schelling	201
Nachwort	211
Emendationen	265

Stefan Höppner

Vorbemerkung

Henrich Steffens war vieles in seinem Leben: Geologe, Philosoph, politischer Publizist, preußischer Professor und Offizier, Rektor der Berliner und der Breslauer Universität – und Autor literarischer Texte. 1773 in Norwegen geboren, aufgewachsen in Dänemark, wurde Deutschland für ihn in seinen Zwanzigern zur Wahlheimat und dem Ort, an dem er seit 1808 ununterbrochen lebte. Doch während man ihn längst als Kulturvermittler zwischen Deutschland und Skandinavien entdeckt hat und als Zeugen der Zeit von der Romantik bis zum Vormärz schätzt, wartet Steffens immer noch auf seine Wiederentdeckung als literarischer Autor. Zwar begann er erst im fortgeschrittenen Alter, Belletristik zu publizieren, feierte aber mit seinen Novellenzyklen große Erfolge. Nach dem zaghaften Anfang mit einer Sammlung von Märchen und Sagen erschienen zwischen 1827 und 1837 nicht weniger als achtzehn Bände mit Novellen. Diese Werke des vergessenen Bestsellerautors Henrich Steffens macht die vorliegende Edition zum ersten Mal seit seinem Tod vor über hundertsechzig Jahren wieder zugänglich. Sie versteht sich als Pendant zu den anderen Neuausgaben im Golkonda-Verlag, die parallel erscheinen – zu der beinahe 4000-seitigen Autobiographie *Was ich erlebte* (1840–1844), die heute als zentrale Quelle zum intellektuellen Leben Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gilt, zur politischen Schrift *Die gegenwärtige Zeit und was sie geworden* (1817) und zu einigen kleineren politischen Schriften.

Gesamtausgabe der Novellen – Erster Band

Für zwei Dinge war der literarische Autor Steffens zu Lebzeiten bekannt – für seine malerischen, ausgedehnten Beschreibungen Norwegens und für die Länge seiner epischen Novellenzyklen, die oft mehr als tausend Seiten umfassten. Viele von ihnen wurden mehrfach aufgelegt, und 1837/38 veranstaltete Steffens' Hausverlag Josef Max in Breslau sogar eine Neuauflage seiner *Gesammelten Novellen*. Einen Großteil nahmen die Erzählungen *Die Familien Waltheth und Leith* (1827), *Die vier Norweger* (1828) und *Malkolm* (1831) ein; nur der letzte Zyklus *Die Revolution* (1837) fehlte, weil er überhaupt erst zu dieser Zeit publiziert wurde. Allerdings hatte Steffens noch eine Reihe weiterer Texte außerhalb der Zyklen geschrieben. Sie brachten Steffens und Max im ersten Band der *Gesammelten Novellen* unter, dessen Wiederabdruck Sie vor sich haben. Diese Texte sind etwa zwischen 1820 und 1837 zu unterschiedlichen Anlässen entstanden, eignen sich aber gerade wegen ihrer Kürze zum Einstieg in die Lektüre von Steffens' literarischen Arbeiten.

Den Anfang machen Steffens' Beiträge zu dem Sammelband *Geschichten, Märchen und Sagen*, den Steffens 1823 gemeinsam mit einem Breslauer Freund und Kollegen herausgab, dem Philologen Friedrich Heinrich von der Hagen (1780–1856). Steffens und Hagen, der die kurze historische Erzählung »Anton von Bologna und die Herzogin von Amalfi« beisteuerte, hatten den Band seit mindestens 1819 geplant. Doch das Unternehmen zog sich hin, vielleicht auch, weil ein zündender dritter Beitrag fehlte. Steffens versuchte mehrfach, seinen berühmteren Freund Ludwig Tieck zur Beteiligung zu überreden, hatte damit aber keinen Erfolg. Man brauchte und fand schließlich Ersatz, der aus heutiger Sicht mindestens genauso prominent war: den Erstdruck der Erzählung »Meister Johannes Wacht« aus der Feder des im Vorjahr verstorbenen E. T. A. Hoffmann. Steffens selbst steuerte Sagen aus zwei Kulturkreisen bei, in denen er selbst lange Zeit gelebt hatte – die Erzählung vom spukenden König Waldemar von der dänischen Insel Seeland und Rubezahl-Geschichten aus dem schlesischen Riesengebirge. In der

Gesamtausgabe der Novellen – und folglich auch im vorliegenden Band – sind allerdings nur Steffens' eigene Texte enthalten.

Steffens' Beiträge zu *Geschichten, Märchen und Sagen* sind eher die Arbeit eines Philologen als eines Romanciers. Nicht nur verweist der Autor hier noch ausdrücklich auf Quellen, die seine Erzählung beglaubigen sollen. Für die Geschichte König Waldemars nennt er das 1817 in Kopenhagen erschienene Buch *Prøver af Danske Folkesagn* von Just Matthias Thiele (S. 14) und für die Rubezahl-Erzählungen das Buch *Volks-Sagen, Märchen und Legenden* (Leipzig 1812) des Breslauer Altertumswissenschaftlers Johann Gustav Büsching (S. 30), in dessen Zeitschrift *BÜSCHINGS WÖCHENTLICHE NACHRICHTEN* Steffens bereits die Waldemar-Sage publiziert hatte. Damit ist Steffens ganz ein Kind seiner Zeit, in der Jacob und Wilhelm Grimm ihre *Kinder- und Hausmärchen* (1812) und *Deutsche Sagen* (1816) veröffentlicht, Clemens Brentano und Achim von Arnim in *Des Knaben Wunderhorn* (1806/08) Volkslieder sammelten und Philologen wie Büsching und von der Hagen mittelhochdeutsche Handschriften aus den Archiven holten und im Druck herausgaben. Anders als Brentano, Arnim und die Grimms, mit denen er persönlichen Umgang hatte, war Steffens als Philologe aber nicht besonders national orientiert. Er feierte zwar den sogenannten Volksgeist als Produkt einer »kindliche[n] Phantasie« (S. 10), einer Ursprünglichkeit, deren Produkten die Romantiker meist eine größere »Tiefe« zuschrieben als den Produkten der Zivilisation, aber er stand damit noch in der Tradition von Johann Gottfried Herders *Stimmen der Völker in Liedern* (1778/79, 2. Fassung posthum 1807), die eher die Vielfalt verschiedener Traditionen betonen als die Überlegenheit der eigenen abbilden wollen. Zudem stellte Steffens mit Seeland und Schlesien zwei Regionen in den Vordergrund, in denen er selbst lange gelebt hatte. Sie sind damit weit stärker auf seine eigene Biographie bezogen als auf ein abstraktes nationales Kollektiv. Steffens argumentiert aber auch als der ausgebildete Geologe, der er ist – selbst wenn die Verbindung, die er herstellt, heutige Leser überrascht:

Granit-, Schiefer-, Kalkgebirge erzeugen eine andere Gestalt der Höhen, der Schluchten, der Täler und Weitungen, anders bilden sich daher nach der Verschiedenheit der Gebirgsart die Baumpartien. Schatten und Licht nehmen in Abend- und Morgendämmerung einen anderen Charakter an, die Gewässer scheinen, ewig strömend in jenen so verschiedenen Gegenden, einen andern Ton, einen andern Glanz zu haben. Aber hiermit hängt die Gestaltung der Märchen auf das genaueste zusammen, so daß ich, mit innigem Vergnügen, diese Verschiedenheit des Märchenwuchses nach der Natur der Gegend in den leisesten Abänderungen wahrgenommen habe. [...] Ist nicht das Märchen von Hans Heiling in Böhmen ein nothwendiges Granitgewächs? (S. 11)

Für Steffens sind die gesammelten Stoffe direkte Hervorbringungen der Natur. Sie ist ihr eigentlicher Urheber und braucht den Menschen als Sammler und Erzähler faktisch nur als Umweg. Was andere Märchensammler nur behaupten, nämlich die »Urwüchsigkeit« und »Natürlichkeit« von Märchen, Sagen und Volksliedern, will Steffens damit quasi-wissenschaftlich fundieren. Nur dass sich dabei die Bedeutung von »Natur« verändert: Statt eines Naturzustands der menschlichen Gesellschaft sind hier die äußere Natur und ihre Physiognomie gemeint, der umgekehrt wieder menschliche Charaktereigenschaften zugeschrieben werden.

Trotz des philologischen und geologischen Gewands zeigt sich schon in diesen Erzählungen der spätere Erzähler Steffens. Während einige Episoden das Geschehen nur kurz abhandeln, schmückt Steffens andere gehörig aus – besonders die König-Waldemar-Sage und die dritte Erzählung der »Märchen und Sagen aus dem Riesengebirge« (S. 30–44), in der sich eine Gesellschaft von Badegästen im böhmischen Teil des Gebirges verirrt und von Rübezahl auf ein teils märchenhaftes, teils mit Elementen der Schauerromantik ausgestattetes Fest gelockt wird.

Die wichtigste Keimzelle für Steffens' literarisches Werk ist aber die kurze Erzählung »Die Trauung« (S. 179–187), die ursprünglich am Ende des gemeinsamen Sammelbandes stand und deren dänischen Stoff Steffens selbst nach Deutschland gebracht haben will. Sogar Goethe, so berichtet er, soll erschüttert auf sie reagiert haben. Bereits in seiner Jenaer Zeit versuchte er, aus dem Stoff ein Drama zu verfertigen, das aber Fragment blieb. Auch das Manuskript ging später verloren. Erst für den gemeinsamen Sagenband mit Hagen gelang es ihm, die Geschichte in einer konzisen Form zu fassen. Hier erzählt Steffens die Geschichte eines Pfarrers im seeländischen Küstendorf Rørvig, der in einer Mondnacht von zwei fremden Männern unter der Androhung von Gewalt gezwungen wird, in seiner Kirche zwei Fremde – der Pfarrer vermutet in ihnen Russen – miteinander zu verheiraten; auf dem Weg zum Altar bemerkt er ein frisch ausgehobenes Grab.

Besonders der Bräutigam, Neander, wird von Steffens eindringlich beschrieben – »breitschultrig, von gedrungenem Bau, sein Gang trotzig, das Gesicht gelblichbraun, die Haare rabenschwarz, die Züge strenge, die Lippen wie voll Ingrim geschlossen, eine kühn gebogene Nase erhöhte das Gebieterische seines Ansehens, lange dunkle und buschige Augenbrauen überschatteten die kleinen, schwarzen Augen, in welchen eine wilde Gluth brannte« (S. 183). Seine Braut Feodora bleibt dagegen nicht nur vom körperlichen Ansehen her eine blasse Gestalt. Nach der vollzogenen Trauung wird der Pfarrer mit Gewalt aus der Kirche geführt. Im Weggehen hört er einen Schuss – und findet, als er am nächsten Tag das Grab öffnet, in ihm die Leiche der Braut. »Die Trauung« ist noch stark der populären Schauer- und Geheimbundliteratur der späten Aufklärung verpflichtet, die bis auf wenige Ausnahmen wie Friedrich Schillers *Geisterseher* (1788) und Ludwig Tiecks *William Lovell* (1795/96) heute vollständig vergessen ist. Wichtig ist die Erzählung aber nicht nur, weil Steffens hier so farbig und detailreich erzählt wie nirgendwo sonst in seinem Debüt – Neander dient später auch als

Vorbild für den edelmütigen, aber düsteren Helden seines dritten Novellenzyklus *Malkolm*.

Quasi als »Bonus Track« enthält der erste Band von Steffens' Novellen eine Bearbeitung des Stoffes in Terzinen (S. 189–195) durch seinen Freund Friedrich Schelling (1775–1855). Es war nicht das erste oder einzige Mal, dass der Philosoph als Dichter aktiv wurde. Als Novalis 1799 mit »Die Christenheit oder Europa« für die frühromantische Zeitschrift *ATHENÄUM* einen hymnischen Essay auf das katholische Mittelalter schrieb, verspottete Schelling ihn mit dem satirischen Gedicht »Epikuräisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens«. Goethe, dem als Schiedsrichter beide Texte vorgelegt wurden, entschied dann, dass keiner von beiden erscheinen sollte. »Die letzten Worte des Pfarrers von Mittelfahrt auf Seeland« ist jedoch kein Gegentext zu *Die Trauung*. Schelling folgt in seiner Bearbeitung ziemlich getreu der Handlung bei Steffens. Allerdings dramatisiert er den Stoff weiter, indem er den Pfarrer als Ich-Erzähler einsetzt, der die Erzählung in der Stunde des Todes quasi als letztes Geständnis niederschreibt. Andererseits scheint für ihn die russische Herkunft seiner Figuren, für die Steffens noch eine historische Erklärung sucht (nämlich Erbstreitigkeiten am Zarenhof), völlig nebensächlich, und der neue Handlungsort Middelfart liegt in Wirklichkeit nicht auf Seeland, sondern auf der Insel Fyn.

Mehr als die Hälfte des Bandes macht jedoch Steffens' bis dahin unveröffentlichte Erzählung »Die schlafende Braut« aus, deren Kern in den Hugenottenkriegen des späten 16. Jahrhunderts spielt. Fritz Karsen, der 1908 die erste und bis heute einzige Monographie speziell zu Steffens literarischen Arbeiten vorlegte, hielt sie für Steffens' früheste Novelle. Dagegen spricht aber nicht nur, dass ihr letztes Kapitel auf das Jahr 1835 datiert ist, sondern auch, dass der Stoff deutlich von Ludwig Tiecks Novellenfragment »Der Aufruhr in den Cevennen« (1826) beeinflusst ist. Vielmehr dürfte es sich um die einzige längere Erzählung des Autors handeln, die separat von den großen Zyklen entstanden ist.

»Die schlafende Braut« besteht aus einer Rahmen- und einer Binnenerzählung, die zum großen Teil in den französischen Pyrenäen spielen. Die Rahmenerzählung setzt ein, als der schon über neunzigjährige Gutsbesitzer und Ritter Guido de Brisson stirbt und seiner Familie eine Handschrift mit den Abenteuern seiner Jugend vermachte, die die eigentliche Binnenerzählung bildet und in den Jahren 1588 bis 1592 spielt. Brisson beschreibt eine ländliche französische Gesellschaft, die durch den Zwist zwischen Katholiken und Hugenotten tief gespalten ist. Er selbst ist anfangs ein katholischer Gutsbesitzer, auf dessen Boden beide Konfessionen friedlich zusammenleben. Gewalt aus religiösen Motiven lehnt er ab. In Paris hat er als junger Mann die »Bluthochzeit« oder »Bartholomäusnacht« von 1572 erlebt, das katholische Massaker an den Hugenotten, bei dem »das verborgene Satanische in dem Menschen mächtig ward und an's Tageslicht trat« (S. 61). Während einer Reise nach Bordeaux lernt er den jungen Marquis d'Espinac kennen, einen Hugenotten, der mit seinen Leuten für die Hugenotten um Heinrich von Navarra kämpft, aber in religiösen Fragen ähnlich denkt wie er.

Von dieser Konstellation ausgehend, erzählt »Die schlafende Braut« die Geschichte des Bündnisses von Brisson und d'Espinac, die gemeinsam für Navarra, den späteren König Heinrich IV., und den Ausgleich zwischen den Konfessionen kämpfen. Die »schlafende Braut« des Titels ist d'Espinacs Verlobte Louison Gayant, die über die Fähigkeit verfügt, in einem höheren Schlafzustand, den sie im Wachen wieder vergisst, die Zukunft vorzusehen. Sie prophezeit den Sieg Heinrichs, nach dem sie d'Espinac heiraten will, aber auch die spätere Ermordung des Königs, die Frankreich in neues Chaos stürzen wird. Die beiden Familien leben, auch nach Heinrichs Tod, auf ihren Gütern in den Pyrenäen und praktizieren dennoch weiter ein friedliches Zusammenleben der beiden Konfessionen. Brisson selbst wird Hugenotte. Mit seinem Tod endet die Binnenerzählung, die den größten Teil der Novelle ausmacht.

In den folgenden Jahrzehnten rückt die Bedrohung immer näher, bis die Familie 1688 nach der Aufhebung des Edikts von Nantes, das die Konfessionsfreiheit gewährt hatte, gezwungen wird, nach Deutschland auszuwandern. Der letzte Teil der Novelle ist auf die Gegenwart, das Jahr 1835 datiert. Der Ich-Erzähler der Rahmenhandlung lernt in Berlin den alten Hugenotten Brisson, einen Nachfahren der Familie kennen und erfährt von der Existenz der Handschrift, die noch immer in den Pyrenäen aufbewahrt wird und einem Nachfahren der Familie übergeben werden soll, wenn er die alten Güter in Besitz nimmt. In diesem Moment sieht es nicht danach aus. In Steffens' spöttischer Beschreibung des jungen Mannes dürften sich seine Vorstellungen von den Studenten spiegeln, die er damals an der Berliner Universität unterrichtet:

[E]r gehört zu der herrschenden Sorte, die jetzt auf allen Straßen zu finden ist, hatte zehn Jahre lang bei der Universität Vorlesungen gehört und Alles genossen, was in irgend einer Beziehung für etwas Apartes gilt. So war er Philosoph, Poet, Naturforscher selbst, betete Göthe, Byron, Tieck an, drängte sich zu Rahel [Varnhagen] und Bettine [von Arnim], und liebte Bilder, Theater und wohl auch Kirchen, ab und zu, über alle Maaßen. (S. 176)

Der Ich-Erzähler reist tatsächlich in die Pyrenäen und besucht den verwaisten Wohnsitz der Brissons. Nach einem längeren Aufenthalt in Spanien erfährt er auf der Rückreise zu seiner Freude, dass der junge Brisson seine modischen Neigungen hinter sich gelassen und die alten Güter seiner Familie wieder übernommen hat. Das alte Gleichgewicht ist wiederhergestellt.

Steffens' ironische Auslassung über den Studenten Brisson berührt auf den ersten Blick nur einen Nebenaspekt, führt aber zu einem Kern von Steffens' literarischem Werk – der Auseinandersetzung mit der Literatur und Wissenschaft der Romantik. Schon die Verarbeitung der Hugenottenkriege verweist auf das Vorbild

Ludwig Tieck, der mit Steffens viele Jahrzehnte lang befreundet war und 1826 das Fragment gebliebene »Der Aufruhr in den Cevennen« veröffentlichte, die als einer der ersten großen historischen Romane der deutschen Literatur gilt. In den Cevennen, einem Ausläufer des französischen Zentralmassivs, rebellierten nach der Aufhebung der Konfessionsfreiheit arme Hugenotten, die so genannten Camisarden, jahrelang gegen Versuche zu ihrer gewaltsamen Bekehrung zum Katholizismus. Der Aufstand wurde immer wieder gewaltsam niedergeschlagen. Hölderlins Freund Isaak von Sinclair (1775–1815) bearbeitete den Stoff in einer Dramentrilogie, die später Tieck anregte. Dessen Held, der junge Katholik Edmund von Beauvais, ist eigentlich Sohn eines toleranten Katholiken, schließt sich aber mehr oder weniger zufällig den Camisarden an. Aus Rache wird das Schloss seiner Familie von katholischen Truppen angezündet, doch der Vater kann mit Edmunds Schwester fliehen; Edmund selbst findet unterdessen zum katholischen Glauben zurück. Eine vollständige Lösung wird nicht präsentiert, weder für den historischen Aufstand noch für den innerlich ungefestigten Helden, da die Novelle ein Bruchstück bleibt. Steffens lehnt sich zwar spürbar an Tieck an, verlegt aber den Großteil der Handlung in die frühere Zeit Heinrichs IV. Damit kann er, zumindest für die Binnenhandlung, eine Lösung für die existenziellen Konflikte finden, die Tiecks Protagonisten zu zerreißen drohen: Die Konfessionen müssen gar nicht gegeneinander kämpfen, sondern können zum Ausgleich kommen, wofür die Freundschaft zwischen d'Espinac und Brisson das Vorbild abgibt, zwei Figuren, die von Anfang an über feste Werte verfügen. Das aber ist nur dann möglich, wenn es einen Herrscher gibt, der beide Glaubensrichtungen tatsächlich zusammenbringen will – Steffens' Heinrich IV. ist das ideale Gegenbild zu einem Ludwig XIV., dessen mit Gewalt durchgesetzte Bekehrungsabsichten den Hintergrund des Cevennenaufstandes bilden. Steffens löst also auf seine Weise ein Problem, das in Tiecks Erzählung offen bleiben muss.

Schlussendlich verarbeitet Steffens in Louisons Schlafzuständen ein zentrales Thema der romantischen Naturforschung – den so genannten »thierischen Magnetismus« oder Mesmerismus. Als Heilmethode ursprünglich von dem Arzt Franz Anton Mesmer (1734–1815) entwickelt, ging es zunächst darum, Patientinnen – es sind fast nur Frauen, die sich empfänglich zeigen – von körperlichen Gebrechen zu heilen, indem sie der männliche »Magnetiseur« in einen Schlafzustand versetzt, wobei die Frauen eine Art höheres Bewusstsein entwickeln und über ihren gesundheitlichen Zustand Auskunft geben können. Mesmer, der ursprünglich vom Bodensee stammte, war mit seinen Methoden im vorrevolutionären Frankreich berühmt geworden, aber nach 1800 wurden seine Verfahren auch in Deutschland populär, wenn auch unter veränderten Vorzeichen. Nicht mehr die Heilung von Krankheiten stand im Vordergrund, sondern die mit dem »Doppelschlaf« verbundenen hellseherischen Fähigkeit. Wirklich populär wurde der Magnetismus durch den jungen Wissenschaftler Gotthilf Heinrich Schubert (1780–1860), der in seinen *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft* (1808) gleichwohl vor dem Missbrauch der Methode warnt – nur über sich selbst könne die Hypnotisierte Auskunft geben, alles andere sei Unfug. Trotzdem könne man in diesem Zustand einen Einblick in ein höheres, göttliches Dasein gewinnen, das dem Menschen sonst erst nach dem Tod zuteilwerde. Nach Schuberts Buch wurde der Mesmerismus zum bevorzugten Sujet der romantischen Literatur – Heinrich von Kleist verarbeitete ihn in seinen Stücken *Das Käthchen von Heilbronn* (1808) und *Prinz Friedrich von Homburg* (1811), und besonders bei E. T. A. Hoffmann bildet er ein Grundmotiv, das das gesamte erzählerische Werk durchzieht. »Die schlafende Braut« ist ein später Text aus dieser Tradition, und auch wenn Louison die Zukunft ganz Frankreichs vorhersagt, was nach Schubert unmöglich ist, stimmen die Beschreibungen ihres Zustandes bis in den Wortlaut mit denen in Schuberts *Ansichten* überein. Steffens macht deutlich, dass er Louisons Fähigkeiten in einen *wissenschaftlichen* Kontext

stellen will. Ihre entscheidende Vision wird von dem alten Naturforscher Riccioli beaufsichtigt, bei dem Brisson selbst studiert hatte. Für die eigentliche Handlung ist dieses Studium zwar irrelevant. Dass Steffens es trotzdem einflieht, passt zu seinem übrigen literarischen Werk, in dem er immer wieder Naturwissenschaftler zu seinen Helden macht.

Natürlich wäre es anachronistisch, die romantische Naturforschung der eigenen Zeit ins 16. Jahrhundert zu übertragen. Die Namen, die Brisson fallen lässt – Aristoteles, Albertus Magnus, Raimundus Lullus, Hieronymus Cardanus (S. 62) –, entsprechen dem Curriculum, mit dem sich ein Naturforscher am Ende des 16. Jahrhunderts beschäftigt hätte. Selbst für die beiden Lehrer Brissons gibt es historische Vorbilder, nämlich den Astronomen Giovanni Battista Riccioli (1598–1671) und den Theologen Tommaso Campanella (1568–1627). Zwar passen ihre Lebensdaten nicht zu einem Studium in den 1570er oder 1580er Jahren, doch Steffens ist es offenbar wichtiger, den generellen wissenschaftlichen Kontext zu skizzieren.

Auch wenn die späteren Novellenzyklen viel umfassendere Panoramen entwerfen und mit einem größeren Figurenensemble aufwarten, ist es »Die schlafende Braut«, das mit annähernd 250 Jahren den größten Handlungszeitraum in Steffens' Oeuvre aufweist. Als Herzstück des ersten Bandes der Gesamtausgabe seiner Novellen ist es ein idealer Einstieg für Leser, die den historischen Erzähler Steffens näher kennen lernen wollen.

5 **Vorwort.**

Ein Theil dieses Bandes erschien im Jahre 1823 in der Schrift: *Geschichten, Sagen und Märchen* von Fr. H. von der Hagen, E. T. A. Hoffmann und H. Steffens.

10 Die beiden ersten Darstellungen aus der dänischen und schlesischen Märchenwelt sind durch äußere Veranlassungen entstanden. Die erste ist schon in *Büschings wöchentlichen Nachrichten* gedruckt, und die zweite ward durch eine Gebirgsreise, welche ich das Glück hatte in der Begleitung Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen zu machen, veranlaßt und ebenfalls in wenigen Exemplaren
15 abgedruckt.

Die räthselhafte Erzählung: **Die Trauung**, brachte ich zuerst nach Deutschland. Sie machte, wo ich sie mittheilte, Eindruck. Schon vor vielen Jahren ward sie der Gegenstand eines, wahr-
20 scheinlich unbedeutenden, Romans, der mir nur dem Titel nach bekannt ist, und zum zweiten Mal ist sie noch neulich auf eine ähnliche Weise behandelt worden. Am meisten zog sie aber die Aufmerksamkeit auf sich durch das berühmte, in Terzinen verfaßte Gedicht¹ eines der ersten Geister unserer Nation. Unter
25 solchen Umständen glaubte ich mich fast verpflichtet, dieses geheimnißvolle Ereigniß in seiner ursprünglichen Gestalt bekannt zu machen. **Die schlafende Braut**, eine Novelle, die sich in eine Gebirgssage auflöst, erscheint jetzt zum ersten Mal im Druck.

30

Steffens.

1 Dies berühmte, von *Bonaventura* (Herrn wirklichen Geheimen Rath von Schelling zu München) verfaßte Gedicht ist am Schlusse dieses Bandes hinzugefügt, nachdem es zu diesem Behuf, in einer von neuem sorgfältig durchgesehenen Abschrift durch die besondere Geneigtheit des Herrn Verfassers zum Abdruck überlassen worden ist.

**Ueber
Sagen und Märchen
aus Dänemark.**

| Die kindliche Phantasie des Geschlechts flieht aus den künst- 5
 lichen Verhältnissen der Gesellschaft. Zahme Bilder und Thiere,
 kultivierte Seelen und Aecker, geregelte Schlüsse und Straßen
 unterstützen sich wechselseitig, und die schönen, phantastischen
 Träume einer Zeit, in welcher die tiefsten Räthsel der Natur sich 10
 dicht um uns herumlagerten, die Seele bald mit wilder Furcht
 ängstigten, dann mit hoher Freude entflamnten, wurden, wie
 die wilden Thiere, in die wüsten Gegenden der halberloschenen
 Erinnerung und in die finstern Gebirge verjagt, während wir, zu einem nüchternen, verständigen Dasein erwacht, von 15
 erkünstelten Bedürfnissen umringt, uns glücklich preisen in
 einer verworrenen Lage, die uns andere Träume statt der ver-
 scheuchten gab, deren Genuß uns erschlaft, statt uns zu stär-
 ken. Damals mußte der Mensch um sein Dasein kämpfen. Die
 Wälder drohten, die Gebirge trotzten, die Gewässer stürzten ihm 20
 tobend und schäumend entgegen, die wilden Thiere hatten noch
 ein furchtbares Bündniß und forderten ihn kühn und Vernich-
 tung drohend zum | Kampf. Da blühte die wahre Freude dicht
 neben der nie schlummernden Gefahr, freudiges und angstvolles
 Erbeben wechselten unbestimmt in eiligen Gegensätzen und der
 Mensch ergriff sich in jedem Augenblick ganz. In dieser Wildheit 25
 lebte die Milde, in diesem Trotz die Ergebung, in dieser Furcht
 die Kraft. Jetzt müssen wir in unbestimmten Umrissen große
 Gedanken schwebend erhalten, wie fremdartige Reizmittel, die
 Predigten reichen nicht aus, die Theaterrührung verschlafen wir,
 und unsere Kinder müssen an Stangen und Leitern und höl- 30
 zernen Pferden die entflozene Kraft und Gesinnung erjagen. In
 jener Urzeit, aus welcher, wie eine Blüte der Natur, Poesie, Liebe
 und Glaube hervorwuchs, weilten wir daher immer mit stillem
 Wohlbehagen.

Mir, als Naturforscher, war von jeher die Physiognomie der
 Märchen der verschiedenen gebirgigen, waldigen, geheimniß-
 reichen Gegenden unendlich theuer. Denn aus einer bestimm-
 ten Natur entsprungen, blieben sie in solchen verborgenen
 5 Zufluchtsörtern, wo sie, aus unserer Mitte verschleucht, sich Jahr-
 hunderte lang erhielten, noch immer ihrer ursprünglichen Heimat
 getreu, deuteten auf sie, ja schienen ihre innersten Geheimnisse
 wunderbar zu bewahren. Es ist bekannt, daß die verschiede-
 nen Gebirgsarten eigene Pflanzen ernähren, und daß ein leiser
 10 Unterschied sich auf diese Weise wohl erkennen läßt. Aber ent-
 schiedener ist der Einfluß auf die Gestaltung im Großen. Granit-,
 Schiefer-, Kalkgebirge erzeugen eine andere Gestalt der Höhen,
 der Schluchten, der Thäler und Weitungen, anders bilden sich
 daher nach der Verschiedenheit der Gebirgsart die Baumpartien.
 15 Schatten und Licht nehmen in Abend- und Morgendämmerung
 einen andern Charakter an, die Gewässer scheinen, ewig strömend
 in jenen so verschiedenen Gegenden, einen andern Ton, einen
 andern Glanz zu haben. Aber hiermit hängt die Gestaltung der
 Märchen auf das genaueste zusammen, so daß ich, mit innigem
 20 Vergnügen, diese Verschiedenheit des Märchenwuchses nach
 der Natur der Gegend in den leisesten Abänderungen wahrge-
 nommen habe. Wunderbarer hat diese Erscheinung mich nirgends
 ergriffen und gerührt, als auf dem Nordabhange des Harzes. Denn
 wie ganz anders lauten die Granit-, als die Schiefer-Märchen, die
 25 Sagen zwischen der Ilse und der Ocker, an der Harzburg, als die
 des Budethals, des Selkethals. Ist nicht das Märchen von Hans
 Heiling in Böhmen ein nothwendiges Granitgewächs?

Ganz anders ist die Gestalt der Märchen in flachen Ländern,
 und besonders scheinen mir die in Däl nemark in dieser Rücksicht
 30 merkwürdig. Ich will zugeben, daß diese Märchen meiner Kind-
 heit, die fortdauernd mit allem Zauber frühzeitiger Erinnerung
 in meiner Seele wiederklingen, einen Eindruck zurückgelassen
 haben, der mir eigenthümlich, aber der innige Zusammenhang mit
 der Natur der Gegend ist dennoch zu entschieden. Seeland — von

dieser Insel, dem Aufenthalte meiner Kindheit, ist hier ausschließlich die Rede, — ist im Ganzen flach, hin und wieder hügelig. Hier war von jeher die Hauptmacht eines kräftigen Staats, alle That, begrenzt vom Meer, wenn sie nicht hinausschweifte über die Grenze, brach sich bestimmter in dem angewiesenen Raume, die Natur bot wenige Hindernisse dar, kein Gebirge, keine mächtigen Flüsse stemmten sich hemmend entgegen. In einem solchen Lande nimmt Alles schnell und wie durch eine plötzliche Veränderung das Gepräge der Gegenwart an, die Ueberreste der Vergangenheit verschwinden, bedeutende Ruinen sind selten. Nur aus der Erde, aus den vielfältigen Gräbern, wühlt man mühsam die Ueberreste eines frühern Lebens hervor. Aber Seeland ist in vielen seiner Gegenden eins der reizendsten Länder der Welt. Die Hügel runden sich in unbeschreiblicher Anmuth, das Grün der Wiesen hat einen wundersamen Zauber, die majestätischen Buchenwälder treten mit Ehrfurcht gebietendem Ernst | hervor, ihr geheimnißvolles Dunkel ergreift die Seele mit Schauder, und ein tiefes Heimweh ruft mich zu ihrer verborgenen Pracht, wie zu einem verlorenen, unschätzbaren Gute, zurück. Das Meer tritt oft, in Süden zumal, indem es zwischen gras- und waldreichen Inseln sich windet, tief in solche reichbegabte Gegenden hinein, geheimnißvoll umschlossen von den hohen waldigen Ufern. Mitten in den finstern Waldungen sieht man große Landseen. Die Buchen, gedrängt an die Ufer, dicht belaubt, neigen sich über die ruhige Wasserfläche und verfinstern sie mit einem ewigen Schatten. Hier ergreift uns die stille Gewalt des schlummernden Waldgottes. Die Blätter rauschen, die Bäche rieseln, die ruhigen Wellen schlagen an die einsamen Ufer, die Insekten wühlen, die Vögel singen und die geheime Gewalt der Waldeinsamkeit faßt das zagende Gemüth mit grauenhaftem Entzücken. Es ist das stille Athemholen des schlummernden Gottes. Wenn er erwachte? Wenn die in der ruhenden Brust gefesselte Stimme laut würde, die dort in kaum vernehmbare Tone verklingt?

Hier, in diese Gegenden hat die kindliche Märchenwelt sich gerettet, hier mit diesen Geheimnissen vertraut, tragen sie

ihr Gepräge, an den verborgenen Quellen, wie an einer lieben Heimat, haben sie sich gelagert, und ewig strömen die geheiligten Tropfen einer ver|schwundenen schönen Erinnerung, wie stille Thränen, die niemals trocknen; hier segeln, unter waldigen Inseln, die verblichenen Geister, hier tönen noch immer die Wehklagen der gefallenen Helden, der verlassenen Mädchen, und wild, wie der Sturm brausend durch die Gipfel der Buchen saust, jagt in fliegender Eile der zur ewigen Unruhe verdammte Jäger durch die Luft. Manch Mal eröffnen sich große, von Wald umgrenzte Ebenen; in Morästen, vormals Seen, liegen Inseln, wie verzaubert, mit Ruinen, und je milder das Land, je seltener die Ueberreste, je anmuthiger die stark bewohnte Gegend in der Nähe, desto tiefer ergreift uns das stille, geheime Dunkel, welches uns ganz umgibt und unendlich scheint, weil keine Anhöhe einen Blick in die bewohnte Gegend erlaubt.

Wer die noch nicht verschollenen Töne dieses Waldgeistes vernehmen will, der mag nur die alten dänischen Lieder, die auch in Deutschland nicht mehr ganz unbekannt sind, lesen und ihre eigentümliche Art muß ihn an die bestimmte Natur erinnern. Noch immer hört man, in Jütland besonders, alte Melodien, die auf äußerst ergreifende Weise klingen, und wie tief das feenhaft-waldleben in der Nation wurzelt, beweist eine auffallende Erscheinung mitten in der Hauptstadt, die ich erzähle, wie sie mir ein lieber Freund mittheilte.

| In einer entlegenen Gegend von Kopenhagen, innerhalb der Wälle, bewohnen die Matrosen der dänischen Marine ein Quartier, welches fast eine eigene Stadt bildet. Kleine Häuser, nur aus einem Erdgeschoß bestehend, sind in regelmäßige Reihen geordnet und bilden mehrere Straßen, die sich durchkreuzen. Ein jedes Häuschen hat einen eigenen eingeschlossenen Hof. Dieses ganz eigene Volk ist kurzstämmig, von ganz eigentümlichem Wuchs, und die treuherzige Gesinnung, der grade Verstand, der oft überraschende Witz, von einem ganz ausgezeichneten Gepräge, beweisen, wie ihre körperliche Bildung, daß sich hier ein Urstamm des Landes

ohne allen Zweifel in großer Reinheit erhalten hat. In einem jeden Hofe ihrer kleinen Häuser sieht man, über die Planken hervorragend, einen mächtigen Hollunderbaum, der mit einem religiösen Eifer unterhalten und gepflegt wird. Der Geist dieses Baumes ist Schutzgeist des Hauses, er hilft in Krankheit, steht den Frauen in Kindesnöthen bei, beschützt die Kinder, aber verschwindet auch, wenn der Baum abstirbt.

Ich habe schon lange einige Nachrichten von dänischen Märchen, Volkssagen und aus dem Alterthum übrig gebliebenen Gebräuchen versprochen; als ich aber anfang an die Erfüllung des Versprechens zu denken, bemerkte ich wohl, daß meine aus der Kindheit dunkel | übrig gebliebenen Erinnerungen, so theuer sie mir waren, dennoch viel zu wenig zusammenhingen, um in der Gestalt, in welcher ich sie mittheilen konnte, einer öffentlichen Bekanntmachung werth zu sein. Es war mir daher sehr angenehm, eine kleine Schrift zu erhalten, in welcher Herr Thiele anfängt solche Märchen und Sagen zu sammeln, (der Titel ist: *Prøver af Danske Folkesagn samlede af I. M. Thiele, med en Fortale af Prof. Nyerup. Kiöbenhavn. 1817*). Auch verdanke ich memem theuern Freunde, Herrn Pingel, der sich lange bei uns aufhielt, höchst interessante Nachrichten. Ich mache also jetzt den Anfang, indem ich Einiges über die in Dänemark herrschenden Sagen von dem wilden Jäger mittheile. Dieser ist bei uns der berühmte König Waldemar der Vierte, an einem deutschen kaiserlichen Hofe erzogen. Man kann ihn den zweiten Stifter des Königreichs nennen, welches, als er es rettete, ganz zerstückelt und ein Opfer der Raubsucht herrschsüchtiger Großen war. Das Märchen findet man in der angeführten Schrift S. 29 und es ist bekannt unter der Benennung:

König Waldemars Jagd.

König Waldemar liebte ein Mädchen von Rygen (Tovelille) und trauerte über die Maaßen, als sie starb, so daß er beschloß, sich nie von der Leiche zu trennen. Diese mußte ihm daher allenthalben folgen, wo er im Lande herumzog. Aber das war dem Hofgesinde des Königs höchst beschwerlich und einer seiner Mannen dachte nach, was denn wohl den König mit solcher Gewalt an die Leiche binden möchte. Als er nun mit großer Aufmerksamkeit die Leiche untersuchte, fand er einen verzauberten Ring auf ihrem Finger. Diesen zog er ab und behielt ihn. Da verschwand plötzlich die Liebe des Königs und er ließ die Leiche begraben. Jetzt aber wandte sich der Sinn des Königs auf diesen seinen Mann, so daß er in der Gunst des Königs immer höher stieg, immer und unablässig um ihn sein mußte; ja alles, was geschah, mußte er ausrichten. So sehr ihn nun auch alles Volk wegen solcher hohen Gunst glücklich pries, so war er es dennoch keinesweges; denn das teuerste Gut, die Freiheit, war verloren, das ihm die übermäßige Liebe des Königs fast verzehrte. Da | er nun aber gar wohl wußte, wie diese Liebe entstanden war, beschloß er ihr lieber freiwillig zu entsagen und so seine Freiheit wieder zu gewinnen. Indem er daher mit dem Könige durch Gurre-Wald ritt, warf er den Ring in einen Moor. Und von jetzt an war der König an diesen Ort gebannt, und nur hier konnte er ruhig und zufrieden sein. Er baute hier Gurre-Schloß und jagte in den Wäldern Tag und Nacht. Ja so lieb ward ihm der Ort, als er lange hier gelebt hatte, daß diese Liebe ihm jene ruchlosen Worte entlockte, die seit uralten Zeiten von Zunge zu Zunge gehen, ihm aber zur Verdammniß wurden, indem er sagte: »Gott möge sein Himmelreich behalten, wenn er ihn nur im Gurre-Wald jagen ließe!«

Jetzt reitet er nun alle Nächte »von Burre nach Gurre« und ist über das ganze Land als der fliegende Jäger bekannt; in einigen Gegenden nennt man ihn wohl auch den fliegenden Markolfus. Wenn er sich nähert, hört man erst ein Rufen und Lärmen und Peitschenknallen in der Luft, und dann geht Jedermann bei Seite
5 oder stellt sich hinter die Bäume. Dann kommt der ganze Jagdzug. Vor ihm eilen die kohlschwarzen Hunde, die hin und her laufen, in die Erde schnüffeln und die glühenden Zungen aus dem Halse hängen lassen. Dann sieht man Waldemar im sausenden Galopp | auf seinem schneeweißen Pferde, der zuweilen seinen Kopf unter dem linken Arme hält. Tritt ihm Jemand entgegen, besonders alte Leute, dann befiehlt er drohend, daß sie ihm die Hunde halten sollen. So läßt er oft die armen Leute stehen, zuweilen aber giebt er mit einem Schuß ein Zeichen, und so wie die Hunde den Schuß
15 vernehmen, zerreißen sie alle Fesseln und laufen wild schnaubend weiter. Wenn er so forteilt, hört man ihn die Hecken hinter sich zuschlagen, und in mehreren Gegenden des Landes, wo durch die Höfe eine Durchfahrt ist, jagt er zu einem Thore hinein und zu einem andern heraus, und da sind keine Schlösser so stark, daß sie nicht aufspringen, wo er durchfährt. Um Weihnachten pflegt er so durch Ibshof in Höiby in Odsherred zu fahren, und hinter Roeskilde soll bei Bistrup ein Hof sein, wo man des Nachts das Thor aufläßt, weil er mehrmals die Schlösser zersprengt hat. Hier und da geht sogar sein Weg über die Dächer. So, erzählt man, ist in der Nähe von Herlufsholm ein Haus, dessen Dach bedeutend ein-
25 gesunken ist, weil er öfters darüber fuhr. In dem nördlichen Seeland ist eine Gurre, wo man Ruinen findet, die noch Waldemars Schloß genannt werden. Hier gehen die alten Weiber des Nachts um Johannis hinaus auf die Landstraße, um ihm die Hecken zu öffnen. Eine halbe Meile von | Gurre liegt Waidemars Hügel, von Wasser umgeben, und auf der Insel, erzählt die Sage, sieht man um Mitternacht sechs schwarz gekleidete Pfaffen murmelnd hin und her gehen. Wenn er so herumfährt, ruht er in verschiedenen Gegenden aus. Auf Wallöe-Schloß hat er, wie das Volk wissen

will, eine Schlafstube mit zwei Betten, und hier übernachtet er in der Gestalt eines schwarzen Hundes. In dieser Stube stehen zwei große Kästen, und als man sie einst öffnete, fand man sie voll kleiner runder Lederstücke, »denn besseres Geld hatte man zu
5 Waldemars Zeit nicht.« Ein unterirdischer Gang verbindet Wallöe-Schloß mit Töllösehof im Amte Holbek, und auch hier hat er eine Schlafstube, und vor Zeiten hielt man sogar ein Mädchen zu seiner Auswartung. Zuweilen ruht er aus bei Wordingborg in Waldemars Thurm oder in den Ruinen des Schlosses, wo man dann
10 Mägde und Diener herumgehen und die Betten machen sieht. Ein Bauer, der es nicht glauben wollte, daß der König des Nachts seinen Thurm besuche, wagte es einst dort zu übernachten, und, siehe da, um Mitternacht erschien der König, grüßte ihn freundlich und sprach: »Ich danke dir, daß Du meinen Thurm bewachst.«
15 Dann gab er ihm ein Goldstück. Als es aber der Bauer empfing, brannte es ihm ein rundes Loch in die Hand und fiel als eine Kohle zur | Erde. Von diesem furchtbaren Gelde schließt man auf seine Qualen. Zuweilen geschieht es aber doch, daß er, wenn alte Männer oder Weiber Stunden lang seine Hunde treulich hielten,
20 ihnen etwas zuwirft, das wie Kohle aussieht, was aber, genauer untersucht, das schönste rothe Gold ist. —

So weit Thiele. Die Gegend Gurre, wenige Meilen von Helsingöer, ist mir von meiner frühesten Jugend bekannt und schwebt mir als eine äußerst einsame Waldgegend vor. Bei Helsingöer,
25 bekanntlich Hamlets Heimat, zeigt man das Grabmal dieses Shakspearischen Helden und erzählt zugleich, daß er, wie Waldemar, als fliegender Jäger durch die Luft jagt, aber auf einem schwarzen Pferde, weil er ein Mörder war, der größere Qualen leidet, während Waldemar, als ein mehr unschuldiger, immer ein weißes
30 Pferd reitet.

**Märchen und Sagen
aus
dem Riesengebirge.**

| Rübezahl gehört freilich zu der ganzen Reihe neckender Dämonen, die in Wäldern und einsamen Gegenden hausen; aber dennoch hat er etwas durchaus Eigenthümlich-Wunderbares, was ihn von allen den übrigen auf eine merkwürdige Weise unterscheidet. Denn jene, die in der Shakspearischen Waldeinsamkeit, in der dämmernden Traumwelt, wie in dem »Sommernachtstraum« und in »Wie es euch gefällt« ihr Wesen treiben, sind klein, täppisch, treten in Menge aus den dicken Wäldern hervor, treiben allerlei kleine Possen, während Rübezahl, der Herr des Gebirges, sich in riesenhafter Gestalt zeigt, alleiniger Herrscher einer großen, wilden, mächtigen Gebirgsgegend ist. Es läßt sich nicht läugnen, daß dadurch, daß alle Märchen des Riesengebirges ihren einzigen Mittelpunkt in dieser räthselhaften, launigen Gestalt fanden, jene tiefen, das Gemüth ergreifenden Sagen anderer Gebirgsgegenden aus den schlesischen verdrängt sind, daß sie jene tragische Naturtiefe der Harzmärchen nicht zeigen; aber dennoch haben sie etwas höchst Merkwürdiges, was auch hier, | wie bei allen Märchen, auf die Natur und Bildung der Gegend deutet, ja die eigentliche geheimnißreiche Tiefe derselben aufschließt. In den meisten mächtigen Gebirgen zeigt sich der höchste Gipfel, der über die übrigen hervorragt, von unzugänglichen Felsen umgeben, tiefe Thäler, wilde Schluchten trennen das verschlossene, von wenigen wilden Thieren bewohnte Innere von den mildern Gegenden, die von Menschen beherrscht werden. Nur Wenige Kühnere wagen es einzeln, mit den Gebirgsgeistern vertraut, jene verschlossenen Gegenden zu besuchen. Diese erhalten, wie das Gebirge selbst, ein geheimnißvolles Gepräge, und die verborgene Natur blickt räthselhaft, wild und drohend in die entfernten bewohnten Flächen hinein. Das Riesengebirge hat in dieser Rücksicht eine sehr abweichende Bildung. Eine bewohnte, milde, weitläufige Ebene drängt

sich bis unmittelbar an den Fuß des höchsten Gebirges hinan; die Schneekuppe entbehrt jener vornehmen, mystischen Umgebung, und die düstersten Gebirgsseen, die schroffsten Felsen, die wildesten Wasserstürze liegen den freundlichen Dörfern ganz nahe. Dadurch tritt das Geheimnißreiche selbst in eine größere, vertraulichere Nähe, und was in andern Gebirgen, als furchtbare, zerstörende, finstere Gewalt, in das gewohnte Dasein mit vernichtender Kraft tief tragisch hineingreift, das erscheint hier | ein leichter Traum, die Drohungen der gewaltigen Geister lösen sich in Neckereien mancherlei Art auf, und ein vorübergehender Schauer tritt an die Stelle der verzehrenden Furcht.

Das Riesengebirge zeigt sich auch in anderer Hinsicht sehr verschieden von den meisten übrigen Gebirgen. Gewöhnlich hängen bedeutende Gebirgsketten mit andern kleinern in mehrern Richtungen zusammen. So hängt der Harz mit der gebirgigen Flözgegend in Westphalen gegen Westen, mit den hessischen Gebirgen und Thüringen gegen Süden und Südost zusammen, so Thüringen mit dem gebirgigen Franken, das Erzgebirge mit dem böhmischen Mittelgebirge. Gegen Tyrol zu und in der Schweiz ist jene Verbreitung nach mehreren Richtungen noch auffallender. Mir ist kein Gebirge in Europa bekannt, welches, so mächtig und hoch, wie das Riesengebirge, so schnell gegen Norden, wie gegen Süden begrenzt wird, die Verbindung mit andern Gebirgen findet nur gegen Westen mit den Lausitzer-, gegen Südost mit den Gläzergebirgen statt, nach Norden und Süden, äußerst schmal gegen seine Länge, verliert es sich, hier in die schlesischen, dort in die böhmischen Ebenen. Dadurch bildet es eine höchst bedeutende Wetterscheide. Zwei stark entgegengesetzte, klimatisch höchst verschiedene Gegenden finden an diesem mächtigen Gebirge ihre gemeinschaftliche Grenze. Das Wetter bricht sich an diesen ungeheuern Massen, die den Unterschied zugleich begründen, begrenzen und unterhalten. Kälte und Wärme, diese von Süden, jene von Norden, treten ohne Abstufungen sich ganz nahe und zerstören das Gleichgewicht der Luft. Plötzlich ziehen Wolken

zusammen und vertheilen sich wieder, einen leichten, bald zer-
 rissenen, bald zusammenhängenden Schleier um das Riesen-
 haupt des Gebirges bildend. Schnell entstehen im hohen Gebirge
 Windstöße von Norden nach Süden, und umgekehrt, unerwartet
 ergießen sich die heftigsten Regengüsse, und in schnellem Wechsel
 erheitert und trübt sich das Wetter, erheben sich Stürme und
 beruhigen sich wieder. Diese Launen der Gegend sind Aeüße-
 rungen des geistigen Herrschers, der indessen, durch das freund-
 liche Hirschberger Thal nach Norden gezogen, mit den Schlesiern
 genauer, als mit den durch wildere Gegenden von der Riesen-
 kuppe getrennten Einwohnern Böhmens, vertraut ist. Obgleich
 fast alle Märchen von Rübezahl ein mehr launenhaftes, als tragi-
 sches Gepräße haben, fehlt dennoch das letzte nicht ganz.

Ueber den Ursprung des Namens Rübezahl hat es mancherlei
 Vermuthungen gegeben. Prätorius, der Verfasser einer höchst
 geschmacklosen Schrift, die kurz | nach dem dreißigjährigen
 Kriege erschien, bis jetzt noch der Hauptschriftsteller über Rübe-
 zahl, zählte hundert verschiedene Ableitungen, die er in weit-
 schweifiger Breite auseinandersetzt.² Unter diesen ist die 33ste
 Ableitung S. 337 die, daß sein Name von Rübezähler herrühre,
 als wenn der Berggeist, dem schmählichsten Geize ergeben,
 selbst das Geringste, die Rüben seines Gartens, zu zählen nicht
 unterließe. Diese Ableitung hat durch Musäus, den bekannten
 Märchenerzähler unserer Tage, die größte Autorität erhalten,
 nur daß die Benennung nicht den Geiz des Berggeistes bezeich-
 net, denn von diesem weiß die Märchenwelt nichts, vielmehr in
 einem Liebesabenteuer begründet ist. Vor vielen tausend Jahren,
 erzählt Musäus, bewohnte der Berggeist schon je|nes Gebirge. Die

² Satyrus etymologicus oder der reformirende und informirende Rübezahl,
 welcher in hundert nachdenklichen und neu erfundenen eines und seines
 Namens Derivationibus, sampt einer wackern Compagnie der possirlich-
 sten und wahrhaftigsten Historien, von gedachtem schlesischen Gespenste,
 nebenst andern beigebrachten köstlichen raritäten und argutien, kürzlich
 und nützlich vorstellet, sampt dem sonderbaren Anhänger, der kleine
 Blocksberg genannt. M. Johannes Praetorius, M. L. C. Zerlingae – Galas –
 Marcovita, 1688. 2te Ausg.

liebreiche Tochter eines benachbarten Fürsten zog ihn an, und er
 wußte sie durch dämonische Künste in seine Gewalt zu bekom-
 men. Um ihr die finstere und traurige Einsamkeit zu vertreiben
 und um ihr Herz zu gewinnen, was ihm gar nicht gelingen wollte,
 zauberte er eine Menge Wurzelmenschen um sie herum, die er
 aus Rüben bildete und denen er die Gestalten ihrer Gespielinnen
 und Bekannten gab. Aber in derselben Zeit, als die Rüben auf dem
 Felde, verwelkten diese Zauberwesen und ließen das verlassene
 Mädchen in trauriger Einsamkeit zurück. Der aufmerksame Rübe-
 zahl bereitete ein weitläufiges Rübenfeld, um mit kommendem
 Frühlinge die Geliebte durch eine ansehnliche Dienerschaft zu
 gewinnen. Sie aber liebte einen Fürsten von Ratibor und wußte ihn
 von ihrer Lage zu benachrichtigen. Gegen den Berggeist stellte sie
 sich nachgiebiger, und als die Zeit herannahte, wo sie ihren Gelieb-
 ten erwartete, versprach sie dem Rübezahl einschmeichelnd, daß
 sie, fast überwunden, seine Liebe erwidern würde, wenn er mit
 der größten Genauigkeit, ohne daß irgend eine Rübe zu viel oder
 zu wenig genannt würde, das ganze Rübenfeld nachzählen wollte.
 Während der Berggeist, um sicher zu sein, immer von Neuem
 zählte, entfloh das Mädchen mit dem Fürsten von Ratibor, und
 als er zurück kam, wa|ren sie so weit aus seinem Gebiete, daß
 ein erregtes Gewitter sie kaum erreichte. Der ergrimnte Berg-
 geist verließ auf mehrere tausend Jahre das Gebirge, kam, nach
 einer so trübseligen Erfahrung, menschenfeindlich wieder zurück
 und strafte besonders diejenigen, die durch den herrschenden
 Spottnamen ihn an sein Unglück zu erinnern wagten. Deswegen
 nennen ihn die nächsten Bewohner seiner Herrschaft, um seinem
 Zorne zu entgehen, den Herrn des Gebirges.

Diese ganze Erzählung hat etwas durchaus Modernes, Empfind-
 sames, der Märchenwelt Fremdes, und gehört ohne allen Zweifel
 dem Musäus zu.

1.

Rübezahl hat in dem Gebirge einen eigenen Krautgarten. Man zeigt ihn seitwärts auf dem Kuppenplane, nicht weit von der Wiesenbaude, an einem Abhange nach dem Aupengrunde zu. Das Gebirge ist reich an den saftigsten, herrlichsten Kräutern, die von alten Zeiten her zu den kräftigsten Essenzen benutzt wurden. Noch immer nähren sich die Einwohner des Dorfes Krummhübel von der Bereitung solcher Essenzen aus den Gebirgskräutern, und zum Theil sollen diese von | Prager Studenten aus der vormals berühmten Paracelsischen Schule, die zur Zeit des Hussitenkrieges vertrieben wurden, herkommen, und mögen wohl im Besitze mancher nützlichen Ueberlieferung jetzt vernachlässigter Kenntnisse sein. Aber unter diesen Kräutern ist vor allen ein Zauberkraut in der Mährchenwelt berühmt geworden. Es heißt die Springwurzel und wächst nur in Rübezahls Garten. Diese Wurzel ist von der köstlichsten Art, und vermag die hartnäckigsten und langwierigsten Krankheiten zu vertreiben. Sie dient aber den Geistern selber zur Nahrung, und Rübezahl erlaubt nur seinen auserlesenen Günstlingen, sie herauszugraben. — Einst war eine vornehme Dame in Liegnitz gefährlich krank und versprach einem Bauer aus dem hohen Gebirge eine große Belohnung, wenn er ihr die Springwurzel aus Rübezahls Garten verschaffen wollte. Gereizt durch das lockende Versprechen, wagte er den Gang. Als er die einsame, wüste Gegend des Gartens erreicht hat, ergreift er den Spaten und fängt an die Springwurzel, die ihm nicht unbekannt war, auszugraben. Während er so gebückt dastand und grub, pfiff ein Wind brausend aus einer bestimmten Gegend, und er hörte donnernde Worte, die er aber nicht verstand. Er richtete sich erschrocken in die Höhe, um nach der Gegend hin zu sehen, aber | kaum vermochte er gegen den noch immer fort dauernden Wind sich aufrecht zu halten. Da erblickte er auf dem äußersten Rande eines hervorspringenden Felsens eine große, riesenhafte Gestalt, ein langer Bart hing bis über den Bauch, eine große krumme Nase

entstellte das Gesicht; die Gestalt blickte ihn aus furchtbaren, glühenden Augen drohend an, die struppigen langen Haare und ein großer Mantel flogen durch den Sturm vorwärts. In der Hand trug er eine übergroße, knotige Keule. Was thust Du da, schrie ihn die Gestalt an, und ihm dünkte, als wäre die donnernde Stimme von dem Sturme nicht zu unterscheiden. Der Bauer, ein tollkühner Mensch, überwältigte den Schauer, der ihn ergriff, und antwortete: Ich suche die Springwurzel, eine kranke Frau will sie mir theuer bezahlen. Die Du hast, darfst Du behalten, schrie die Gestalt, aber wage es nicht, noch ein Mal zu kommen, schwang mit furchtbarer Geberde die Keule und verschwand. Nachdenklich ging der Bauer vom Berge herunter, und die Frau in Liegnitz dünkte sich überaus glücklich, als sie, zur Linderung ihrer Schmerzen, sich im Besitz der heilsamen Wurzel sah. Ihre Krankheit nahm sichtbar ab, und da sie nur von dieser Wurzel völlige Heilung erwartete, so ließ sie den Bauer noch ein Mal kommen. Wagst Du es noch ein | Mal die Springwurzel zu holen? fragte die Frau. Liebe gnädige Frau, antwortete der Bauer, das erste Mal ist mir der Herr des Gebirges in entsetzlicher Gestalt erschienen, mich also schwer bedrohend, daß ich es nicht wagen mag zum zweiten Mal. Aber die Frau überwand seine Furcht durch die größten Versprechungen, sie wollte ihm eine viel größere Summe bezahlen, als das erste Mal. Da vermochte der Bauer nicht zu widerstehen, und zum zweiten Male wagte er es, den einsamen Gang in das innere Heiligthum des Gebirges anzutreten. Als er nun die Wurzel zu graben anfang, erhob sich ein furchtbarer Sturm aus derselben Stelle, wie das erste Mal, und als er hinblickte, erschien die Gestalt noch viel drohender, die wilden Haare, der große Mantel flogen und schienen auf ihn zuzufliegen, aus den Augen sprühte Feuer, die furchtbare Stimme, die abermals zu ihm hinschrie: Was thust Du da? wiederhallte von den kahlen Felsen, und schien aus der schwindelnden Tiefe mit doppelter Gewalt emporzusteigen. Und als er nun antwortete: Ich suche die Springwurzel, eine kranke Frau will sie mir theuer bezahlen, da brüllte die erzürnte Gestalt: Habe ich Dich nicht gewarnt,

Du Unsinniger, und Du wagst es, noch ein Mal zu kommen? Doch Du hast sie schon, rette Dich, wenn Du kannst! Und die Flammen aus | den blitzenden Augen schienen den Hinsinkenden zu treffen und ihm das Gesicht zu verbrennen, die mächtige Keule flog durch die Luft und schlug ganz dicht neben ihm tief in den harten Felsen
 5 hinein, der Boden bebte, ein schauerhafter Donnerschlag betäubte ihn und er sank bewußtlos hin. Nach langer Zeit kam er wieder zu sich. Er war wie zermalmt, die Keule verschwunden, in der Ferne hörte er donnern und glaubte die drohende Stimme in dem Donner zu vernehmen; aber in der Hand hielt er die Springwurzel fest und
 10 kroch, von Regen durchnäßt, von Nebel umhüllt, von irrenden Geistern bald hier, bald dahin gelockt, die ganze Nacht und den folgenden Tag herum, ohne zu wissen, wo er war, bis ihn ein Köhler halb verschmachtet fand und nach seiner Hütte brachte. Hier erholte er sich und eilte nach Liegnitz. Die Frau war entzückt,
 15 als sie ihn mit der Springwurzel kommen sah, und gab ihm eine so große Summe, daß er alle Angst vergaß und fröhlich nach Hause eilte. Es verging einige Zeit, die Frau schien fast gesund, aber ganz war sie noch nicht hergestellt. Wenn ich noch zum dritten Male die Springwurzel erhalten könnte, dann wäre ich völlig gesund, das
 20 fühle ich wohl, sprach sie und sandte wieder nach dem Bauer, der erst gar nicht kommen wollte; aber es war, als triebe ihn ein böser Geist wilder seinen Willen. Hier bin ich wieder, gnädige Frau, sagte der Bauer, was wollt Ihr von mir? Doch nicht, daß ich zum
 25 dritten Male die Springwurzel suchen soll? Dafür bewahre mich Gott. Kaum bin ich das letzte Mal mit dem Leben davon gekommen. Mir schaudert, wenn ich nur daran denke. Da fing die Frau an ihn zu beschwören, und versprach ihm ein ganzes reiches Bauergut und große Reichthümer dazu, und sie verblendete den Tollkühnen, daß er alle Gefahr vergaß und sich vermaß, die Spring-
 30 wurzel noch zum dritten Male aus dem Zaubergarten zu rauben, und wenn es sein Leben kosten sollte. Bis jetzt, sagte der Bauer, hat der Geist Dir nur gedroht, es soll nun das letzte Mal sein. Dann bin ich ein reicher Mann, und kann in Herrlichkeit und Freude leben.

So kam er nach Hause; aber er wagte es nicht, allein zu gehen. Lieber Sohn, sagte er zu seinem ältesten, der schon erwachsen war, wir wollen nach der Kapelle auf der Kuppe wallfahrten, Du sollst mich begleiten. So gingen sie neben einander, und die Schluchten
 5 wurden immer enger, das Gebirge immer kahler, und als sie so neben den finstern Seen, die ewig von starren Felsen beschattet werden, hergingen, da ward der Vater gar nachdenklich und ein inneres Grauen durchfuhr ihn, und er blickte so seltsam aus den Augen, daß auch ein | stiller Schauer den Sohn ergriff. Was ist
 10 Dir, Vater? sagte der Sohn; aber der Vater antwortete nicht und blickte stumm vor sich hin. So stiegen sie immer höher, und als sie dem Garten nahe waren, da sprach der Vater: Böse Geister haben mich gelockt von früher Kindheit an, daß ich immer nur nach Reichthum trachtete, und Gottesfurcht und Frömmigkeit blieben
 15 mir fremd, daher lebte ich wild und wüste, und habe Euch niemals ein gutes Beispiel gegeben, wie es der Vater seinen Kindern schuldig ist. Jetzt ruft mich die Hölle und ich muß dem Herrn des Gebirges die Springwurzel rauben, wofür er mich zerfleischen wird. Da heulte der Sohn und sprach: Vater laß das sein, kehre mit um, Gott
 20 wird barmherzig sein. Aber in dem Wahne der Verzweiflung hatte der Vater den Spaten schon ergriffen und angesetzt. Da erhob sich ein furchtbarer Orkan, ein Wolkenbruch stürzte herab, daß alle Bäche zu wilden Strömen heranwuchsen, ein Wehklagen schien tief aus den Wurzeln des Gartens herzerreißend zu ertönen, alle
 25 Elemente bewegten sich wild untereinander, gähnende Klüfte eröffneten sich, und von oben fuhr eine große Gestalt, selbst wie ein Gebirge, mit einer riesenhaften Keule, ergriff den Bauer und flog mit ihm in die Höhe. Ein großer Fels stürzte zerschmettert herunter, der Sohn hörte das Winseln | des Vaters immer ferner.
 30 Betäubt lag er lange, da hörte der Orkan auf zu brausen, der Himmel erheiterte sich, und der verlassene Sohn suchte voll Schrecken die Kapelle, um sich Gott zu empfehlen. In derselben Stunde aber starb plötzlich die Frau in Liegnitz, als sie schon völlig genesen schien.

Auch die Jagd in dem höchsten Gebirge hat der Berggeist sich vorbehalten, vorzüglich aber duldet er dort keine Jagdhunde. Einer der Vorfahren des Grafen Schafgotsch zwang einst seinen Jäger, der einsam in dem wildesten Gebirge wohnte, einen Hund mit sich zu nehmen, was dieser, mit dem strengen Verbote des Berggeistes bekannt, bisher nicht gewagt hatte. In der Nacht war es um seine Wohnung herum sehr unruhig, die Thüren klapperten, die Fenster klirrten, der Hund bellte erst, dann winselte er, aber immer schwächer, immer ferner. Als der Morgen graute, suchte der erschrockene Jäger den Hund. Er war verschwunden. In großer Entfernung vom Hause fand man die zerstreuten Glieder des zerrissenen Thieres. Seit dem wagt man es nicht, Jagdhunde in das hohe Gebirge zu bringen.

2.

Mannigfaltig sind die Launen des Rübezahls, oft straft er diejenigen, die ihn auf irgend eine Weise durch Herausforderung zu erbittern wagen, am häufigsten, indem er die Wolken zum Regen zusammenzieht, plötzlich Sturm und Gewitter erregt, die Wandernden in den wütesten, felsigen Gegenden irre leitet. Den betrügerischen jüdischen Roßtäuschern erscheint er auf einem stattlichen Rosse als ein vornehmer Herr, und wenn sie sich verleiten lassen, ihm das schöne Pferd abzuhandeln, verwandelt es sich nach kurzer Zeit in einen Strohwisch. Er hat wohl öfters verarmten Edelleuten aufgeholfen, die in schlechtem Anzuge auf magerm Pferde kummervoll durch das Gebirge ritten. Es begegnet einem solchen wohl ein stattlicher Ritter, der sich mit ihm in ein Gespräch einläßt. Er stellt irgend eine ungeräumte Behauptung auf, um eine Wette zu veranlassen. Der Verlierende soll dem Andern sein Pferd und seinen Anzug überlassen. Rübezahl verliert und der Glückliche reitet auf einem schönen Pferde weiter. Wenn er das Gebirge verläßt, fühlt er die Taschen beschwert und entdeckt mit

Vergnügen große Rollen von Gold. Wenn aber lockere Abenteurer, indem sie dergleichen erfahren, seine Wohlthätigkeit auf ähnliche Weise in Anspruch nehmen wollen, werden sie empfindlich getäuscht. Das Kleid verwandelt sich in trockenes Laub, das Pferd in einen Stock, der verblendete Reiter merkt die Verwandlung nicht und reitet in dem lächerlichsten Aufzuge durch die Dörfer. Arme Frauen, die Kräuter suchen, überredet er, als Wanderer erscheinend, die Kräuter aus dem Korbe zu werfen, und statt diesen füllt er ihn mit trockenem Laube. Nachdem er sich entfernt hat, wird der Korb schwer, keuchend tragen die Frauen, die sich betrogen wähnen, die übermäßige Last, die immer beschwerlicher wird. Endlich werfen sie den unnützen Haufen weg. Aber wenn sie nach Hause kommen, entdecken sie mit Erstaunen, daß die wenigen Blätter, die an dem Korbe hängen blieben, in Gold verwandelt sind. Sie kennen die Stelle, wo sie das Laub hinwarfen, sie eilen zurück, aber entdecken nichts. Arme Kinder hat er öfters beschenkt. In den Gebirgsörtern erscheint er, wenn arme Leute sich heirathen, als fröhlicher Gast, tanzt mit der Braut und überreicht ihr ein unscheinbares seidenes Band, dem Bräutigam eine Silbermünze. Nachdem er sich entfernt hat, ist das Band in einen kostbaren Schmuck, die Silbermünze in ein schweres Goldstück verwandelt. Eine gebärende Bauerfrau ist in Kindesnöthen, keine Hülfe in der Nähe, da meldet sich eine fremde Hebamme und wird mit Vergnügen angenommen. Das Kind wird fast ohne Schmerzen geboren, aber unter den Händen der Hebamme vermehrt sich die einfache Geburt, immer mehr neugeborne Kinder erscheinen, es wimmelt von schreienden Kindern in der kleinen Stube, der Prediger wird eilig herbei gerufen. Indem er aber die Kinder in die Hand nehmen will, verwandeln sie sich in Puppen, bis er das wahre Kind trifft, da sind die Puppen und die Hebamme verschwunden. Oft erscheint in den wütesten Gegenden des Gebirges ein willkommenes Wirthshaus, dessen Wirth Rübezahl ist, der nun seine Gäste auf die mannigfaltigste Weise foppt. Im Ganzen sind die Erzählungen sehr einförmig. Wir wollen eine

solche herausheben, die kurz und trocken erzählt bei Büsching vorkommt. (Volkssagen, Märchen und Legenden, gesammelt von Büsching, Leipzig bei Reclam, 1812. S. 36.)

I 3.

Eine Gesellschaft vornehmer Badegäste in Warmbrunn hatte sich vereinigt, um einen böhmischen Edelmann zu besuchen. Unter diesen befand sich der Freiherr von Emmerling, ein guter, wohlwollender Mann, der aber durch eine unglückliche Gewohnheit alle Heiterkeit der Gesellschaft zu vertreiben pflegte. Es war, als wäre ihm die Freude zuwider, immer mürrischer, je fröhlicher die Gesellschaft wurde, polterte, schalt er und erinnerte unaufhörlich, doch nicht den Anstand, den Ernst zu vergessen. Wenn die Uebrigen, unwillig über eine solche Störung, ihn baten, doch die kurze, schnell vorübergehende Lust zu ehren, erschien seine keinesweges liebenswürdige Frau, um sie in breiten Redensarten auf die Verdienste des Mannes aufmerksam zu machen. Bei diesen Eigenheiten des Ehepaars war es nur gar zu natürlich, daß man es von den fröhlichen Gelagen entfernt zu halten wünschte. Dieß Mal war es aber nicht möglich, mehrere von der Gesellschaft waren mit dem Herrn von Emmerling in genauer Verbindung, er selbst hatte sich aufgedrängt und schien sich von der fröhlichen Fahrt so viel Lust zu versprechen, daß man, I selbst heiter gestimmt, ihn dieses Mal verträglicher, als sonst, zu finden hoffte. An einem schönen warmen Sommermorgen fuhren vier glänzende Equipagen aus Warmbrunn, eilten schnell durch die langen Gebirgsörter, durch die holprigen Wege, die das Riesengebirge von Böhmen trennen, und erreichten gegen Abend das Schloß, wo man sie mit Sehnsucht erwartete. Viele Freunde hatten sich hier versammelt, man verlebte einige vergnügte Tage auf die anmuthigste Weise, obgleich die Launen des Herrn von Emmerling und die folternde, altkluge Weise seiner Frau mehr, als ein Mal, die Geduld der Gesellschaft

auf die schwerste Probe setzte. Der letzte Abend hatte die ganze Gesellschaft auf die traulichste Weise vereinigt. Das Gefühl, daß man sich nun nach einer kurzen Zeit der Lust und Freude trennen müsse, unterhielt eine stille Wehmuth, die man nur mit Mühe überwand. Freunde aus entfernten Gegenden hatten sich unvermuthet getroffen, um sich eben so schnell zu trennen; aber man beschloß die letzten Stunden ganz der Freude zu widmen, und die heiterste Stimmung verdrängte alle Erinnerung an Abschied und Trennung. Herr von Emmerling schien leider alle seine Launen für heute aufgespart zu haben. Er schien es absichtlich darauf anzulegen, jede keimende Freude zu stören, seine Frau ergoß sich in Sentenzen, und schon I wollte die Gesellschaft mismuthig auseinander gehen, als ein Fremder erschien, der Allen unbekannt war. Er war zu Pferde, bat den Wirth, seine Zudringlichkeit zu entschuldigen. Er habe, sagte er, sich in dem Gebirge verirrt, sein Pferd sei so müde, daß er nicht weiter könne; er nannte mehrere entfernte Freunde, und ward um so freundlicher empfangen, da er als ein einnehmender, gewandter und geistreicher Mann erschien, und seine Gegenwart die mismuthige Stimmung zu verdrängen versprach. Auch gelang es ihm. Schnell schien er die Verhältnisse aller Personen zu einander zu durchschauen, die geheimen Neigungen der Männer und Frauen schienen ihm bekannt, einem Jeden wußte er etwas Angenehmes, Erfreuliches zu sagen, und selbst das verdrießliche Ehepaar ward, ohne zu wissen, wie, von ihm bezwungen. Eine fröhliche, heitere Stimmung verbreitete sich unter die Gäste, keiner gedachte der nahen Trennung, und nur als die späte Nacht an die Ruhe mahnte, reichte man sich wehmüthig die Hände, und ein Jeder gedachte mit Schmerzen, wie schnell die genußvollen Stunden verschwunden waren.

Am andern Morgen standen die gepackten Wagen schon da, die ungeduldigen Pferde schnaubten, die Kutscher knallten mit den Peitschen; aber es dauerte lange, ehe man fertig ward. Die Frauen hatten, wie gewöhnlich, die wichtigsten Sachen bis zuletzt aufgespart, man hatte sich noch so Vieles zu sagen, so manches

Bedeutende zu verabreden, und als schon Alle in dem Wagen saßen, der traurige Abschied vorüber war, hatte man hier einen Kasten, dort ein Paket vergessen, ja kaum war eine kleine Strecke zurückgelegt, als schon wieder ein Halt dem vordersten Kutscher zugerufen ward. Eilig mußte ein Bedienter nach dem Schlosse zurückeilen, um einen Regenschirm zu suchen, den man nach langem vergeblischen Suchen doch nicht fand. So war ein bedeutender Theil des Tages vergangen, als man endlich schnell davoneilte. Die Wege waren nicht die besten, auf der Hinreise hatte man sich mit Wegweisern versehen, die man auf der Rückreise entbehren zu können glaubte. Die Kutscher nicht allein, auch die Herren bildeten sich viel auf ihren Ortssinn ein, daher entstand unterwegs öfters Streit, der eine wollte hier, der andre dorthin fahren. So verging der Tag und die Sonne neigte sich schon bedeutend, als man sich dem südlichen Abhange des rauhen Riesengebirges näherte. Die Frauen fingen schon an bedenklich zu werden, und eben hielt der vordere Wagen an einer Stelle, wo die Landstraße sich spaltete. Der Kutscher war ungewiß, welchen Weg er wählen sollte, die Herren stiegen aus, um zu berathschlagen, als ein Reiter sich den Reisen näherte. Es war der unbekante Fremde, der sich so liebenswürdig gezeigt hatte. Er behauptete diese Gegend genau zu kennen und rieth der Gesellschaft, den Weg rechts zu wählen. Sie sehen, sagte er, dort einige Häuser, es sind die ersten von einem Gebirgsdorfe, welches sich sehr lang in ein enges Thal hineindrängt. Wenn Sie dieses erreicht haben, können Sie ohne Sorge sein. Schroffe Felsenwände machen einen jeden Nebenweg unmöglich, wenige Berge, die nicht von bedeutender Höhe sind, verbinden die östliche Gebirgskette mit der westlichen, und in zwei bis drei Stunden können Sie schon den nördlichen Abhang erreichen. Der Weg ist so gut, wie man ihn hier, wo keine große Landstraße durch das Gebirge geht, erwarten kann, setzte er ironisch lächelnd hinzu, bedauerte, daß er die Gesellschaft nicht begleiten könnte, und ritt eilig weiter. Man beschloß seinem Rathe zu folgen und erreichte das Dorf. Aber es wollte kein Ende

nehmen, der Weg war abscheulich, die Wagen konnten nur langsam vorwärts, die Sonne sank, und als das Dorf zu Ende war, sah man nur die höchsten Bergspitzen röthlich erhellt, und die nächtliche Dunkelheit fing schon auf eine bedenkliche Weise an, sich in dem Thale zu zeigen. Langsam und vorsichtig fuhr man weiter, die Gesellschaft ward immer einsylbiger, die Frauen sahen furchtsam nach den starren Felsen, die auf beiden Seiten schroff in die Höhe stiegen. So brach die Nacht völlig ein, der Himmel war mit trüben Wolken überzogen, kein Stern ließ sich sehen, die Wagen sanken in tiefe Löcher, drohten öfters umzuwerfen. Je weiter man kam, desto mehr häuften sich die Schwierigkeiten, desto ärger ward der Knüppeldamm, dessen querliegende Balken, zum Theil verfault, mit heftigen Stößen die Räder in die tiefsten Löcher hineinstießen. Endlich erreichte die Verlegenheit, ja die Verzweiflung den höchsten Gipfel. Die Räder schwankten, als wollten sie aus den Speichen fallen, die Aren knackten, die Stangen zerbrachen und mußten gebunden werden, das Riemenzeug zerriß und die Pferde schnaubten, sprangen hin und her und waren nicht zu beruhigen. Schon lange waren die Herren insgesamt ausgestiegen und suchten zu helfen, wie sie konnten. Die Damen saßen voll Schrecken, und nur die abwechselnden harten Stöße preßten hier und da einen ängstlichen Schrei aus, welcher das allgemeine Stillschweigen unterbrach. Aber mit Entsetzen mußte man wahrnehmen, daß man nicht bloß mit schlechtem Wege und Dunkelheit zu kämpfen hatte. Zwischen den düstern Tannen der Felsenwände schienen nächtliche, riesenhafte Gestalten zu schreiten, es piff aus den nahen Schluchten, ein fernes Heulen ließ sich hören, ein geisterhaftes Wimmern schallte durch das enge Thal, und immer wilder wurden die Pferde. Plötzlich ertönte aus den Wagen lautes Geschrei. Die Kutscher wurden durch eine unsichtbare Gewalt von den Böcken gerissen, sie ließen die Zügel fallen, die Pferde hoben sich wildschnaubend in die Höhe, blieben aber festgewurzelt, wie durch Geistergewalt gebannt, stehen. Die Herren zogen die Säbel, spannten die geladenen Pistolen, obgleich sie von

Entsetzen ergriffen, wohl fühlten, daß sie in der Gewalt der Berggeister wären. Die Damen waren der Ohnmacht nahe. In dieser Lage entdeckte man vor sich einen hellen Schein, ohne zu wissen, wo er herkam. Ein muthiger junger Mann ging dem Scheine entgegen, das Thal und mit diesem der Weg bog sich links, und hinter der Biegung entdeckte er mit Erstaunen einen prächtigen, hell erleuchteten Palast. Er ging unerschrocken durch das große, offene Portal, über den breit gepflasterten Hof. Eine Reihe hellblau brennender Fackeln standen auf beiden Seiten der breiten hohen Treppe, die zu dem Haupteingange führte, und warfen eine magische Beleuchtung in das Gebäude hinein. Ein prächtig angezogener Pförtner empfing ihn höflich und ohne Verwunderung, er erzählte diesem kurz die Verlegenheit der Gesellschaft. Da zog der Pförtner an der Klingel, eine Menge Bedienten kamen zum | Vorschein, und an ihrer Spitze derselbe Fremde, der ihnen den Abend so angenehm vertrieben und dann den Weg gezeigt hatte. Ich habe Sie erwartet, sagte er, aber Sie sind sehr spät angekommen. Wo ist die übrige Gesellschaft? In der Nähe, antwortete der junge Mann, aber in der peinlichsten Verlegenheit, die Räder sind lose, die Stangen gebrochen, die Stränge zerrissen, die Kutscher von den Böcken gefallen, die Pferde unbändig, und das Grauen der Nacht hat die Frauen ergriffen. Er schämte sich hier, in der hellen Erleuchtung, gegen einen geistreichen Mann irgend etwas von den gespensterhaften Erscheinungen zu erwähnen. So wie der Unbekannte die Noth der Damen und Herren erfahren hatte, entstand auf seine Befehle die lebhafteste Bewegung. Bedienten mit Fackeln erschienen, und er selbst eilte, von dem kühnen jungen Manne begleitet, von den Bedienten gefolgt, dahin, wo er die Gesellschaft in der traurigsten Lage fand. Die Herren und Frauen wußten nicht, ob sie sich freuen oder entsetzen sollten, als sie eine große Menge Männer in fliegender Eile mit brennenden Fackeln kommen sahen. Doch bald waren sie beruhigt, als sie den Jüngling erkannten und nach ihm den räthselhaften Fremden, den sie voll Verwunderung hier wiedersahen. Als er in die Nähe der Wagen kam, waren alle

Pferde ruhig, die Kutscher | schienen aus einer Betäubung erwacht, richteten sich auf und setzten sich auf die Böcke. Man glaubte nicht, daß es möglich wäre, mit den beschädigten Wagen den Palast zu erreichen, schon wollten die Frauen aussteigen, um den kurzen Weg, von den Fackeln erleuchtet, zu Fuße zurückzulegen. Als man aber eine sorgfältige Untersuchung anstellte, zeigte es sich, wie sehr man sich durch das Schrecken der Nacht getäuscht hatte. Die Räder saßen fest, die Riemen waren unverletzt, die Stangen, die man zusammengebunden hatte, waren völlig unbeschädigt. Rasch rollten die Kutschen, der Weg war völlig eben und breit, in fliegendem Galopp ging es durch das Portal, und die Wagen hielten still. An dem Haupteingange stand wieder der Fremde als Wirth und empfing seine Gäste, ohne daß man begreifen konnte, wie er in solcher Schnelligkeit zurückgekommen war. Die Gesellschaft befand sich in dem großen Vorsaale. Zwischen großen Säulen standen Statuen, zwei kolossale Sphinxen ruheten an der breiten prächtigen Treppe, deren Stufen mit den buntesten persischen Teppichen bedeckt waren. An den Geländern erhob sich ein blühender Wald von Orangen, Granaten, Tulpenbäumen, Oleander, Pinien, Zwischen die Bäume drängten sich ungeheure Blumen, Malven, Rosen, Volkmannien, Tuberosen, Georginen, Melastomen, Hortensien, | in wunderbarer Fülle. Eine Masse von bunten Lichtern erleuchtete das Ganze. Verbindlich reichte der Wirth der Frau von Emmerling den Arm, die Uebrigen folgten, stumm vor Erstaunen, mit einem geheimen Grauen gepaart. Man stieg die Treppe hinauf, oben wurden die großen Flügelthüren geöffnet, und man trat in den Saal. Liebliche, himmlische Töne ließen sich, wie aus weiter Ferne, hören. Die seltsame Nacht und jetzt die glänzenden Lichter, die überirdische Pracht, der Duft von tausend Blumen, die wundersame Musik hatten schon die Gemüther gefangen genommen, daß sie sich beruhigt den Wellen der Zauberwelt hingaben, die von allen Seiten auf sie losstürmten, und wie uns im Traume das Seltsamste natürlich dünkt, so schien auch den Gästen nichts mehr räthselhaft. Fast ohne Erstaunen

traten sie daher in den Saal hinein, dessen Größe und Höhe ihnen sonst unbegreiflich sein mußte. Das hohe Gewölbe schien mit Wolken und Kindern bemalt, aber wenn man hinsah, schienen die Wolken sich zu senken und zu heben, die Kinder traten in der Verhüllung der Wolken zurück, wie hinter einen leichten Schleier, und drängten sich wieder hervor, hier einzeln, dort paarweise, sie schienen sich zu necken, zu tändeln. Ein helles Licht von oben erleuchtete Alles. Nach kurzer Zeit vereinigte sich das Ganze, das Licht leuchtete zauberisch in der Mitte, rings umgeben von einem leichten Kranze aus Wolken und Kindern, die lächelnd herunterblickten, wie aus Blättern und Blumen lieblich gewoben. An den Wänden sah man Säulen, bedeckt mit glänzenden Edelsteinen, deren Glanz kaum zu ertragen war. In der Mitte des großen Saals schien die gedeckte Tafel sich zu verlieren. Nicht Stühle umgaben den Tisch, sondern breite Bänke, mit weichen, prächtigen Polstern bedeckt, die einen Ueberzug von grünem Sammt hatten, der reich mit Gold besetzt war und von Edelsteinen strotzte. Von Ferne sahen sie eine reiche, mit Blumen bedeckte Wiese täuschend ähnlich. Man setzte sich. In der Mitte des Tisches sah man eine seltsame Verzierung. Bunte Gebirgsblumen schienen aus dem Tische hervor zu wachsen, man blieb ungewiß, ob sie natürlich oder künstlich wären. Auf dem Tische fand man eben so viele Gedecke, als Gäste da waren, und einem Jeden reichte von der blumenreichen Mitte her ein hervorspriessender Zweig eine ihm bestimmte Blume. Der kühne Jüngling sah sich gegenüber Tausendschön; neben ihm saß ein liebliches Mädchen, die er im Stillen liebte, und zu ihr ragte aus dem Blumenflor Männertreu lieblich herüber. Einer erkannte in seiner Nähe den blauen Enzian, ein zweiter Ringelblumen, eine gesprächige Dame das Gänsekraut, eine andere Löwenzahn. Der Herr von Emmerling und seine Frau saßen sich gegenüber, und aus der Mitte der Wiese drängte sich ein großer Haufen des feinsten Grases nach beiden Seiten den Gedecken des Ehepaars zu. Der Wirth war verschwunden und man vermißte ihn kaum. Die Erleuchtung ward immer

glänzender, nach beiden Seiten der Tafel schien der Saal sich zu verlängern. An der einen Seite erschienen eine Menge Gestalten wie nächtliche fratzenhafte Traumbilder, und eine seltsame Musik ertönte aus wunderbar gebildeten, unbekanntem Instrumenten, auf der andern Seite entwickelte sich eine ganze Welt tanzender Mädchen und Kinder. Die Mädchen tanzten schwebend auf rollenden Kugeln, näherten, umarmten, trennten sich, die Kugeln rollten unter ihren Füßen weg, aber schnell berührten sie andere mit den Fußspitzen, und enthüllten in gaukelnder Bewegung die anmuthigsten Stellungen. Die Kinder schienen aus den Wolken an der Decke herunter zu schweben, und liefen, wälzten sich, bald hier, bald da, und drängten sich zwischen die tanzenden Mädchen in üppiger Fülle. Indessen genossen die Gäste das herrliche Mahl. Die schönsten Weine, wie sie gewünscht wurden, brachte die eilige, aufmerksame Dienerschaft. Ueber einem Jeden schwebte ein Strohalm, man sah nicht, womit er befestigt war, er schien vielmehr frei in der Luft zu schweben. Die Diener belehrten die Gäste, daß sie nur unter diese Halme ihre Gläser halten sollten, und sogleich strömte aus diesen Halmen das frischeste Gebirgswasser perlend in die Gläser. So verging die Zeit, man verlor sich in die seltsamsten Gespräche, wie die Umgebung sie zu fordern schien, dankte dem Wirth, dessen Abwesenheit man jetzt erst gewahr wurde, und in die seligsten Träumen verloren, hatte man alle Schrecken der Nacht völlig vergessen. Der Jüngling und sein Mädchen sahen sich zärtlich an, die wundersame Umgebung hatte das Vertrauen, die Freude, den Muth geweckt, und das Bekenntniß der lange verhüllten Liebe spielte aus den Augen, bewegte die Züge des Gesichts, drängte sich wie die reife, im Verborgenen schwellende Frucht hervor auf die bebenden Lippen. Herr von Emmerling, nachdem er einige Gläser glühende Weine genossen hatte, ward aber immer verdrießlicher. Schon früher hatte er den wilden Gesprächen, die, wie in den tollsten Träumen, das Seltsamste als das Gewöhnlichste behandelten, zu steuern gesucht. Die Tänze auf Kugeln, bemerkte er, sind in der deutschen Geschichte

schon bekannt, in den alten Chroniken können Sie lesen, wie sich der Kaiser Friedrich der Zweite an diesem leichten Spiele ergötzte, was aber die ernsthafte Mitwelt ihm | von Rechtswegen vorwarf. Als aber alle Einreden nicht gehört wurden, als er die ganze Gesellschaft von den Wundern, die sie umgaben, wie verzaubert sah, stand er polternd auf. Auch die Uebrigen erhoben sich, um die Seltsamkeiten des Saals genauer zu betrachten. Schon lange hatte man unter den fratzenhaften Gestalten der Musiker in einem Winkel einen riesenhaften Mann wahrgenommen, mit einem langen, grauen Barte, einer ungeheuern, krummen Nase und brennenden Augen, von langen Augenbraunen düster beschattet. Er trug eine braune Mönchskutte, drehte unaufhörlich und emsig an einem Instrumente, einer Drehorgel nicht unähnlich, und sah unbeweglich, starr, ernsthaft, fast mürrisch vor sich hin. Herr von Emmerling fühlte sich nach dieser finstern Gestalt unwiderstehlich hingezogen. Er näherte sich ihm, redete ihn an, erhielt aber von der seltsamen Gestalt keine Antwort, er sah starr vor sich hin, indem er fort drehte, obgleich das Instrument, wie man jetzt in der Nähe vernahm, gar keinen Ton von sich gab. Mein Herr, sagte der Herr von Emmerling, verwechseln Sie mich nicht mit den übrigen Thoren, die sich an diesen Gaukelpossen ergötzen. Bald werden unsere Frauen sich auf die rollenden Kugeln stellen und die Männer ebenfalls. Es ist unerlaubt, unser freundlicher Wirth hat uns durch Phantasmagorien und optische Täuschungen vortrefflich zu unterhalten gesucht, aber das unbesonnene Volk scheint in einen gefährlichen Aberglauben zu verfallen. Sie müssen uns Aufklärung verschaffen. Zeigen Sie doch die Maschinen, die Hohlspiegel, die Instrumente, denn obgleich ich Manches zu verstehen glaube, so ist mir doch Vieles noch räthselhaft. So sprach der Herr von Emmerling unablässig, und als der alte Mann still schwieg und ihn drohend ansah, suchte er ihn aus dem Winkel, hinter welchem er die verborgene Maschinerie versteckt glaubte, mit Gewalt zu vertreiben. Der Alte stieß ihn zurück und sprach mit hohler Stimme:

Laß mich stehen,
 Ich muß drehen,
 Daß die Gestalten
 Zusammen halten.
 5 Siehst Du nicht die rauhen Hände?
 Hörst Du nicht den wilden Bach?
 Fluthen reißen an die Wände,
 Geister an das lose Dach. —
 Laß mich stehen,
 10 Ich muß drehen. —

Der Herr von Emmerling war durch diese Anrede des Alten wie betäubt, eine lange Zeit schwieg er still und schien ernsthaft nachzudenken. Jetzt wird mir Alles klar, | rief er auf einmal laut, es ist eine höchst merkwürdige magnetische Erscheinung, ein hoher Grad des Hellsehens hat sich bei der ganzen Gesellschaft wunderbar entwickelt. Ich bin mit den Magnetiseurs in Berlin, München und Stuttgart in Verbindung, und habe dem Herrn Kieser in Jena Beiträge versprochen. Daß mir nur kein merkwürdiger Umstand entgeht. Es ist in der That ein großes Glück, daß ich allein unter allen diesen Träumenden der einzige sich Bewußte, daß ich völlig wach bin. Er nahm hierauf ein Taschenbuch heraus und fing an, alles, was der Gesellschaft, seit sie dieses wunderbare Haus betrat, begegnet war, sorgfältig aufzuzeichnen. Der Jüngling, der in der Nähe stand, hatte mit Verwunderung diese Aeüßerungen gehört. Aber, mein theuerster Herr von Emmerling, sagte er, erinnern Sie sich doch nur, daß Sie ja ein Theil der magnetischen Vision sind. Sind wir wirklich in einen magnetischen Zustand versetzt, dann ist alles, was um uns vorgeht, unser Traum; Sie aber, wenn Sie nicht träumen, sind ja nur ein Traumbild unserer Vision, Sie sind gar nichts. Wie können Sie nun Bemerkungen anstellen, ein Phantasma über die Phantasie, deren Geschöpf es ist, reflektiren? Ein bedenklicher Fall, wie Sie nicht läugnen können. Herr von Emmerling nieste. Prosit! sagte der Jüngling. | Und Beide schwiegen eine

Zeitlang. Wenn ich Alles genau bedenke, fing darauf der Herr von Emmerling an, so findet hier etwas Seltenes statt; ich sehe als besonnener Beobachter von innen aus dem Traume heraus, da es sonst den Beobachtern nur vergönnt ist, von Außen durch die Erzählung in die Welt des Hellsehens hinein zu sehen, — eine Diferenz der Richtung, aber in der That nichts weiter. Aber ich bitte Sie, ist es nicht klar, daß das ganze Haus ein magnetisches Banquet ist? Die Bäume auf der Treppe sind magnetisirt, die narkotischen Düfte der Blumen erhöhen den magnetischen Zustand, eiserne Geländer leiten die Wirkung nach allen Punkten, eiserne Stangen sehen Sie an den Wänden, und die wasserhaltigen, schwebenden Strohhalme sind wichtige Werkzeuge, den wunderbaren Effekt zu erhöhen. Die Drehmaschine, die jener Magnetiseur in beständiger Bewegung erhält, ist ohne allen Zweifel mit einer Menge beweglicher Magnete erfüllt, die mannigfaltig untereinander spielend eine fortdauernde Beziehung gegen das Ganze unterhalten. Stören Sie unsere lobenswerthen Forschungen nicht, sprach er ferner, indem er sich dem Alten wieder näherte, von welchem er sich kurz vorher furchtsam entfernt hatte, denn wahrlich, die Geheimnisse Ihrer Drehmaschine müssen wir genau untersuchen. Der Alte drehte mit der linken Hand unaufhaltsam fort und berührte den Herrn von Emmerling, als er ihm nahe genug trat, mit einem Stabe. Kaum war er berührt, als er in eine beständige unruhige Bewegung gerieth, wobei er fortdauernd sprach, die Geheimnisse der Maschine entwickelte und den Jüngling über die Natur der scheinbaren Bezauberung aufzuklären suchte. Aber, mein Herr, sagte der Jüngling, Sie haben seit Kurzem seltsame Gewohnheiten angenommen, was in aller Welt bedeutet die beständige Kopfbewegung, es kommt mir fast vor, als wenn Sie jeden Satz, den Sie entwickeln, durch einen Kopfstoß einleuchtender machen wollten. Bei Gott, Sie haben mich empfindlich gestoßen, die Lippen schwellen, das Gesicht verändert sich, es wachsen Ihnen Hörner aus der Stirne, mein Lieber, was bedeutet das? Ich habe, sagte Herr von Emmerling, sehr undeutlich und stotternd, eine Bemerkung

gemacht, eine Bemerkung — Bemerkung — merk — merk, o ich merke, ich merke — merk — merk — merke. Die Lippen waren völlig zur Schnauze angewachsen, die Augen zurückgetreten, das ganze Gesicht behaart, die Hörner völlig heraus gewachsen, und ein vollendeter Bockskopf ward von den Schultern des verwandelten Mannes getragen. Indem diese Verwandlung geschah, ward die Musik wilder, der Tanz der Mädchen und Kinder verlor sich in wunderliche Sprünge, die Lichter brannten dunkler und röthlicher, und ein geheimes Flüstern und Kichern, wie von unsichtbaren Gestalten, ließ sich allenthalben in dem Saale hören.

Die lauten Gespräche hatten die Aufmerksamkeit der übrigen Gesellschaft auf sich gezogen, sie verließ die Tanzenden, und versammelte sich spottend und lachend um den Verwandelten, der durch die seltsamsten Sprünge ergötzte, und bald hier, bald da sich durch Stöße zu rächen suchte. Die Frau von Emmerling war eben im Begriff einzuschlummern, als sie von der lärmenden Gesellschaft gestört ward und sich neugierig zudrängte. Wer vermag ihre Wuth zu schildern, als sie die Verwandlung ihres Mannes wahrnahm und wie er der Gegenstand des Gespöttes war. Sie schalt, schimpfte und fluchte dem Wirth, der ihr ein boshafter Zauberer schien. Vergebens ward sie gewarnt, den Zorn des mächtigen Geistes nicht gegen sich zu waffnen, sie brach in die heftigsten Verwünschungen aus und ruhte nicht eher, als bis sie, von dem Stabe berührt, einen Ziegenkopf erhielt. Das verwandelte Ehepaar sprang nun gemeinschaftlich. Aus den thierischen Gesichtern schienen sie sich zärtlich anzublicken, dann schlürften sie Wasser, welches, man wußte nicht, wie, in großen Gefäßen neben ihnen stand, umarmten sich springend und hüpfend, und sanken zuletzt hin, an den Plätzen, die ihnen am Tisch angewiesen waren, indem sie, wie es schien, mit unendlichem Behagen das feine Gras verzehrten, welches für sie aus der Tafel hervor zu wachsen schien.

Eine bachantische Wuth hatte die ganze Gesellschaft ergriffen, Frauen und Männer liefen, sprangen, schrien, sangen unter-

einander, bis sie taumelnd und besinnungslos unter lautem Gelächter auf die Polster hinsanken und einschliefen.

Die Liebe, sagt man, sei mächtiger, als aller Zauber, sie selbst sei der größte. So stand der Jüngling ruhig neben seinem Mädchen, während die Uebrigen von der wildesten Wuth bewegt wurden, und als Alle hingesunken waren, schienen sie wie in der größten Einsamkeit nur für sich da zu sein. Da gestand der Jüngling seine lange verborgen gehaltene Liebe, und das blühende Mädchen sank in seine Arme.

Ein schneidender, schnarrender Ton, der zitternd durch den ganzen Saal drang, erweckte das liebende Paar aus dem seligen Rausch. Er kam aus der Maschine hervor, die der Alte nicht mehr drehte. Das Licht von oben ward immer düsterer, die Wände zogen sich sichtbar zurück. Die Musiker erschienen immer | ferner, die Musik immer schwächer, die tanzenden Mädchen und Kinder schienen sich in Nebel zu verlieren, ein Bach strömte rieselnd durch den Saal, das Dach öffnete sich, der sternenhelle Himmel blickte herein, und von Entzücken und Betäubung übermannt, sanken nun auch die Liebenden neben einander auf die Bank hin.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als der räthselhafte Fremde, von einem Bedienten begleitet, durch das Thal ritt. Auf dem Wege hielten die Wagen, die Kutscher knallten mit den Peitschen. Neben der breiten Landstraße sah man eine schöne blumenreiche Wiese, von Felsen umgeben und durchschlängelt von einem lieblichen Bache. Im Grase lag eine Gesellschaft von Herren und Frauen im tiefsten Schlafe kreisförmig gelagert. Der Fremde stieg vom Pferde ab und ging auf die Gesellschaft zu. Wachen Sie auf, sagte er, es ist hoch am Tage und nicht gesund, im Grase zu schlafen, indem er zugleich die nächsten Herren schüttelte. Alle fingen an sich zu strecken, rieben sich die Augen und sahen vor sich hin. Blauer Enzian, sagte einer und sah diese Blume neben sich blühen, Ringelblumen, rief der zweite, Gänsekraut, lispelte eine Dame, Löwenzahn, eine andere; schönes, weiches Gras, riefen Herr und Frau von Emmerling zugleich. Ach Männertreu, sprach

das liebe Mädchen, indem sie den | Geliebten und die Blume zärtlich anblickte, Tausendschön, erwiderte der Jüngling, und sah neben sich die Blume und das Mädchen.

Nach und nach schienen sich die Schlafenden zu besinnen, richteten sich auf, sahen sich mit Verwunderung wechselseitig an, betrachteten mit stillschweigendem Erstaunen die unbekannte Gegend, und erblickten nicht ohne Grauen den Fremden, der schon zu Pferde saß, der Gesellschaft lächelnd ein Lebewohl zurief und verschwand. Herr von Emmerling brach das Stillschweigen zuerst. Das nasse Gras ist doch schädlich, ich bin durch und durch erkältet, sehen Sie, wie mir die Lippen geschwollen sind. — Die Uebrigen blickten ihn an und glaubten noch die Bocksphysiognomie zu erkennen. Ich bin von einer unangenehmen Heiserkeit befallen, sprach die Frau, und die Gesellschaft erkannte die meckernde Stimme.

Der Jüngling und sein Mädchen waren die einzigen, die sich der selig verlebten Stunden wohl bewußt waren, ja die aufgeschlossene Zauberwelt der Liebe schien ihnen die andere freundlich näher zu rücken, begreiflicher zu machen. Der Jüngling erfuhr von den Bedienten, wie sie nach einem entfernten Gebäude waren gebracht worden, wo sie und ihre Pferde wohl versorgt die Nacht ganz ruhig zugebracht hätten, wie ein Bedienter etwa vor einer Stunde erschien, der sie, nachdem sie angespannt hatten, hierher begleitete und verschwand.

Man setzte sich darauf, noch voller Verwirrung, in die Wagen, und besonders Herr und Frau von Emmerling waren, sie wußten selbst nicht deutlich, warum, höchst verdrießlich. Als man aber aus den rauhen Gebirgswegen heraus war, als man die lieblichen schlesischen Dörfer erreichte, wo die heitere Sonne die schönsten Gegenden erleuchtete, und nun vor einer Schenke still hielt, um zu frühstücken, hatte der fröhliche Tag einen Jeden in die freundlichste Stimmung versetzt. Man gestand sich nun, daß der Fremde, der nächtliche Wirth, kein anderer, als der launenhafte Herr des Gebirges, sein könnte, die geschwollenen Lippen des Herrn von

Emmerling und die Heiserkeit seiner Frau waren verschwunden, und sie selbst schienen die Foppereien der Nacht vergessen zu haben. Begierig griff Herr von Emmerling nach seinem Taschenbuche, um zu erfahren, was er, umfassen von den Zaubereien der Nacht, aufgezeichnet hatte, aber er fand fast ausgebliehene 5 magische Charaktere, die er nicht zu enträthseln vermochte.

Wenn das Ehepaar sich der Übeln, alle gesellige Fröhlichkeit störenden Gewohnheit überließ, erinnerte, | wie man versichert, die schwellende Lippe den Mann, eine plötzliche Heiserkeit die Frau an die Gewalt des fernen Rübezahl, und nachdem sie, nicht 10 ohne Schrecken, diese Erfahrung einige Mal gemacht, verschwand die üble Laune ganz, und in allen fröhlichen Kreisen ward das liebenswürdige Ehepaar mit Vergnügen gesehen.

Der junge Mann ward wenige Monate später mit seiner Geliebten verbunden, und feierte in einer glücklichen Ehe das Andenken 15 der seligen Nacht, die in einer so seltsamen Umgebung die Knospe der verborgenen Liebe aufschloß.

4.

Ein Wanderer kroch mit vielen Beschwerden unter den wild zusammengehäuften Steinhäufen des einsamsten Gebirges umher. Er mußte nicht ohne Gefahr von einem großen Steine auf den andern springen, schwankend und unsicher die steilsten 25 Höhen herunterlaufen, über reißende Bäche setzen. Wie glücklich bin ich, sagte er zu sich selbst, daß ich noch immer meinen alten guten Stab habe, der mir nun so viele Jahre | lang treue Dienste leistete. Indem setzte er ihn an, um über einen herunterstürzenden Bach zu springen. Der Stab gerieth zwischen große Steine, 30 und wie der Wanderer sich auf ihn verlassend hinüberschwang, brach der Stab und er fiel unsanft in den Bach hinein. Klagend raffte er sich wieder auf und schien die Stöße beim Fallen weniger zu achten, als den Verlust des Stabes. Wie soll ich nun von der

steilen Höhe herunterkommen, rief er klagend, da ich von meinem treuen Stabe, von meiner alten gewohnten Stütze verlassen bin. Was fehlt Dir, sprach plötzlich Jemand dicht hinter ihm mit hohler, 5 rauher Stimme. Der Wanderer wandte sich um und sah eine große Gestalt, mit einem finstern Gesichte, in einen Mantel gehüllt. Er erschrak, erholte sich aber und erzählte nun seinen großen, wie ihm dünkte, unersetzlichen Verlust. Was wimmerst Du, antwortete die Gestalt, als wenn in dem Gebirge keine Bäume wären, die Dir die schönsten Stäbe geben könnten. Da, nimm meinen, sprach er 10 ferner und entfernte sich.

Der Wanderer hatte eben die Grenze des Knieholzes erreicht, zwischen dem niedrigen Gestrüppe schritt die Gestalt mit gewaltigen Schritten und schien immer größer, je weiter sie sich entfernte; zuweilen schien sie wie in dem Nebel zu zerfließen, dann trat sie 15 wieder | in großer Entfernung deutlich hervor und verschwand zuletzt ganz. Der einsame Wanderer ging indessen, getröstet durch das Geschenk, muthig weiter. Aber kaum hatte er einige Schritte zurückgelegt, als ihm der neue Stab höchst beschwerlich ward. Wo er ihn hinsetzte, glitschte er aus, es gelang ihm nie, ihn auf einen 20 Stein zu stellen, immer sank er zwischen die Haufen, so daß er ihn nur mit großer Anstrengung wieder herausziehen konnte. Dabei ward er immer schwerer. Der ermüdete Wanderer schien zu vergessen, daß der Stab ihm als Stütze dienen sollte. Mühsam sprang er von einem Steinhaufen zum andern, rutschte die steilen Höhen 25 herunter, indem er den Stab in der Hand trug, der immer schwerer ward, er trug ihn nun rechts, dann links, endlich mit beiden Händen, und schlich so keuchend weiter. Aber auch das ward ihm zu beschwerlich. Er legte den Stab auf die Schulter, wechselnd mit der rechten und linken, endlich auf den Nacken, indem er ihn 30 mit beiden Händen festhielt. So ging er in der beschwerlichsten Stellung an den steilsten Abgründen. Zuletzt ward ihm die Last fast unerträglich. Nun schlepte er den Stab, alle Kräfte aufbietend, hinter sich her, aber jetzt schien er in die Erde zu wurzeln, und er mußte ihn, immer von neuem, mit krampfhafter Anstrengung

losreißen. Um dieses desto besser | thun zu können, setzte er sich
reitend auf den Stab. Jetzt ließ er auf einmal los und flog mit ihm
in gewaltigen Sprüngen dicht an den schwindelnden Abgründen,
längs dem Aupengrunde, am Rande der sieben Gründe, dann über
das große Rad, die Sturmhaube, an den Teichen vorbei, immer
wilder, immer schneller, der Angstschweiß lief stromweise von
seinem Gesichte herunter, mit krampfhafter Aengstlichkeit hielt er
sich an dem Stabe fest. Endlich war die Gegend milder, er befand
sich in einem gebirgigen Tannenwalde, der Stab ruhte, und er warf
ihn, indem er wie aus einem tiefen Traume, sich noch nicht ganz
bewußt, erwachte, fluchend weit von sich. Kaum hatte er sich von
dem beschwerlichen Werkzeuge befreit, als er ein anderes, dicht
neben sich stehend, sah und seinen alten Stab unverletzt wieder
erkannte. Mit Vergnügen ergriff er diesen und wanderte fort,
indem er sich nach und nach erholte. Der Wald ward lichter, die
Gegend freundlicher, eine grüne Gebirgswiese lag vor ihm und in
der Ferne ein Dorf. Hier besann er sich völlig, jetzt erst war es ihm
wunderbar, den eigenen Stab unverletzt in den Händen zu haben,
da er ihn doch in einer weit entfernten Gegend zerbrochen hatte.
Daß die finstere Gestalt der Herr des Gebirges sein mußte, war
ihm gewiß, er erinnerte sich vieler ähnlicher Erzählungen, | und
zweifelte nicht, daß der Stab sich in Gold verwandelt hätte. Nach-
dem er in einer ärmlichen Wohnung ausgeruht, suchte er, von
einem Bauer begleitet, die Stelle, die er genau zu kennen meinte.
Aber der Stab war nirgends zu finden.

5.

Ein Kutscher rollte ein Rad mit vieler Mühe durch das Gebirge. Er
hatte es eben eine große Höhe hinaufgeschleppt, als er es ermü-
det an einen Baum lehnte, sich selbst an einen andern hinlegte
und einschlieft. Rübezahl nahm die Gestalt des Rades an. Der
Kutscher erwachte, um es weiter zu rollen, aber es schien erst

jeder Bemühung zu widerstreben, es war nicht von der Stelle zu
bringen. Mit vieler Anstrengung riß er es von dem Baume los,
aber nun fiel es zentnerschwer auf die Erde und war durch keine
Kraft aufzuheben. Endlich, wie er fluchend und erschöpft alle
Hoffnung aufgab, schien das Rad sich, kaum berührt, wie von
selbst aufrecht zu stellen, und nun rollte es mit großer Schnel-
ligkeit über Wurzeln und Steinhaufen den Berg herunter. Der
Kutscher lief keuchend | dem Rade nach. Er sah mit Verwun-
derung, daß es mit gleicher Leichtigkeit bergauf, wie bergunter,
rollte. Wenn er weit entfernt war, schien es langsamer zu gehen,
und der Kutscher hoffte es erreichen zu können. Wenn er aber
ganz nahe war, daß er es schon zu ergreifen meinte, rollte es in
großer Eile weiter. So lief das Rad, der Kutscher hinter her, über
Berg und Thal, endlich gelang es ihm, es zu ergreifen, er hielt es
mit aller Kraft fest, da sank das Rad hin und zog ihn mit sich zu
Boden. Plötzlich erhob es sich aber, flog durch die Luft und blieb
auf einem Misthaufen vor der Wohnung seines Herrn mit dem
ganz erschöpften Kutscher liegen.

6.

In Warmbrunn wohnte ein stiller Handwerker in einem entfernten
einsamen Hause. Er lebte in großer Armuth, ging fast mit keinem
Menschen um und beschäftigte sich, wie man erzählte, mit che-
mischen Versuchen, hoffte die Goldtinktur zu finden und durch
geheime Kunst große Schätze zu erwerben. Oft ging er einsam
in den wilden Gebirgen hinter dem Kynast, verlor sich in den
dichten Wäldern und kam in der Dämmerung erst wieder zurück.
Einem einzigen Manne, mit welchem er öfters sprach, hatte er
vertraut, wie das wilde Gebirge ihn mit geheimer Kraft anzöge,
wie ihm das Herz aufginge in den einsamen Schluchten, und wie
dort für ihn das Geheimniß seines Lebens und große Schätze ver-
borgten wären.

Einst, als er so, trübseliger, als gewöhnlich, hoch in dem Gebirge unter düstern Tannen wanderte, sah er in der Ferne ein helles Leuchten, er kam näher und entdeckte eine Gitterthüre, die eine erleuchtete Höhle verschloß. Darinnen nahm er große offene Kisten wahr, in diesen erblickte er große Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen, und das röthliche Gold schien ihm wie mit geheimem Zauber zu winken. Eine große Gestalt stand dicht neben ihm. Alle diese Schätze sind Dein, sagte sie, nur merke Dir die Stelle genau, wenn Du in drei Tagen wiederkömmst, wird die Gitterthüre offen sein. Die Bäume ließen durch eine lichte Stelle einen freien Blick in das breite Thal offen. Links vom Kynast weg erkannte man den Thurm in Hermsdorf, kaum hinter dem Berge hervorragend, über der Ruine lag der Thurm von Warmbrunn und im Hintergrunde Hirschberg. Die Gestalt zeigte die Stellung der Thürme und entfernterer Gegenstände gegen einander äußerst genau. Präge Dir es wohl ein, wenn Du die Stellung grade so wieder erkennst, hast Du die Stelle gefunden, wenn Du Dich dann umsiehst, wirst Du die Höhle erleuchtet und eröffnet finden und glücklich sein. Der bestürzte und entzückte Handwerker strengte sich an, übte sich auf alle Art, ging weg, kam wieder, und glaubte nun seiner Sache völlig gewiß zu sein. Da hast Du eine Schaumünze, sagte die Gestalt, damit Du nicht Alles für einen bloßen Traum hältst, gab ihm eine goldne Münze mit fremder räthselhafter Inschrift und verschwand. Als der arme Mann sich umsah, war auch die Höhle verschwunden, und er würde Alles für ein Gaukelspiel gehalten haben, wenn nicht die goldene Münze ihn von der Wirklichkeit überzeugt hätte.

Nachdenklich ging er zu Hause, merkte sich jeden Schritt, bezeichnete einige Bäume, und eilte am dritten Tage ungeduldig die Stelle zu suchen. Er fand die bezeichneten Bäume, er erkannte den Fußsteig, er sah den Fels in der Ferne und versuchte nun sich in der Gegend zurecht zu finden. Der Hermsdorfer Thurm erschien schon links neben dem Kynaster Schloßberge hervortretend, aber er konnte den Thurm in Warmbrunn nicht über der

Ruine finden. Endlich, nach langem unruhigen Suchen, sah er ihn, aber der Hermsdorfer hatte sich tückisch hinter den Berg versteckt. Er ward unruhig, er stieg hinauf und herunter, stellte sich tiefer hinein und weiter hervor, nun rechts, dann links. Bald schien ein Theil der Gegenstände in der richtigen Stellung, er suchte die übrigen, dann verschoben sich die ersten. Der Angstschweiß floß von seinem Gesichte herunter, die Augen fingen an wild zu rollen, immer emsiger suchte er die wahre Stellung, immer furchtbarer starrte er in die Gegend hinein. Da — so — ich habe es, und für einen Augenblick erheiterte sich sein Gesicht, aber wie er wieder hinsah, war Alles anders. So von der furchtbarsten Pein fortdauernd getauschter Erwartung bis zur höchsten Verzweiflung gequält, blickte er bald von dieser, dann von jener Stelle in die Gegend hinaus, bis die Dämmerung alle Gegenstände verbarg. In Wahnsinn versunken suchte er die Stellung jeden dritten Tag auf dieselbe qualvolle Weise immer vergebens wieder.³

³ In den Salzburger Gebirgen hörte ich dasselbe schauerhafte Märchen.

Die schlafende Braut.

Novelle.

| Der fünf und sechzigjährige Herr von Brisson hatte auf seinem 5
 Gute Roussillon eben seinen fast zwei und neunzigjährigen Vater
 begraben. Dieser durchlebte ein so ungewöhnliches Alter fast ohne
 Krankheit. Erst in den letzten fünf Jahren hatte er seinem Sohne die
 Güter abgetreten und alle Welt erstaunte über seine Leibes- und
 Geisteskraft; denn er hatte das achtzigste Jahr erlebt, ohne daß 10
 seine Haare grau wurden, er las fast bis in sein neunzigstes Jahr
 ohne Brille, und seine Stimme hatte eine Klarheit und Kraft, seine
 Gedanken eine Schärfe und Bestimmtheit, daß man wohl Grund
 hatte, sich über ihn zu verwundern. Noch kurz vor seinem Tode
 stieg er rüstig den Berg herunter, auf welchem das Schloß lag, 15
 und konnte wohl eine Meile gehen, ohne sonderlich ermüdet zu
 erscheinen. Noch erwartete man keineswegs seinen Tod, als die
 Anzeichen des Sterbens immer deutlicher hervortraten, er fing
 an schwer zu hören, das Auge wurde matt, so daß er die Gegen-
 stände nicht zu unterscheiden vermochte, die Zunge schien fast 20
 sichtlich zu wachsen und bewegte sich schwer, | der Puls ging
 langsam und schien zuweilen still stehen zu wollen; auch ward
 sein Gang immer schwankender und unsicherer, bis er sich legen
 mußte. Alle diese Zeichen des nahenden Todes entwickelten sich
 in weniger als zwei Wochen. Der greise Herr schien während 25
 dieser Zeit so heiter, wie gewöhnlich, nur war sein Sinn ganz
 nach innen gerichtet, und von der Erde und ihrer Noth und ihrem
 Jammer, der eben in allen Ländern überaus groß war, gänzlich
 ab und dem Himmel zugewandt. Herr von Brisson war in seinen
 jüngern Jahren Hugenott geworden und hatte immer ein überaus 30
 frommes und christliches Leben geführt; auch war er gegen seine
 Unterthanen, wie gegen Arme und Verfolgte, welches Glaubens
 sie auch sein mochten, äußerst mildthätig gewesen, und obgleich
 er in schweren Zeiten mit verständigem Sinn seine irdischen Güter

verwaltete, so erschien er doch fast als Verschwender, wenn es
 darauf ankam, einen Hülfbedürftigen zu unterstützen. Während
 daher im ganzen Lande der Haß zwischen den Hugenotten und
 Katholiken wüthete, lebten beide Religionsparteien auf seinen
 5 Gütern friedlich beisammen. Es war, als wenn der allgemeine
 Sturm, der damals ganz Europa beunruhigte, hier seine Macht
 verloren hätte, und obgleich die eifrigsten Genossen des Bundes
 ihn einen schlechten Hugenotten schalten und die Katholiken
 mit ihren Glaubensgenossen auf den Gütern des Herrn Brisson
 10 sehr unzufrieden waren, so übte er dennoch eine so große Gewalt
 über seine Unterthanen aus, daß der Gedanke an den greulichen
 Religionshaß innerhalb seines kleinen ruhigen Besitzes gar nicht
 aufkommen konnte. Wer ihn noch nährte, war gezwungen ihn zu
 verbergen, oder die hugenottischen und katholischen Gemeinden,
 15 die hier ruhig nebeneinander lebten, zu verlassen. Aber selbst die
 hugenottischen Prediger, wie die katholischen Pfarrer, theilten
 die Gesinnung ihres Herrn, denn sie erkannten, wie der göttliche
 Segen sichtbar auf allem ruhte, was der alte Herr unternahm.
 Dieser Segen indeß war nicht ohne große Noth und viele harte
 20 Kämpfe errungen worden, und die alten Leute der Brissonschen
 Güter erinnerten sich aus ihrer Jugend wohl der mannichfaltigen
 Greuel, die auch hier stattgefunden hatten. Es war nicht zu ver-
 wundern, daß die Nachricht von der plötzlich eingetretenen Hin-
 fälligkeit des greisen Herrn einen allgemeinen Schrecken erregte.
 25 Denn so ist der Mensch; eine alte Gewohnheit des Lebens, auch
 wenn ihr Fortbestehen an ein vergängliches menschliches Dasein
 geknüpft ist, scheint ihm, je länger sie dauert, desto fester begrün-
 det zu sein, und so war ihnen der Tod des Herrn von Brisson, den
 sie lange hätten erwarten sollen, unerwartet und schrecklich. Um
 30 | desto seltsamer erschien diese Furcht, da sein Sohn, selbst schon
 im hohen Alter, die körperliche Gesundheit, die geistige Kraft und
 die milde Gesinnung seines Vaters geerbt hatte; auch er war, wie
 der Vater, ein vielerfahrner Mann, der mancherlei tiefe Studien
 getrieben, auch sich auf Reisen und in den damals nur zu häufigen

Kriegen erprobt hatte. Nur freilich in einer Art unterschied er sich sehr von seinem Vater; denn dieser war immer heiter, und ein wunderbares mildes Lächeln, wie das eines segnenden Geistes, spielte um seine Lippen und verklärte seine Augen. Der Sohn aber war still und wie in sich selbst versunken. Eine trübe Hoffnungslosigkeit und ein tiefer Schmerz, schienen auf seiner Seele zu lasten, und sie erschienen denen, die mit ihm umgingen, dann eben am schrecklichsten, wenn er sie auf kurze Augenblicke vergessen hatte; denn die kurze Freude war dann wie ein fremder eiliger Gast, der ihn schnell begrüßte und wieder verließ. Eben weil sie den jungen Herrn wie den alten liebten, fürchteten sie nun, daß das geheime Weh, wie es aus dem schmerzvollen Blicke des Sohnes hervortrat, mit dem Tode des Vaters mächtig werden und die Freude ganz verscheuchen würde. Wenn die Bewohner der Güter bis jetzt in den lustigen Ebenen heimisch gewesen waren, fröhlich mit den Bäumen aus|schlugen, mit den Blumen blühten, mit den Früchten rasten und während des Winters im Genusse ruhten, während das Gebirge, welches sie fast ganz umringte, ihnen eine freundliche Einhegung der lieblichen Heimat schien: so war es ihnen jetzt, als regten die felsigen Zacken drohend ihre Häupter, als müßten die Gewässer, wild brausend, Felder und Gärten zerstörend, von den hohen Gebirgen herabstürzen, als ruhte in den dunkeln Schluchten der geheime Schmerz, der ihnen bis jetzt verborgen geblieben war, aber nun mächtig werden sollte.

Man hatte sich Mancherlei erzählt von dem greisen Herrn, der jetzt, nach so langen Jahren, sterben sollte. In seiner Jugend, versicherte man, habe er eine geheime Kenntniß mancherlei tief verborgener Kräfte der Natur erlangt. Er kenne, behauptete man, die geheimen Gesetze, nach welchen die Sterne und ihr Lauf geordnet wären, und wie das Schicksal der Menschen von ihren Einflüssen abhängen. Er stehe, erzählte man, mit dem Geiste des Gebirges in geheimem Bunde und vermöge ihn zu bändigen und zu beherrschen. Man erzählte sich, wie, während Ueberschwemmungen und Bergstürze in benachbarten Gegenden viele Verwüstungen

angerichtet hätten, die freundliche Thalweitung, in welcher die Güter des Herrn von Brisson lagen, verschont | geblieben waren. Dieser Berggeist, der ihnen bis jetzt so freundlich erschien, würde sich, so fürchtete man, von der Knechtschaft befreit, wegen des Zwanges, den er geduldet habe, rächen wollen; ja man glaubte, daß der Sohn sich vergebens bemüht hätte, ihn, wie der Vater, zu beherrschen, daß sein tiefer Schmerz eben daraus entspringe, daß er nun die Rache des entfesselten Geistes befürchte.

So herrschte, als die Nachricht des bevorstehenden Todes des Herrn von Brisson ertönte, in der ganzen Gegend nicht bloß Trauer, sondern Entsetzen. Die schöne friedliche Zeit schien ihnen nun verflossen, und sie erwarteten mit Schrecken die wunderbaren Zeichen, die den Tod ihres uralten Beschützers begleiten würden. Alle Glocken läuteten, die Katholiken beteten ihren Rosenkranz, riefen alle Heiligen an; die Hugenotten rangen nach ihrer Art in tiefem Gebet, und wenn die Bauern von den Weinbergen, die eine Fülle reifender Trauben schmückte, von der Bestellung der fruchtbaren Felder, von den freundlichen Gärten, in welchen die Bäume mit Früchten beladen waren, zurückkamen, so schien ihnen hinter diesem lieblichen Reichthum der Natur nicht nur der stille Genuß der winterlichen Geselligkeit zu locken, vielmehr glaubten sie, was so hoffnungs|voll heranreifte, wäre nun der Zerstörung preisgegeben, wie sie dem Schmerze.

Während so Unruhe, Schreck und traurige Vorahnung alle Einwohner ergriffen hatte, lag der alte Herr ruhig lächelnd in seinem Bette, dem Tode nahe, aber schmerzenlos und keinesweges erkrankt. Die Augen schlossen sich, wie die Lippen, das Ohr vernahm nicht mehr die Töne der Kinder, Enkel und übrigen Verwandten, die das Bett umgaben. Aber es war nur, als besinne sich der Greis immer tiefer in sich, als hätte er die Augen geschlossen, ein höheres Licht zu betrachten, die Lippen, eine mächtigere Sprache zu reden, die, hätte man sie vernommen, doch unverständlich erscheinen würde, die Ohren, um auf lieblichere Klänge zu horchen. Der Prediger hatte ihn gesegnet, er hatte das heilige

Sakrament gläubig genossen, die zitternden Lippen öffneten sich plötzlich, die alten Arme erhoben sich mächtig, die Hände falteten sich, und laut, wie in den Tagen seiner lang erhaltenen Kraft, rief er: Herr, in Deine Hände befehle ich meine Seele; dann sanken die Arme, die Hände blieben gefaltet, die Augen waren verschlossen, 5 die Lippen drückten sich dicht zusammen und bewegten sich nicht mehr; das alte Herz hörte auf zu schlagen, die befreite Seele hatte die höchste Stufe des in sich Hineingehens erreicht, und mächtig | zog sie den Leib in den Abgrund der Natur hinein, der den Sterblichen nächtlich und finster erscheint, obgleich der Geist der Liebe und der ewigen Verjüngung aus ihm heraus zu 10 uns spricht. So war er gestorben, ohne krank zu sein. Aber noch ruhte das milde Lächeln auf seinem Antlitz. Kaum ein Schatten des Schmerzes hatte im Augenblicke des Todes sich über die klare Freude geworfen, die aus seinem Antlitz strahlte. Kinder und Verwandte konnten, als sie den Greis so sterben sahen, keinen Raum für die Trauer finden, die warmen Gebete priesen den Alten selig, der heimgegangen war, und der lebensfroheste Jüngling, das anmuthigste Mädchen kannte in diesem Augenblick keinen andern Wunsch, als den, zu sterben, wie er. — 20

Der Alte lag in dem Sarge in einem großen Saale, die Fenster blieben auch am Tage verschlossen; große Wachlichter auf mächtigen Leuchtern umgaben den Sarg, katholische und hugenottische Prediger bewachten betend die Leiche. Alle Unterthanen strömten hinzu, Kinder blickten nach dem freundlich lächelnden Gesicht 25 des Todten, und der Himmelsfriede, der aus seinen Zügen strahlte, wick erst, als das stille Werk der Verwesung seine Arbeit begann. Da ward der Deckel auf den Sarg gelegt und der Greis der mütterlichen Erde anvertraut, damit er verborgen in nächtlicher Stille (wie jeder lebendige Keim nur so sich zu entwickeln vermag) für eine höhere 30 Zukunft und zu einem verklärten Leibe sich gestalte.

Aber auf eine seltsam drohende Weise, schien es, sollte die ahnungsvolle Furcht der Einwohner sich bewähren. Der Tag der Beerdigung war schwül, finstere Gewitterwolken häuften sich

auf dem Gebirge, der Prediger hatte die herabgesenkte Leiche gesegnet, Verwandte, Freunde und alle Unterthanen bildeten einen dichten, andächtigen, trauernden Kreis um das noch offene Grab. Aus dem Grabe klang hohl und dumpf der Stoß der herabgeworfenen Erde auf den Sarg. In diesem Momente schlug 5 zischend der Blitz in einen nahe stehenden Baum, der Donner krachte unmittelbar darauf, der Sturm wüthete wie ein Orkan aus allen Gebirgsschluchten, ein Wolkenbruch stürzte furchtbare Wassermassen herab, instinktmäßig flohen die Erschrockenen 10 aus der Familienkapelle, die Aeltern trugen die Kinder, und die nahe Kirche vermochte kaum die Masse der Flüchtigen, die dort Schutz suchten, auszunehmen. Obgleich nun die Leidtragenden hier gegen Orkan und Wolkenbruch besser geschützt waren, so wurden sie doch von einer andern Sorge desto tiefer erschüttert. 15 Alle Häuser standen fast leer, viele waren der unvermeidlichen Ueberschwemmung preisgegeben. Hülflose | Alte, Säuglinge in der Wiege, Kranke in ihren Betten lagen verlassen in den gefährdeten Wohnungen, man glaubte sie für den kurzen Augenblick der Einsegnung der Leiche ohne Vorwurf allein lassen zu können. 20 Jetzt hörte man nichts, als Klagen und Seufzen, sah allenthalben blasse, fast verzweifelte Gesichter, alle Gefühle, die früher die Herzen durchdrangen, waren verstummt und nur der gegenwärtige Jammer nahm einen Jeden in Anspruch.

Noch verbreitete die dunkle Wolke finstere Nacht über die ganze Gegend, der Blitz erhellte mit nie aufgehörenden Schlägen die Kirche, mitten aus dem Donner heraus schrie der Orkan, man hörte losgerissene Felsenwände, die sich übereinanderwälzten, und die Fluthen, die vom Himmel herabstürzten, wütheten schäumend und drohend um die Kirche, ja drangen durch die 30 losen Thüren und durchströmten die Kirche selbst in brausenden Wogen. Man glaubte, die Erde selbst begrabe sich mit dem Alten, man erwartete den gemeinschaftlichen Untergang, das Entsetzen verschlang selbst das Gefühl der Noth. In furchtbarer Erstarrung schien ein Jeder seines Todes zu harren.

Da war es auf einmal still; der Wind hatte sich plötzlich gelegt, der Himmel war klar und die Sonne schien hell herein. In weiter Ferne donnerte es noch, | gewaltige Felsenmassen hörte man noch polternd herunterstürzen, wie mit einem allgemeinen mächtigen Seufzer entlud sich eine jede Brust, der zusammengedrängte Haufe der Menschen fand die Besinnung wieder, aber mit dieser auch das schwere, drückende Bewußtsein der gegenwärtigen Noth. Das ganze furchtbare Ereigniß hatte kaum eine Viertelstunde gedauert, die Fluthen, die von dm Bergen herunter durch das Thal strömten, verliefen sich schnell. Schon war die Kirche trocken, man wagte es die Thüren zu öffnen, ein frischer Hauch drang herein, und obgleich die Erde aufgewühlt, das Fortgehen erschwert war, drängten sich doch Alle hinaus, und ein Jeder suchte mit Angst und Schrecken seine Heimat.

Es war höchst seltsam, und lange nachher erzählten sich's die Einwohner, wie wenig Schaden dieses drohende Ereigniß angerichtet hatte. Die Fluthen, wie von schonender Hand geleitet, waren die Häuser umgangen, ein paar Scheunen, mit Getreide gefüllt, waren zwar weggeschwemmt, sie gehörten aber theils der Herrschaft, theils begüterten Bauern. Der Schaden war leicht ersetzt, die Weinberge waren alle geschont, keinem Menschen war irgend ein Unglück widerfahren. Nur in den engen Schluchten hatte der Orkan gewüthet; große Felsenmassen, ganze Waldstrecken waren | zusammengestürzt, aber auch hier schien ein wohlthätiger Geist auf wunderbare Weise die Zerstörung gelenkt zu haben. Locker lagen die gestürzten Massen aufeinander, die Erde, der Lehm war mit den Fluthen fortgeschwemmt und bot allenthalben den schäumenden Gewässern freien Abfluß. Der Reichthum der Felder war schon in den unbeschädigten Scheunen gesammelt, die Weinberge durch ihre Lage geschützt, und der jetzt freigewordene Berggeist, glaubten die Leute, hatte zwar, als Zeugniß seiner Befreiung, sein muthwilliges Spiel getrieben, aber doch mit mildem Verschonen. So war denn der Schrecken schnell verschwunden, rüstige Tätigkeit ordnete wieder, was zerstört war, Ruhe und friedlicher Genuß

kehrten zurück, aber eine innere Angst, die alle Einwohner ergriffen hatte, konnte doch nicht unterdrückt werden, und mit banger Sorge sahen Alle einer drohenden Zukunft entgegen.

Der jetzige Besitzer erschien nun ganz seinem Vater ähnlich. An seinen eigenen Verlust ward gar nicht gedacht; er und seine Geschwister wurden einig, das Jahr nach dem Tode des Vaters in stiller Zurückgezogenheit zu verleben, und Alles, was an Ausgaben gespart wurde, ward darauf verwandt, jenen Schaden zu decken. Es gab wohl Leute, die da meinten, es fühle sich der Herr von Brisson in seinem Gewissen | verpflichtet, den Verlust, der in Folge der geheimnißvollen Verbindung seines Vaters mit dem Berggeiste stattgefunden hätte, zu ersetzen. Aber, sprachen einige Bedenkliche, kann er auch den Verlust, mit dem die Zukunft uns bedroht, abwehren? Sind wir jetzt nicht, wie der Augenschein lehrt, dem zornigen Geiste preisgegeben? Wir waren sonst die am meisten begünstigten unter allen Einwohnern am Fuße des Gebirges, jetzt haben wir unter allen am meisten zu fürchten.

1588 — 1592.

Wir haben den Tod und die Beerdigung des Herrn von Brisson ausführlich erzählt, weil dadurch die Gesinnung und Lebensweise dieses alten Mannes uns recht deutlich vor Augen traten; was aber die ganze Gegend in Erstaunen setzte, war die Veränderung, die auf eine sehr auffallende Weise mit dem jetzigen Herrn vorgegangen war. Dieser erschien viel heiterer, als gewöhnlich; er war theilnehmend und gesprächig, die tiefe Schwermuth schien von ihm gewichen zu sein, und es gab Augenblicke, in welchen die Unterthanen glaubten, den alten, verlorenen Herrn wieder zu erkennen. In's Geheim verbreitete sich das Gerücht, daß es nun dem Sohne gelungen wäre, wie der Vater den Berggeist | zu beherrschen. Sie schlossen dieses auch aus dem Verlauf des folgenden Jahres, denn dieses war ein ausgezeichnet segenreiches,

und da noch immer ein Schwanken im Lande wahrgenommen wurde, da die Einwohner des Landes noch kein richtiges Vertrauen zu dem Bestande der öffentlichen Verhältnisse fassen konnten, obgleich diese nach Mazarins Tode unter der Selbstregierung des jungen Königs sich zu ordnen anfangen, da auch die Erndten in den übrigen Theilen des großen Landes verhältnißmäßig weniger gesegnet erschienen, so fanden die gewonnenen Produkte einen starken Absatz, und der in Folge der Ueberschwemmung erlittene Verlust ward wohl mehr als zehnfach ersetzt. Durch diesen Glauben gestärkt, klärten sich die Gesichter aller Unterthanen, wie das des Herrn, auf, und sie sahen mit Zuversicht die alte gute Zeit, die sie so lange friedlich genossen hatten, in ihrem Thale wieder aufleben, und blickten voll Vertrauen und Hoffnung in die Zukunft. Die näheren Verwandten des Herrn waren besser von der Ursache der günstigen Veränderung seiner Stimmung unterrichtet. Der alte Vater hatte eine Schrift hinterlassen, die besonders ein Ereigniß seiner jüngern Jahre erzählte, dessen wahrer Zusammenhang ihnen bis jetzt verborgen geblieben war. Sie wußten wohl, daß eine seltsame Begebenheit auf den | Vater einen tiefen Eindruck gemacht hatte, auch war ihnen das Ereigniß selbst nicht ganz unbekannt, aber nie äußerte sich der Vater über die näheren Verhältnisse. Es geschah wohl, daß es erwähnt wurde, dann schwieg der Alte, der sonst mittheilsamer Natur war und kein Geheimniß vor seinen alt gewordenen Kindern hatte. Aber seine Augen leuchteten, die Erinnerung schien diesen ein fast jugendliches Feuer zu geben. Er faltete andächtig die Hände und betete still. Wie überrascht war nun der Sohn, als er in der Schrift das Geheimnißvolle ausführlich behandelt sah. Begierig machte er sich mit dem Inhalte bekannt, den wir mit den eigenen Worten des alten Herrn von Brisson dem Leser mittheilen wollen, da wir das Glück gehabt haben, diese alte Handschrift nicht bloß zu lesen, sondern auch abschreiben zu dürfen. Sie lautete folgendermaßen:

Ich bin geboren im Jahre 1557 und habe unter fünf Königen gelebt. Das Elend des Landes, die Bedrückungen meiner Glaubensgenossen

sind allgemein bekannt. Mein Vater hing fest an dem katholischen Glauben, in welchem auch ich erzogen wurde, und wir betrachteten wohl, wie die Uebrigen, entfernt von der Hauptstadt, von den Intriguen der Großen, die Hugenotten als die Urheber aller Greuel. Mein Vater | brachte mich in meinem funfzehnten Jahre nach Paris; ich sollte da meine Ausbildung erweitern und einen Grund legen zu guten wissenschaftlichen Kenntnissen, um mich zu einer Reise, die mich in die Nähe der berühmtesten Männer der damaligen Zeit bringen konnte, hinlänglich vorzubereiten. Denn eine große, kaum zu stillende Wißbegierde ließ mir in meiner frühen Jugend keine Ruhe, und besonders wünschte ich zu erfahren, was tiefdenkende Männer über den Zusammenhang der Dinge in der Welt in Erfahrung gebracht hätten. So nachsinnend und grübelnd waren mir die Aufschlüsse über Mancherlei, was mich kindischer Weise quälte, wichtiger, als die Herrlichkeit des äußern Lebens, die wohl sonst die Jugend nach dieser vielbewegten Stadt hinzog. Es ist Euch bekannt, daß ich damals Zeuge der greulichen Bluthochzeit war, und ich wende mein Auge gern ab von dieser furchtbaren Zeit, in welcher das verborgene Satanische in dem Menschen mächtig ward und an's Tageslicht trat. So wie die Abreise nur mit einiger Sicherheit stattfinden konnte, eilte mein Vater, die Blutstätte zu verlassen, und nahm mich mit. Die Erde, glaubte er, müßte sich öffnen, eine solche Stadt zu verschlingen; eine solche That, meinte er, könne durch den Fluch von Jahrhunderten kaum gesühnt werden. Ich sah ihn von diesem Tage | an oft starr vor sich hinblicken und erblasen, dann aber ergoß er sich in Thränen, die stromweise aus seinen Augen quollen. Nein, sagte er, das kann nicht die Religion des Heils sein, so wüthet die Hölle, nicht der Himmel der Liebe. Er erbebt und ein entsetzlicher Schauer ergriff ihn, wenn er bedachte, daß auch mein jugendliches Gemüth befleckt worden wäre durch den Anblick solcher Greuel. Eine stille Neigung für die Verfolgten, für die Ermordeten keimte in seiner Seele.

Für mich brauchte er nicht zu sorgen, ich badete mich in Thränen, und der Abgrund der Liebe, der mir sonst im jugendlichen

Leben wohl verschlossen geblieben wäre, eröffnete sich, und wie aus einem Urquell ergossen sich Ströme des innigen Mitgeföhls aus den Blutströmen, die vor meinen Augen flossen. Wir hatten in Paris durch Zufall einen Gelehrten kennen gelernt, der, obgleich mit dem Nuntius des Pabstes nach Paris gekommen, dessen Wuth nicht theilte. Er war ein Italiener, ein Schüler Cardanos, und sein Name Riccioli. Seine Lage war eine unabhängige, er hatte sich die Neigung meines Vaters durch den tiefen Abscheu vor dieser Art der Verfolgung gewonnen und entschloß sich leicht, meinem Vater nach seinem Gute zu folgen und dort meinen Unterricht zu leiten. Unter seiner Leitung ward ich nun erzogen und eingeweiht in die geheime Physik der damaligen Zeit, die in jedem Menschenleben einen Reflex des Universums zu erkennen glaubte, die aus den astronomischen Einflüssen auf das Verhängniß der Menschen schloß. Mein Vater hatte eine Neigung für diese magische Kenntniß, und durch ihn und meinen Lehrer wurde auch ich ganz für sie gewonnen. Mein früherer Unterricht, so wie die Bildung meines Vaters, war in nichts von der seit Jahrhunderten gegründeten Form abgewichen. Aristoteles, wie er von Albertus Magnus, Raimund Lullius und seinen Schülern verstanden wurde, bildete die, wie es schien, unerschütterliche Grundlage aller Weisheit. Cardano war bekanntlich einer der Ersten, die an diesem festen Boden zu rütteln anfangen, und es war natürlich, daß ich, indem ein neues Gebäude aufgeführt werden sollte, wie an Aristoteles, so auch an diesem zu zweifeln anfang. Dennoch lockte mich der magische Schleier, der über die Natur geworfen war, noch immer, und obgleich eine grenzenlose Verehrung für Riccioli mich beherrschte, vermochte er doch meine keimenden Zweifel, die indeß niemals die geheimnißvolle Lehre zu berühren wagten, nicht zu überwinden. Der Fluch, der auf meinem unglücklichen Vaterlande ruhte, dauerte fort, und mein Vater wünschte, daß ich fern nach ruhigen Ländern hinzöge, denn auch in unser Thal drängte sich jetzt der gegenseitige Haß und die Verfolgung herein. In Italien machte damals nach Cardanos Tode Telesius durch seine kühnen Angriffe auf Aristoteles,

durch seinen Scharfsinn ein großes Aufsehen. Er war reich, von den Mächtigen geehrt, und so gewann seine Lehre auch durch seine äußere Stellung immer mehr Raum. Ich eilte, von meinem Lehrer begleitet, nach Neapel, wo Telesius sich damals aufhielt. Ich lernte dort Campanella, Telesius Schüler, kennen. Ich könnte leugnen, daß mir die Lehre des berühmten Philosophen und die Art, wie er Alles aus dem Ort und der Materie, aus Kälte und Wärme ableitete, höchst dürftig schien; aber dennoch war auch bei ihm die magische Ansicht der Natur mächtig. So nahm meine ganze Denkweise jene geheimnißvolle Richtung. Das Unglaublichste schien mir ganz nahe zu liegen, und während ich an den Grundsätzen, die das Einzelne erklären sollten, immer zweifelte, behielt dennoch das Ganze seinen mächtigen Einfluß, und der Widerschein des Weltalls in einer jeden Erscheinung schien mir völlig sicher und klar, eben weil er mehr schlechthin behauptet, als erklärt wurde. Von Deutschland aus erscholl nun die Lehre des seltsamen Paracelsus, und was ich von dieser erfuhr und Ansichten, die Campanella mir beibrachte, rissen mich so hin, daß selbst die klarere Einsicht, die ich wohl später gewann, jene jugendlichen Eindrücke nie ganz zu überwinden vermochte. Während ich so mich in Studien vertiefte, die eben in ihrer unüberwindlichen Unklarheit mir am zugänglichsten erschienen, während indeß alle Versuche der Erklärung nur neue Zweifel erzeugten, traten nun auch die religiösen Bewegungen der Zeit mir nah und beschäftigten mich sehr. Schon nach jenem schauderhaften Ereigniß in Paris, dessen Zeuge ich war, theilte ich mit meinem Vater die Neigung zu den Hugenotten. Die Ruhe auf seinem Gute, der Einfluß der Geistlichen hatten zwar bei ihm den zur alten Gewohnheit gewordenen Glauben wieder befestigt, auf mich aber machte der bekannt gewordene Beifall, welchen die Bluthochzeit nicht allein bei Philipp dem Zweiten in Spanien, sondern auch am päpstlichen Hofe fand, einen unauslöschlichen Eindruck. Ich gestand mir, daß die neue Lehre, die an Aristoteles schüttelte, auch dem päpstlichen Stuhle gefährlich wäre, und das sittliche Gefühl empörte sich,

wenn ich mir dachte, daß der Mann, der über die furchtbaren Ermordungen, die erst in Paris und dann durch ganz Frankreich stattfanden, seine Freude bezeigen konnte, sich den Stellvertreter unseres Heilandes nannte. Dieser innere Kampf beunruhigte mich unablässig. Lehrer und Freunde, die mich umgaben, die ich im höchsten Grade verehrte, die eine kühne Selbstständigkeit des Denkens behaupteten, unterwarfen sich willig der Kirche, und wenn sie auch eine sittliche Erneuerung wünschten, so dachten sie doch nie an eine Erschütterung der bestehenden Form, wie sie sich in Deutschland immer weiter verbreitete und auch mir immer nothwendiger erschien.

Ich ward aus diesem Grübeln herausgerissen, denn mein Vater, obgleich er es gern sah, daß ich mich den Studien hingab, wünschte doch auch, daß ich als Edelmann dem Kriegshandwerk mich nicht ganz entzöge. Neben meinen Studien hatte ich von Kindheit an, wie es sich für einen jungen Edeln ziemt, die ritterlichen Uebungen keineswegs vernachlässigt. Die bürgerlichen Kriege, die noch immer mein Vaterland verwüsteten, waren meinem Vater ein Greuel, und auch ich würde mich damals nicht entschlossen haben, gegen die Hugenotten zu kämpfen. So verließ ich nach drei ruhigen Jahren, die ich in Neapel, Pavia und Padua zubrachte, meine ruhigen Studien, trieb mich in den verschiedenen kämpfenden Heeren herum, in mehreren Ländern, bis ich im Jahre 1588, ein und dreißig Jahre alt, nach meiner Heimat zurückkehrte. Ich lernte in Deutschland Eure Mutter kennen, auch ist es bekannt, wie innig wir uns liebten, wie ich nach einer langen, glücklichen Ehe ihren Verlust beweinte, und wie noch immer meine Seele an ihr hängt. Du, mein ältester Sohn, jetzt selbst ein Greis, bist in Deutschland geboren. Noch immer war die Lage des Landes höchst zweifelhaft; dennoch begann die allgemeine Neigung für den König von Navarra sich immer mehr auszusprechen, und ich hätte diese Zeit reifen lassen, um dann, erst nach Frankreich zurückzukehren, wenn nicht die immer zunehmende Krankheit meines Vaters, wie ich erfuhr, seinen nahen Tod hätte

befürchten lassen. Ich kam zurück, drückte meinem sterbenden Vater die Augen zu, tröstete die trauernde Mutter und mußte kurz darauf in wichtigen Angelegenheiten nach Bordeaux reisen. Es war jene entsetzliche Zeit, in welcher alle Parteien wild untereinander schwankten, Katholiken sich an Navarra, Hugenotten sich an die Guisen anschlossen. Alle Gesetze hatten ihre Macht verloren, der Krieg, der unter dem Vorwande der Religion durch Hofintriguen erzeugt war, trat eben so gesetzlos, eben so frevelhaft und willkürlich, wie er durch Heere geführt wurde, in engeren Kreisen hervor. Alter Familienhaß stützte sich auf die Religion, wie am Hofe, Geschlechter waffneten sich gegen Geschlechter, kleinere Herrschaften bekämpften sich wechselseitig, alle Straßen waren unsicher, Räuber trennten sich von den Heeren und vermehrten die Verwirrung, und wer am wenigsten an diesen Kämpfen Theil nehmen mochte, war dennoch in Gefahr, in die unglücklichen Streitigkeiten unwillkürlich hineingezogen zu werden.

So war auch ich genöthigt, meine Reise, so friedlich meine Absicht auch war, von dreißig wohlbewaffneten Reitern begleitet anzutreten. Ich ritt an der Spitze meines kleinen Trupps mit schwerem Herzen durch einen Wald. Als ich aus diesem herauskam, entdeckte ich nun die ersten Spuren des unglücklichen Krieges. Hecken waren umgerissen, Felder waren zerstört, Dörfer waren niedergebrannt oder verlassen, Haufen von Männern und Kindern sah ich händeringend in der Ferne herumirren. Als sie mich und meine Begleiter entdeckten, schrieten sie auf und entflohen. Vergebens suchte ich mich irgend Jemandem zu nähern, mich mit ihm zu verständigen, ein Jeder floh, und ich mochte die Angst nicht vergrößern, indem ich ihnen nachsetzte. Es war ein herzzerreißender Anblick.

Es war die zweite Tagereise, wir waren früh ausgeritten, und als wir wieder eine zerstörte Gegend erreichten, war es Nachmittag. Die Sonne schien heiß, obgleich der Herbstmorgen kühl gewesen war, und ich ritt nun gedankenvoll und trübe weiter, als wir in der Ferne das Pferdegetrappel herankommender Reiter hörten, denn

die Gegend war öde und still, so daß man wohl in weiter Ferne einen jeden Laut vernehmen konnte. Ich war sehr besorgt. In einer so wilden Zeit konnte ich leicht in einen Angriff verwickelt werden, und meine friedliche Absicht würde mir zu nichts geholfen haben. Wir ritten langsam und bedächtig weiter, der uns noch unsichtbare Reitertrupp ritt, wie das Getrappel der Pferde bewies, auf uns zu, und endlich sahen wir, wie eine bewaffnete Schaar langsam sich aus einem dichten Walde hervor bewegte. Ein Feldweg, der von unserer Straße rechts abging und nach dem Walde zulief, trennte uns noch; die Sonne ward blendend von den hellen Harnischen zurückgeworfen. Sie schienen, als sie uns erblickten, zu stutzen und mit ihnen zugleich hielten auch wir still. Nachdem einige Minuten auf eine solche Weise vergangen waren, während wir uns wechselseitig aufmerksam betrachteten, trennte sich der Anführer allein von seinem Trupp, ließ ein weißes Tuch wehen und ritt uns offenbar friedlich entgegen. Als ich dieses sah, entschloß ich mich, auf die nämliche Weise ihm entgegen zu kommen, denn ich betrachtete dieses Vertrauen als ein gutes Zeichen. Als wir die uns unbekanntenen Reiter und diese uns zuerst erblickten, griffen wir, wie unwillkürlich, beiderseits nach den Waffen. Die Säbel waren schon halb heraus gezogen, jetzt ließen wir sie wieder in der Scheide ruhen, und ich traf mitten auf dem Feldwege mit dem Anführer zusammen. Es war ein junger Mann, kaum fünf und zwanzig Jahre alt, und erschien mir so anmuthig, so freundlich und einnehmend, daß es mich dünkte, als hätte ich nie einen schönern Mann gesehen. Das feine, schlanke Pferd schien mit fröhlichem Muthwillen unter ihm zu tanzen, und es war, als ginge jede Bewegung des Pferdes, obgleich selbstständig, vom Reiter aus. Das schwarze Baret mit wehenden weißen Federn hob den feinen, fast weiblichen Teint seines Gesichts. Sein großes Auge blickte mich freundlich an, und dennoch entdeckte ich einen trüben Zug des zurückgedrängten Schmerzes, der durch das anmuthige Lächeln, mit welchem er mich begrüßte, nur vorübergehend verdrängt ward. Ich muß es Ihnen nur gleich sagen, sprach

er, als er nahe war, daß ich ein Hugenotte bin — und ich ein Katholik, gab ich zur Antwort und reichte ihm zugleich, damit er mich nicht mißverstehen sollte, die Hand. Er drückte sie herzlich und erwiderte: Ich darf diesem Händedruck trauen, denn er wird durch Ihren Blick bestätigt. O möchten, rief ich, alle Katholiken und Hugenotten im ganzen Lande sich so die Hände reichen, wie wir, damit der unselige Krieg endlich aufhörte, durch welchen der Wohlstand vernichtet, das mächtige Frankreich ein Spielball einheimischer und fremder Intriguen wird und, unter allen Uebeln das ärgste, alle Gemüther verwildern. Ich konnte es nicht verhindern, daß, indem ich so sprach, eine Thräne sich aus meinen Augen drängte, denn das Elend so vieler Jahre und der stille Kummer trat vor meine Seele. Ich kann Euch nicht beschreiben, welche tiefe Liebe, welche feste Zuversicht mich auf einmal unwiderstehlich zu diesem Manne hinzog, als ich den milden, lieblichen Blick sah, mit welchem er meine Rede und meine Rührung stumm beantwortete. Er schwieg einen kurzen Augenblick und antwortete: Wir sind einig, wir sind enge Verbündete, als ächte Franzosen und Bürger des Landes, welches, wie ich zu Gott hoffe, bald wieder in seiner alten Herrlichkeit aufstehen soll. Wir sind verbrüderet in einer Kirche, die uns in der göttlichen Liebe vereinigt, und wir verstehen uns als Menschen. In Zeiten, wie diese, mag wohl die Liebe so schnell hervorwachsen, wie Zorn und Haß, und ich ritt heute zu einer glücklichen Stunde aus, denn gewiß, ich habe heute einen Freund gewonnen. Wir nannten uns beiderseitig unsre Namen, der junge Mann war der Marquis d'Espinac. Die Familie war mir wohl bekannt, unsere Väter waren Freunde, und die gegenseitige Neigung ward dadurch, daß der Vater des Marquis ein Hugenotte ward, nur auf eine kurze Zeit gestört. Der alte Marquis war schon lange gestorben. Der Sohn, den ich, schon fast zum Jünglinge herangewachsen, als Knaben gesehen hatte, war mir völlig fremd geworden, und ich brauche wohl nicht zu sagen, wie glücklich mich die erneuerte Bekanntschaft machte. Ein Jeder ritt nach seinem Trupp zurück, d'Espinac führte seine

Reiter nach unserer Straße, wir vereinigten uns freundlich und ritten ein paar Stunden miteinander. D'Espinac diente in dem Heere des Königs von Navarra und vergötterte ihn. Er erzählte, wie alle Herzen ihm zuflögen, wie selbst die Katholiken, indem sie in ihm den rechtmäßigen Nachfolger des Königs erkannten, 5 zugleich auf ihn allein alle Hoffnung für die Zukunft setzten. Während wir uns so wechselseitig begleiteten, entdeckte ich nun zugleich nicht nur seine Kriegslust und seinen ritterlichen Sinn, sondern auch eine Freude an tieferer geistiger Beschäftigung, und als er mit dem Gange meiner Studien und zum Theil mit meinen 10 Grübeleien bekannt wurde, schien er dadurch noch aufmerksamer zu werden und von mir Aufschlüsse über manche Zweifel, die ihn ängstigten, erhalten zu wollen. So ritten wir ganz in unsere Gespräche vertieft und achteten weder auf den Weg, den wir verfolgten, noch auf die | Zeit, die verfloß. Ein Reiter näherte sich nun dem Marquis und flüsterte, ihm Etwas ins Ohr. Er erschrak fast, 15 blickte um sich und rief aus: Wie? Ist das möglich, es ist, dünkt mich, kaum eine Viertelstunde verflossen, seit wir uns trafen, wie können wir in dieser kurzen Zeit gemächlich fortreitend und redend drei Stunden zurückgelegt haben? Freund, sagte er und 20 sah mich lustig an, wir haben von sehr hohen und geheimnißvollen Dingen gesprochen, und nun erkenne ich wohl, daß Ihr ein gefährlicher Zauberer sein müßt. Ihr habt uns im Fluge von einem Orte zum andern versetzt, und mir ist es auch, als wäre ich durch die Luft geflogen, so wenig, habe ich von der Erde gespürt. Da 25 Eure Reise nach Bordeaux geht, so müssen wir uns hier trennen. — Aber wir verabredeten eine baldige, länger dauernde Zusammenkunft, und ich mußte, als ich allein an der Spitze meiner Begleiter ritt, über die große Gewalt, die der schöne junge Mann in den wenigen Stunden über mich errungen hatte, erstaunen. Die Pferde 30 waren ermüdet und wir ruhten bald nach der Trennung in einem Dorfe aus. Es kostete uns viele Mühe, die Einwohner, die auch hier flohen, als wir ankamen, zu beruhigen, und sie kehrten erst in ihr Dorf zurück, als sie erfuhren, daß wir Katholiken waren. Meine

eigene | Gesinnung, war es mir gelungen, meinen Untergebenen, wenn auch nicht allen, mitzuthellen. Es zeigte sich klar genug, daß d'Espinacs Begleiter auch seine milde Denkweise theilten. Hier war es nun anders. Die Einwohner, als sie zurückgekehrt und 5 beruhigt waren, drängten sich tumultuarisch um uns herum. Hugenotten hatten kurz vorher das Dorf überfallen und, wie die Einwohner versicherten, ausgeplündert. Sie hatten Mädchen und Frauen geschändet und mehrere auf eine freche Weise mit sich geschleppt. Im ganzen Dorfe forderte man nun Rache. Alle waren 10 ingrimmig und wüthend, was ich wohl entschuldigen mußte, als ich die Greuel, welche die Hugenotten verübt haben sollten, hörte, als ich die Klagen der Männer, deren Frauen, deren Eltern, deren Töchter in die Gewalt des Feindes gerathen waren, vernahm und die Spuren der Verwüstung erblickte. Der Dorfpfaff, ein fanatischer 15 Mönch, der es nicht verbarg, wie er es als christliche Pflicht betrachte, alle Hugenotten zu vertilgen, drängte sich an mich heran und forderte mich gebieterisch auf, ein nahe liegendes hugenottisches Dorf zu überfallen, die Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, zu vernichten, das Dorf zu verbrennen und jede Spur des 20 ketzerischen Ortes von der Erde zu vertilgen. Als ich, entsetzt über eine solche Sprache, mit | der Antwort zögerte, gerieth er in grenzenlose Wuth, und die Männer des Dorfes versammelten sich lärmend um uns. Könnt Ihr zögern? rief er. Wagt Ihr es, Euch zu besinnen, wo der Ruf der Kirche so entschieden ertönt? Woher 25 rührt unser Unglück? Wir haben das Gebot des Herrn nicht erfüllt. Als dieser befahl, die Kananiter zu vertilgen, und jede Schonung mit seinem Zorn zu bestrafen drohte, da traf dieser Zorn ein Volk, welches, verglichen mit diesen Ketzern, unschuldig genannt werden muß; denn sind die Hugenotten nicht im Schooße der 30 Kirche geboren? Haben nicht sie und ihre Geschlechter Jahrhunderte lang ihre Wohlthaten genossen? Diese Rebellen sind der Hölle verfallen, und ein Liebesdienst gegen den Nächsten ist dem Zorn entbrannten Gott nicht so wohlgefällig, wie die Ermordung eines Ketzers.

So war ich nun mitten in die flammende Gluth des Fanatismus versetzt, und war genöthigt mich zu entscheiden. Ich war keinen Augenblick zweifelhaft. Die warmen Ströme der Bluthochzeit schienen mir aus dem Munde des verruchten Pfaffen zu fließen. Schweigt, rief ich gebietend, und laßt mich Eure gotteslästernden Reden nicht länger anhören. Solche Teufel, wie Ihr, haben den Fluch über unser schönes Land gebracht! Kaum hatte ich diese Worte, wenn auch gelbietend, gesprochen, da hob der Pfaff, obgleich er es einsehen mußte, daß der kleine Haufe der unbewaffneten Bauern ganz in unserer Gewalt war, ein Kreuz in die Höhe und mir entgegen, als wollte er ein satanisches Blendwerk wegscheuchen. Alle Bauern bekreuzten sich. Verdammter Ketzler, Ketzler! schrie er und laut wiederholte die versammelte Menge diesen Ruf. Ein Wink war genug, und alle Säbel meiner Begleiter waren gezogen, sie bildeten um die versammelten Bauern einen beweglichen Kreis und drängten diese immer dichter nach dem Mittelpunkte zu, der von mir und dem Pfaffen eingenommen war.

Als die Bauern nun entdeckten, daß ihr Pfarrer keine Gewalt über mich hatte, als sie sahen, daß sie meinen Reitern preisgegeben waren, und wohl auch mein Gesicht die Spuren der tiefen Entrüstung, die mich ergriffen hatte, trug, wurden sie plötzlich stumm, und selbst der Pfarrer ward verlegen und ängstlich. Ich ward jetzt milde, stellte ihnen vor, wie ich zwar ihren Glauben, aber nicht ihren Haß theilen könnte, wie ich hergekommen wäre als ein friedlicher Reisender, zwar von Bewaffneten begleitet, aber nur, um in dieser unglücklichen Zeit mögliche Angriffe abzuwehren, nicht, um selbst anzugreifen. Ich sprach über das Elend unseres armen Vaterlandes, ich predigte die Liebe Gottes, | Bibelstellen standen mir zu Gebote, ich deutete den Fluch, der auf ihnen allen ruhte, ich sprach von der Verwüstung, die ich allenthalben getroffen, ich beschwor sie, einen prüfenden Blick in das eigene verwilderte Gemüth zu werfen und sich zu fragen, ob sie Spuren der stillen Ruhe, des Frieden Gottes in sich fänden, ob nicht Geister der Hölle statt Engeln des Himmels die Herrschaft über ihre

Gemüther üben; ich zeigte ihnen als Folge der Versöhnung, der Duldung den Segen des Herrn, der sie stets begleitet, die ruhigen Dörfer, die stille Sicherheit der Familien, die blühenden Felder, die reichen Aecker und den stillen Frieden der beruhigten Gemüther. Seht, schloß ich, die Säbel sind gezogen, aber sie sollen Euch nicht treffen, es sind die flammenden Schwerter der Liebe, die die bösen Geister verscheuchen wollen, die sich an Euch gedrängt haben. Ich will Euch Eure Töchter und Frauen wiederbringen, obgleich ich leider nur zu begründeten Verdacht habe, daß Ihr diese Rache über Euer Dorf durch frühere Greuelthaten Euch zugezogen habt. Aber die Art, wie ich dieses ausführe, bleibt mir überlassen; ich will Eure frühern Thaten genau untersuchen, die Macht hat mir das Richteramt gegeben und ich will nicht ungerecht sein. Dieser wüthende Pfaff bleibt in meiner Gewalt, er soll Euch nicht weiter verführen, Gott | und die heilige Kirche hat ihn mir übergeben, für sein Leben hafte ich Euch, ich habe wahres Mitleid mit ihm, ich betrachte ihn als ein Opfer der Verirrungen dieser unglücklichen Zeit. Gelingt es mir durch dieses Ereigniß, ihn für eine mildere, liebevollere Gesinnung zu gewinnen, dann soll er wieder in Eurer Mitte erscheinen, sonst nie. Gott, sein gemarterter Sohn und die gebenedeiete Jungfrau Maria segne die Kirche und diesen Augenblick, schloß ich und hob ein Kreuz, welches ich um den Hals trug, küssend in die Höhe.

Ich glaube, daß meine Rede einigen Eindruck gemacht hatte. Mehrere Bauern schienen meine Gesinnung zu theilen. Einige sprachen sich unumwunden aus und wagten laut zu äußern, was früher für die ärgste Ketzerei galt. Die Parteien waren im ganzen Lande einander ziemlich gleich, und die Einwohner mußten gestehen, daß der König von Navarra täglich mächtiger würde und selbst aus einer verlorren Schlacht durch den Zauber seiner gewinnenden Persönlichkeit Vorthail zu ziehen wüßte, so daß er nicht selten nach einer Niederlage als der Sieger erschiene. So hatte ich selbst im Dorfe einen Anhang gewonnen. Da ich aber nicht wissen konnte, in wiefern die Nachgiebigkeit der Mehrzahl

als ein Erzeugniß der Furcht anzusehen wäre, hielt ich das Dorf die Nacht über besetzt und bewachte die | Ausgänge sorgfältig. Ich ward hierbei, obgleich ganz im Stillen, von mehreren Einwohnern treulich unterstützt, durch sie lernte ich auch diejenigen kennen, die vorzüglich gefährlich sein konnten. Die Bewachung beschränkte sich also auf wenige Punkte. Die Männer und Pferde ruhten wechselseitig aus, und den Tag darauf ritt ich nach dem mir bezeichneten hugenottischen Dorfe, von einem Bauer als Wegweiser begleitet. Den Pfaffen, den ich gar nicht mehr zu sprechen erlaubte, sorgfältig verschloß und die Nacht hindurch bewachte, führte ich mit mir.

Nach einem langsamen Ritte von einigen Stunden erreichten wir das hugenottische Dorf. Der Bauer trat zu meiner Verwunderung hervor und bot sich selbst an, allein und entwaffnet in das Dorf zu eilen, um die Einwohner zu beruhigen. Die Hugenotten hier, sagte er, sind zwar eben so fanatisch, wie die Katholiken in unserm Dorfe, aber doch findet man hier, wie bei uns, Einwohner, die diesen Haß misbilligen. Die verfolgungssüchtige Menge vermag das nicht zu begreifen und so haben die so Gesinnten in beiden Dörfern einen harten Stand. Wir gelten in unserem für geheime Hugenotten, obgleich wir der heiligen Kirche treu bleiben; und die friedlich gesinnten Hugenotten in diesem Dorfe müssen sich geheime Katholiken schimpfen | lassen, obgleich sie ohne allen Zweifel mit derselben Treue ihrem Glauben ergeben sind, wie wir dem unsrigen; so geschieht es denn, daß wir eben so gern in ihrem, wie jene in unserm Dorfe gesehen werden. Ich sah den Vortheil ein, den wir aus einer solchen Botschaft ziehen konnten, ließ ihn allein nach dem Dorfe reiten, und wir ruhten in einiger Entfernung von demselben aus. Nach Verlauf von ein paar Stunden war Alles in Ordnung gebracht, denn es war schon nichts Seltenes, daß im ganzen Lande sich die gemäßigten Katholiken an den König von Navarra anschlossen. Der Bote kam zurück, von einigen der ältesten Bauern begleitet, und als wir selbst hinkamen, entdeckten wir mit Erstaunen, daß es unserm guten Wegweiser

schon gelungen war, das zu leisten, was ich den Einwohnern seines Dorfes versprochen hatte. Frauen und Kinder, die die Hugenotten geraubt hatten, standen da. Hoch und theuer beschwuren es die Hugenotten, daß sie ungekränkt geblieben wären, und die Frauen bestätigten es. Der Prediger war zwar auch nicht frei von Fanatismus und hatte selbst die Einwohner aufgefordert, von einigen hugenottischen Brüdern unterstützt das götzendienerische Dorf zu überfallen; was sie aber dazu bewog, seinem Rathe zu folgen, war ein früherer ähnlicher Ueberfall des katholischen Dorfes und die Pflicht, | die geraubten und gefangen gehaltenen Frauen und Töchter zu befreien. Sie wären, versicherten sie, sehr geneigt, Frieden zu halten, wenn sie nicht angegriffen würden. Der katholische Pfarrer, den ich mitführte, mußte gestehen, daß er wirklich die Hugenotten zuerst überfallen hatte. Er schien ganz mürrisch geworden zu sein, doch traute ich ihm nicht. So war diese ganze Sache beigelegt und in Ordnung. Die befreiten Frauen und Kinder kehrten freudig nach ihrem Dorfe zurück, und die von allen Seiten in dieser Gegend bedrängten Hugenotten vernahmen die Worte des Friedens, von einem Katholiken ausgesprochen, mit Freude und nahmen die Ermahnungen mit Herzlichkeit auf. Ich begleitete die befreiten Frauen bis in die Nähe des katholischen Dorfes und ritt weiter, indem ich den Pfaffen mit mir führte, unge-
wiß, was ich nun mit ihm anfangen sollte.

Gegen Abend erreichten wir ein Haus, welches einsam auf einer von Wald umgebenen Wiese dalag. Schon aus der Ferne entdeckten wir ein Gewühl von Menschen, die dieses Haus umgaben; als wir näher kamen, entdeckten wir bewaffnete Kriegersleute, die lärmend, schreiend und fluchend sich unter einander bewegten. Ich war ungewiß, ob ich nicht durch einen Umweg das Haus zu umgehen suchen sollte; da entdeckte | ich an dem Fenster des zweiten Stockwerks eine weibliche Gestalt, deren Haare aufgelöst um den Kopf flatterten, die die Hände ringend zum Fenster hinausstreckte und wie in Verzweiflung laut um Hülfe schrie. Ich gebot meinen Begleitern die Säbel zu ziehen und in vollem Galopp

ritten wir auf das Haus zu. Ich warf einen eiligen Blick nach dem Fenster, die weibliche Gestalt blickte uns an, ungewiß, ob sie über unsere Ankunft sich freuen oder erschrecken sollte. Mit Entsetzen sah ich ein zartes weibliches Wesen in dieser furchtbaren Lage. Durch die von Angst und Verzweiflung entstellten Züge leuchtete
5 doch die große Schönheit hindurch.

Was geht hier vor? rief ich gebieterisch, und ich sah wohl, daß hier zwei Parteien stritten und daß diejenige, die durch mich unterstützt würde, das entschiedene Uebergewicht erhalten würde. Meine Ankunft schien offenbar dem größten Theile der
10 hier lärmenden Kriegsleute unangenehm, der kleinere dagegen schien neue Hoffnung zu schöpfen. Einer trat hervor, um mir den verlangten Bericht zu geben. Ich unterbrach ihn und wandte mich zuerst an das flehende schöne Mädchen, die noch jung zu sein schien. Ich beschwöre Euch, liebliche Gestalt, sagte ich, bleibt hier
15 so im offenen Fenster stehen, daß ich Euch erblicke; ich muß mich | überzeugen, daß nichts Gewaltames gegen Euch stattfindet, während ich Erkundigung einziehe über die Greuelthat, durch welche eine so zarte Schönheit in eine solche Lage gerieth. Ihr steht unter dem Schutze der Ehre eines verheiratheten Ritters, der
20 seine junge Frau innig liebt, aber bereit ist, sein Leben zu wagen für eine jede bedrängte Frau. — Wer diesem Mädchen nahe zu treten wagt, während ich hier bin, wird meine Rache fühlen, rief ich gebietend, mich an die Uebrigen wendend. Jetzt ließ ich den sich nahenden Kriegsmann, der von ziemlich hohem Alter zu sein
25 schien, hervortreten, und er berichtete:

Die Ihr da seht, gnädiger Herr, ist das schöne Fräulein Louison Gayant. Sie ist hugenottisch erzogen, von Aeltern desselben Glaubens, beide sind gestorben und zu ihrem Unglücke der ihr bestimmte Vormund ebenfalls. Durch Intriguen wußte der Herr
30 von Santerre, ein Katholik, die Vormundschaft über das Fräulein und somit die Verwaltung ihres bedeutenden Vermögens an sich zu reißen, aber seine Absicht ging noch weiter. Als sie ihn einst, dazu aufgefordert, besuchte, behielt er sie zurück. Sie hielt sich

nämlich bis dahin bei hugenottischen Verwandten auf und ist mit einem jungen lieblichen Manne, dem Marquis d'Esvinac, verlobt. Von Mächtigen unterstützt gelang | es dem Herrn von Santerre, alle Reklamationen der Verwandten des Fräuleins abzuweisen,
5 und er hatte die doppelte Absicht, das Bündniß mit dem jungen Marquis zu zerreißen und das Fräulein zu bekehren. Von unserer Seite geschahen mancherlei Versuche, das Fräulein aus ihrer Gefangenschaft zu befreien. Dieses Mal schien nun Alles gelingen zu wollen. Es war mir, einem alten Diener ihrer Aeltern, gelungen,
10 das Fräulein mit Zeit und Stunde bekannt zu machen, wo wir bewaffnet erscheinen würden. An dem bezeichneten Orte trafen wir die schöne Dame und wurden hier von zurückkehrenden Schaaren, die in hugenottischen Dörfern plünderten, überfallen. Diese gehörten leider dem Herrn von Santerre zu, und nur Eurer
15 Gegenwart werden wir die Befreiung der Dame hoffentlich zu verdanken haben.

Als dieser kurze Bericht beendet war und ich zur Befreiung der Schönen schreiten wollte, waren die Gegner verschwunden. Sie waren durch die Hinterthüre des Gebäudes hinausgeschlichen
20 und wir entdeckten, wie sie über Wiesen, Felder und Gräben flohen. Da die junge Dame befreit, die Absicht also erreicht war, so wurden wir einig, die fliehenden Schaaren nicht zu verfolgen. Die Dame verschwand aus dem Fenster, ich trat in das Haus hinein und erstaunte nicht | wenig, als ich sie, wie es schien,
25 völlig ruhig, die Treppen heruntersteigen sah. — Ihr könnt Euch denken, wie freudig ich die Nachricht empfang, daß es mir gelungen war, die Geliebte des Mannes, der mir so lieb geworden, zu retten. Während die Begleiter ihre Pferde aus den Ställen zogen und ich es doch nothwendig fand, der Dame einige Augenblicke
30 der Beruhigung zu gönnen, traten wir in die Gaststube. Die Einwohner des Hauses hatten sich auf dem Boden versteckt, und es kostete uns Mühe, sie, als wir sie fanden, zu überzeugen, daß sie nichts zu befürchten hätten. Während nun Wein und Früchte gebracht wurden, erfuhr ich von der Dame selbst, was sie in der

Zeit ihrer Gefangenschaft gelitten hatte. Wie sie mir jetzt gegenüber saß, glaubte ich nie etwas Anmuthigeres gesehen zu haben. Die Freude über die Befreiung gab ihrer Gestalt eine Heiterkeit, eine Anmuth, die mir unwiderstehlich schien, und obgleich ich mich ganz in diesen lieblichen Anblick verlor, war dennoch der Eindruck, den sie machte, so völlig rein, daß es mir unbegreiflich schien, wie jemals eine Gewaltthat gegen sie hatte ausgeübt werden können. Jeder Gegner mußte, glaubte ich, durch ihren bloßen Anblick entwaffnet werden. Denn selbst jetzt, in dem freudigen und unerwarteten Augenblicke der Befreiung aus einer großen Gefahr, jetzt, als | die Gewißheit einer unerwarteten Sicherheit sie glücklich machte, verlor sie die ruhige Würde nicht einen Augenblick. Sie erzählte nun, wie entsetzlich der erzwungene Aufenthalt bei dem Herrn von Santerre gewesen war. Man ließ mich, sagte sie, keinen Augenblick in Ruhe, Pfaffen quälten mich vom Morgen bis Abend, ich war auf meiner kleinen Kammer gefangen; ich ward gehalten und behandelt, wie die geringste Magd, ich mußte die gemeinsten Dienste verrichten, ja man ließ mich nicht selten Hunger und Durst leiden; daneben wurde mir das herrlichste Leben, in Freude und Genuß, lockend dargestellt, wenn ich mich willig erklärte, den katholischen Glauben anzunehmen und, was freilich damit genau verbunden war, meiner Liebe zu entsagen. Die armen verblendeten Menschen sahen nicht ein, daß eine solche Behandlung nicht fähig wäre, mich zu gewinnen. Ja ich gestehe es, es bildete sich eine Ansicht allmählig aus, die selbst jetzt, nach der Befreiung, eine gefährliche Gewalt über mich behalten zu haben schien, die ich früher so entschieden abwies, als wenn nämlich in der katholischen Religion etwas Satanisches liegen müsse; und doch litt ich selbst an einem innern Kampfe, der mir gefährlicher zu werden drohte, als alle äußere Verfolgung. Bei der grenzenlosen Liebe, die mich mit dem Herrn d'Espinac verband, entstand der Zweifel, ob nicht | meine Treue gegen ihn mächtiger wäre, als die gegen meinen Gott. Ich war ganz allein, in meiner ganzen Umgebung Keiner, der mich nicht

als eine Verdammte, der Hölle Preisgegebene betrachtete. Selbst die Einsamkeit war mir versagt, denn ein altes mürrisches Weib, die mich als eine von einem bösen Geiste Besessene betrachtete, die sich bekreuzigte, wenn ich ihr nahe trat, schlief in meiner Kammer. Ich glaube nicht einmal, daß es ursprüngliche Grausamkeit war, aber sie schien in der That zu meinen, daß es ein gottgefälliges Werk wäre, mich zu quälen, und wenn es ihr nur gelang, meine Hingebung, meine Geduld zu besiegen, wenn Verachtung, furchtbare Verschmähung und Spott, in jedem Moment von Neuem in das blutende Herz geträufelt, die schwache Natur besiegte, daß ich mich wie ein getretener Wurm krümmte und Hände ringend mich in Thränen badete, da war es, als glaubte das Weib ihre gottselige Absicht erfüllt zu sehen. Mein Elend erregte gar keine Theilnahme, aber ich glaubte dennoch in dieser Härte eine Hoffnung zu lesen, die mir die grauenhafteste war. Daher brachten solche Auftritte mich eben zur Besinnung. Ihr Himmel ist Deine Hölle, sagte ich mir, es ist ein Kampf mit Gott und für Gott gegen teuflische Mächte. Ich zog mich dann, wie sie sonst, andächtig und betend von ihr zurück wie vor einem bösen Geist, trocknete die Thränen und warf ihr einen Blick zu, der sie empörte; aber ich war dem Weibe ganz preisgegeben. Sie hat mich bei den Haaren herumgeschleppt, mit den Füßen getreten, bis ich in Ohnmacht fiel. In der letzten Zeit war ich mit diesem Weibe allein, der Herr von Santerre und seine Familie ließen sich nie sehen; auch die Pfaffen, — denn einer nach dem andern versuchte sein Künste, — wurden, je hartnäckiger ich ihnen erschien, desto schonungsloser. Endlich ward mir einer gebracht aus einem benachbarten Dorfe, der unter allen in der Gegend, wie man glaubte, am fähigsten war, den bösen Geist des Unglaubens zu verbannen. Dieser trat gegen mich auf, völlig, wie gegen ein gespenstiges Wesen, mit Beschwörungsformeln mancherlei Art. Nicht mit mir sprach er, sondern nur über mich mit dem alten Weibe. Es ist wahr, er hatte es in seiner Gewalt, mich zu ängstigen. Wie geheime Kräfte, astralische Einflüsse, ein Geflüster

nächtlicher Dämonen die Seele verlocken können, wie in den Gebirgen, in den dunkeln Wäldern, in den Lüften Geister herum-schweifen, die denjenigen, der auf sie horcht, zur Verzweiflung, zum Wahnsinn bringen, wie dieser Wahnsinn die anfangende Höllenstrafe wäre, so lange der Mensch lebte, nur im Fegefeuer
 5 zu seiner Seele Rettung, aber wenn er sich bis zum Unglauben steilgerte, die Unseligen zur ewigen Höllenstrafe reif machte, wußte er mit solcher Gewalt der Darstellung auszumalen, daß er meine Seele gefangen nahm und eine wirklich bannende Gewalt über mich ausübte. Ich war durch Qual und Furcht geängstigt,
 10 durch Mishandlungen erkrankt, durch eigene innere Kämpfe geistig erlahmt, vergebens suchte ich die furchtbaren Töne in meiner Nähe abzuwehren, vergebens versenkte ich mich heftig ringend in Gebet, immer dichter drängte sich die Sprache an mich heran, es war, als wenn schwarze Geister mich umschwirrten, als träten
 15 sie mir dicht vor die Augen, als flüsterten sie mir tief in das Ohr hinein, und ich fühlte es, ich mußte unterliegen, meinen Glauben aufgeben oder wahnsinnig werden. — In dieser Lage erschien nun ein schönes Mädchen, kaum funfzehn oder sechszehn Jahr alt; sie ward fast wider ihren Willen in meine traurige Kammer hereingeschleppt und zeigte, als ich sie sah, alle Spuren des Entsetzens. Zu meiner Verwunderung verließ der Pfarrer und das Weib die Kammer, und ich blieb mit diesem Mädchen allein. Das Mädchen horchte nach der Thüre hin, trat mir dann mit einem ganz veränderten lächelnden Gesicht entgegen. Fräulein, sagte sie, fürchten
 25 Sie sich nicht. Ich bin von dem alten Diener Ihres Hauses abgesandt, ich habe, hoffe ich, die Mittel gefunden, diese Teufel zu betrügen. Ich erschien als meinen Eltern entlaufen, ich behauptete, von der heiligen Jungfrau aufgefordert zu sein, mich an den Pater Anselmo zu wenden; es gelang mir ihn zu täuschen und ich spielte
 30 meine Rolle ein paar Wochen hindurch so gut, daß ich, ohne Verdacht zu erregen, es wagen konnte Sie zu nennen. Das, sagte ich, war es eben, was die heilige Mutter, als sie mir erschien, angedeutet hatte, daß ich berufen wäre zur Rettung der Seele des

gefangenen Fräuleins. — Hier ist ein Brief. Wir müssen die Täuschung noch einige Zeit fortsetzen; denn das Schwierigste ist noch zurück, es muß mir gelingen, Sie ohne Begleitung nach dem verabredeten Orte zu bringen. — Das Mädchen sprach dies Alles halb
 5 murmelnd und in einem Tone, daß Keiner, der die undeutlich gesprochenen Worte von fern hörte, den Inhalt errathen konnte. Sie näherte sich nur in dem Augenblicke, als sie mir den Brief übergab, und selbst dieses geschah auf eine solche Weise, daß wer uns etwa belauerte, eher eine Art magisches Annähern, eine Art
 10 von geheimer Gewalt, die durch Berührung wirken mußte, als die Uebergabe des Briefes würde vermuthet haben. Ich hütete mich wohl, irgend Etwas zu thun, wodurch die Täuschung aufgehoben werden konnte. Wie furchtbar geistig zerrüttet ich noch vor einem Augenblick war, so wirkte diese Hoffnung | doch wie ein Zauber
 15 auf mich. Die wilden nächtlichen Träume, die mich geängstigt hatten, waren verschwunden, ich hatte meine Besinnung völlig wieder, und Glaube und Zuversicht siegten. So wie ich Alles erfahren hatte, was nothwendig war, wurden wir einig, nie, auch nicht, wenn wir uns völlig allein glaubten, die Maske fallen zu
 20 lassen. Freilich mußte ich auf die seltsame Mischung von Bösartheit und Aberglauben, die meine Feinde beherrschte, rechnen. Das Mädchen, wie Sie gesehen haben, entwickelte eine bewunderungswürdige Schlaueheit. Es gab Augenblicke, wo ich glaubte, daß diese nichtswürdigen Menschen gar keine Religion hätten,
 25 daß Alles, was sich mir als Kirche darstellte, eine furchtbare Erfindung der Pfaffen wäre, die Menschen zu beherrschen und zu tyrannisiren; dann aber mußte ich mir wieder gestehen, daß sie Geister citirt hatten, die sie nicht zu überwältigen vermochten; daß sie selbst dem finstern Aberglauben unterlagen, den sie doch
 30 nur benutzen wollten. Auf diesen Widerspruch mußten wir rechnen. Die bestimmte Zeit lag vor uns und durch einzelne Aeußerungen, die künstlich in die Gespräche verflochten wurden, durch welche das Mädchen mich zu bekehren suchte, verständigten wir uns hinlänglich. Männer würden ohne allen Zweifel eine feinere

Intrigue eronnen haben, wir ersannen die plumpste, und sie gelang vielleicht eben deswegen. Ich habe von einem sehr gelehrten Manne behaupten hören, daß es oft nur deshalb nicht gelänge, die Menschen zu betrügen, weil man sie sich nicht dumm genug zu denken den Muth hätte. Auf das Gelingen der Verstellung kam
 5 Alles an, ich machte mir darüber keinen Vorwurf; ich hatte gegen diese Menschen keine Verpflichtung, sie durften keine Wahrheit von mir fordern, und einfach kindlich, ja mit frommer Andacht betrachtete ich dieses ganze Ereigniß als eine göttliche Fügung, die mir Waffen in die Hand gab gegen Verfolgungen, aus
 10 welchen ich nur so gerettet werden konnte. Längst hätte wohl eine gewaltsame Befreiung stattgefunden, aber d’Espinac war in dem Heere des Königs von Navarra; er kannte meine Lage nicht einmal, und eine jede Verbindung mit dem Heere war seit Monaten durch die krieglerischen Verhältnisse abgeschnitten. Die höchste
 15 Noth entwickelt einen wunderbaren Scharfsinn und ich wundre mich über die Kunst der Verstellung, die ich mir erwarb und durch welche mein Vormund, seine Familie, das höllische alte Weib, ja selbst der schlaue Pfaff vollständig getäuscht wurde. Die erdichtete Bekehrung schritt so leise, durch so unmerkliche
 20 Uebergänge fort, die Äußerungen der Zuneigung zum katholischen Glauben, ringend mit demjenigen, der mir durch Erziehung und Unterricht mitgetheilt war, traten im Anfange so scheu, so furchtsam hervor, daß Alle mit zuversichtlicher Hoffnung meiner völligen Bekehrung entgegensehen. Ich wagte kühne Einwürfe
 25 gegen die Belehrungen meines geistlichen Rathgebers und gönnte ihm den Triumph, sie zu bekämpfen. Meine Lage ward immer besser, ich lebte schon wie ein Kind im Hause, man schmeichelte mir, brachte mich in große Gesellschaften und glaubte mich schon ganz gewonnen. Selbst das Weib, das mich gequält hatte, sah ich
 30 nicht mehr, ich gestand, daß ich sie ohne Grauen nicht ansehen könnte. Und in der That, es war nothwendig, daß sie entfernt wurde, denn ich fühlte es, daß ich meine Verstellung in ihrer Gegenwart nicht durchzusetzen vermochte.

Was soll ich Vieles von dem plumpen Kunstgriff sagen, der mich befreite. Das Mädchen behauptete, daß ihr die Jungfrau Maria wieder erschienen sei. Als letztes Mittel meiner völligen Bekehrung müßten wir beide allein in der Nacht auf einer Wiese
 5 unter einem Kreuze erscheinen. Nur reine Jungfrauen dürften in diesem Augenblicke jenen Ort betreten; und jeder unheilige Schritt würde den heiligen Moment der Bekehrung vernichten, ja auch in einen völlig unüberwindlichen Unglauben zurückstürzen. Ich dachte wohl, daß man uns belauern würde, aber alle Anstalten
 10 zur schnellen Flucht waren sorgfältig getroffen. Die Männer, die Sie hier sehen, waren beritten zugegen; das Mädchen behauptete ganz sicher allein fliehen zu können, und Sie können sich meine Verzweiflung, als ich mich nun wieder in feindlicher Gewalt befand, leicht denken. Ich mußte fürchten, nicht einfach ermordet
 15 zu werden, was fast eine Wohlthat zu nennen gewesen wäre, sondern den grausamsten Mishandlungen qualvoll zu unterliegen. Indem ich nun diese eben überstandene Gefahr und die wunderbare Rettung überlege, schwebt mir das Bild des holden Mädchens vor. Sie schlug eine jede Vereinigung mit uns aus, sie behauptete,
 20 daß man ihretwegen gar nicht besorgt zu sein brauche, sie würde auf jeden Fall sich zu retten wissen, und jetzt, da das Ereigniß sich mir so lebendig wieder vergegenwärtigt, wie der alte vertraute Diener meines Hauses sich zu erkennen gab, mich eilig auf den Sattel hob und wir in vollem Gallopp davon ritten, muß ich dieses
 25 Mädchen mit der lieblichen und schlaun Miene, mit der wunderbaren Sicherheit, kindisch fast und geistig bis zum Zaubenhaften reif, wie eine göttliche Erscheinung betrachten, die zu meiner Rettung hervortrat und dann plötzlich verschwand.

Ich hatte, während das Fräulein erzählte, einen Verdacht gefaßt.
 30 Mir fiel der Pfaff ein, den wir gefangen mit uns führten; ich hatte ihn von dem Augenblicke an, wo ich mit der Befreiung der schönen Dame beschäftigt war, ganz vergessen, ich befürchtete schon, daß man ihn vernachlässigt, daß er die Verwirrung des Augenblicks benutzt hätte und entschlüpft wäre; aber das war nicht der Fall. Als

ich mich erkundigte, erfuhr ich, daß er in einer andern Kammer eingeschlossen bewacht würde. Ich trat zu ihm herein und fand ihn in tiefe Gedanken versunken. Er warf mir einen grimmigen Blick zu, und als ich ihn aufforderte mir zu folgen, schien er es hartnäckig verweigern zu wollen. Wir mußten in der That einige Gewalt anwenden, und so stellte ich ihn wider seinen Willen der Geliebten meines neuen Freundes gegenüber. Ein Schrei des Entsetzens, als sie ihn erblickte, ließ mich diese Ueberraschung nur zu sehr bereuen. Sie blickte wild um sich her, sie hatte erfahren, daß wir Katholiken waren, und glaubte sich verrathen.

Ich erschrak heftig und warf mir leider zu spät meine unbegreifliche Unbesonnenheit vor. Ich war voll von Allem, was mir in den zwei letzten Tagen begegnet war. Es war mir, als müßte ihr die Liebe und Zuneigung bekannt sein, die mich zu ihrem Geliebten hinzog. Während der Erzählung, faßte ich die Vermuthung, daß der Pfaff, den ich mit mir führte, wohl | der von ihr erwähnte Pater Anselmo sein könnte. Ich wollte ihr den Triumph gönnen, den furchtbaren Peiniger gedemüthigt zu sehen. Meine Vermuthung war leider nur zu gegründet. Einige meiner Krieger, die sich mit den Befreiern der Dame aus der Gefangenschaft unterhielten, glaubten erst, daß wir Hugonotten waren. Als sie erfuhren, daß dieses nicht der Fall wäre, als sie den Pfarrer in unserer Mitte sahen, den einige wohl zu kennen behaupteten, waren sie sichtbar scheu, verlegen, erschranken, und einer schlich sich still weg, um der Herrin die bedenkliche Kunde mitzutheilen. Alles dieses erfuhr ich später. Es fand statt, als ich stillschweigend die Dame verlassen hatte, um den Pfarrer herbeizuholen, und so war das Entsetzen, welches sie ergriff, als sie mich mit diesem hereintreten sah, freilich erklärlich.

Ich war in Verzweiflung. Der Zustand der jungen Dame war seltsam; auf dem Ruhebetten, auf welchem sie saß, sank sie zurück. Einige leichte krampfartige Zuckungen gingen schnell vorüber, die Augen waren geschlossen. Als diese verschwunden waren, breitete sich eine himmlische Ruhe über das Gesicht aus, sie lag

wie in den tiefsten Schlaf versunken, ich würde geglaubt haben, daß sie todt wäre, wenn ich nicht gesehen hätte, wie ein wunderbares, heiteres Lächeln um | ihre Lippen schwebte. Sie versuchte zu sprechen, die Lippen bewegten sich fortdauernd, aber das leise Murmeln blieb mir völlig unverständlich. Ich rief in meiner großen Angst Hülfe herbei, der Wirth, seine Frau und Tochter erschienen, wir standen alle rathlos da; ich konnte mich nicht entschließen, zu irgend einer entschiedenen Hülfe zu greifen, und verbot, wie durch einen Instinkt geleitet, die Schlafende zu berühren. So verging fast eine Stunde und unsere Lage war um so bedenklicher, da jeder Augenblick uns eine gefährliche Verfolgung zuziehen konnte. Endlich erwachte die Schlafende, richtete sich schnell auf, erkannte mich, sah, wie furchtbar erschrocken ich war, und obgleich auch sie furchtsam und scheu um sich blickte, glaubte ich doch zu entdecken, daß sie selbst an der Ursache Ihrer Furcht zu zweifeln anfang. Ich bat sie flehentlich mich anzuhören, ich versicherte ihr auf's Heiligste, daß sie nichts zu befürchten hätte. Ich habe zugleich meine Ritterehre für Ihre Rettung eingesetzt und wäre mit Schande bedeckt, wenn ich Sie nicht dem Schutze freundlicher Verwandten und des Geliebten übergäbe. Sie sah mich an. Wie thöricht war meine Furcht, sagte sie milde; nein gewiß, Ihr seid kein Verräther. Ich muß mich des Verdachtes schämen, aber verzeiht mir, denn ich bin durch die Folgen hart bestraft. Sie war jetzt völlig beruhigt. Ich nannte mich und erzählte ausführlich die Ereignisse der letzten Tage, wie ich ihren Geliebten kennen gelernt, und wie er meine innige Verehrung und Zuneigung gewonnen hätte. Ich erzählte ferner, wie ich den Pfarrer getroffen, warum ich ihn mit mir führte, und wie sich mir die Vermuthung aufgedrungen, daß er wohl der von ihr erwähnte Pater Anselmo sein könnte. Ich war so thöricht, schloß ich, zu glauben, daß ich, der ich Ihnen durchaus fremd bin, in wenig Augenblicken ein Vertrauen mir erworben hätte, welches nur Zeit und längere Bekanntschaft erringen können. Auch ich bin furchtbar bestraft. Ihr habt mir verziehen, schöne Dame, ich kann mir nie verzeihen.

Als ich von ihrem Geliebten zu sprechen anfang, als ich erzählte, wie ich zuerst seine Bekanntschaft machte, blickte sie mich so anmuthig, so freundlich an, und ihr ganzes Antlitz strahlte jetzt, wie im Schläfe, von heiterer Ruhe und Befriedigung.

Aber wir durften uns nicht so weitläufigen Erklärungen hingeben, der Augenblick drängte und wir mußten schnell aufbrechen. Ich war genöthigt, um die Gerettete in Sicherheit zu bringen, einen Theil des Weges zurückzureiten. Sie wollte mir die Stelle angeben, wo ich sie ohne Gefahr den früheren Begleitern | überlassen könnte. Ich wunderte mich nicht wenig über die Entschlossenheit und über die körperliche Kraft, die sie zeigte. Fest und sicher saß sie in dem Sattel, während wir fortritten, und höchst anmuthig schien die schlanke Gestalt auf dem galoppirenden Pferde mehr zu schweben, als zu ruhen. Wenn sie die großen, von den langen Augenwimpern beschatteten Augen aufschlug, der halbe Umriß des Gesichts gegen den hellen Himmel abstach, erschrak ich fast, so tief bedeutend, so wunderbar schön und herrlich erschien sie mir dann, indem der Kopf von dem schönen Halse leicht getragen wurde. Es war mir, als sähe ich eine Göttin des griechischen Alterthums, und unbegreiflich schien es mir, daß dieses Mädchen noch vor kurzem den Mishandlungen unterlegen, noch vor wenig Augenblicken mir durch ihren bedenklichen Zustand einen so großen Schrecken eingejagt hatte. Sie war fröhlich und voller Hoffnung. Ich weiß es wohl, sagte sie, die Sache meiner Glaubensgenossen scheint jetzt sehr bedenklich zu stehen; der König ist in der Hand des Guise, der, mit Spanien vereinigt, unsern Untergang will. Dieser entsetzliche Mensch wünscht die Bluthochzeit zu erneuern, ja über das ganze Land auszudehnen. Der König von Navarra ist von allen Seiten gedrängt und scheint fast der mächtigen Ligue gegenüber waffenlos zu sein. | D’Espinac theilt die Gefahren einer so bedenklichen Lage, und dennoch habe ich eine Zuversicht, die mir unbegreiflich scheint. Es ist mir, als drohte dem herrlichen Könige, der uns beschützt, als drohete dem Geliebten, der seine Kämpfe theilt, gar keine Gefahr. Diese Zuversicht verließ

mich in meiner furchtbaren Gefangenschaft nur dann, wenn der schwache Körper den Mishandlungen unterlag. Es ist mir, als sähe ich Heinrich von Navarra siegreich, es ist ein Ereigniß der Zukunft, welches mich mit aller Gewalt und Sicherheit der Gegenwart umschwebt; ich sehe d’Espinac den König begleiten, indem er siegreich in Paris einzieht, ich höre, wie die jubelnde Menge dem Befreier zujauchzt und wie die unglückliche Verblendung, die das Land in Verwirrung bringt, verschwindet. — Sie erschien mir fast wie eine Prophetin, als sie so sprach, ihre Zuversicht theilte sich mir mit, aber ich konnte mich nicht genug wundern über ihre genaue Kenntniß der Lage des Landes. Die Sache, sagte sie, ist leicht zu erklären; ich war, wie Sie aus meiner Erzählung wohl geschlossen haben, in den Händen der wildesten Liguisten, sie sahen wohl ein, daß ihre Versicherungen kein Zutrauen einflößen konnten; es wurden mir daher alle Briefe ihrer Partei aus Paris mitgetheilt. Sie konnten mir dieses scheinbare Vertrauen ohne Gefahr zeigen; denn ich war ja | unbedingt in ihrer Gewalt und an einen Verrath von meiner Seite nicht zu denken. Der Vortheil, den sie erlangen konnten, wenn sie mir solche Nachrichten mittheilten, war aber augenscheinlich; denn es ist ja entschieden, daß der Herzog von Guise den König, wie seine Mutter, ganz in seiner Gewalt hat und das Land beherrscht, als wäre er selber König. So bin ich ganz vertraut geworden mit dem hinterlistigen Plane der furchtbaren Partei, mit ihren tollkühnen Hoffnungen, mit der Gewalt, die die Sechzehn in Paris ausüben, und mit den Gefahren, die den beiden Königen drohen. Ich sage es Ihnen, denn wie kann ich daran zweifeln, daß Sie zu den milden gemäßigten Katholiken gehören, die die Beruhigung des Landes nur von dem Könige von Navarra erwarten. Nur wünsche ich dringend d’Espinac zu sprechen, ich glaube mit Intriguen bekannt geworden zu sein, deren Kenntniß dem Könige von Navarra selbst wichtig sein möchte. Ich habe mir selbst in der grauenhaftesten Lage den Inhalt der Korrespondenz genau eingepreßt, ich wiederholte mir denselben mit krampfhafter Anstrengung, um den Faden des Zusammenhanges

nicht zu verlieren, selbst unter den härtesten Mishandlungen, und meine bessere Lage in den letzten Tagen gab mir völlige Muße zur ruhigen Ueberlegung. — Ich mußte das Mädchen | bewundern, welches mit einem solchen Eifer in einem so zarten Alter solche schwierige, das ganze Land umfassende Verhältnisse festhielt, 5 klar überschaute und, obgleich dem Himmel und dem Geliebten andächtig und treu hingegeben, dennoch mit so kräftigem Verstande in der Gegenwart lebte. Aber die entsetzliche Aufregung im ganzen Lande, die allgemein herrschende Unsicherheit aller Lebensverhältnisse erregte in den Einwohnern beider Geschlechter wunderbare, in friedlichen Zeiten gebundene Kräfte, und wie 10 die wildesten Leidenschaften sich zügellos äußerten, so bildete sich eine kräftige Besonnenheit aus, die, scheinbar zurückgedrängt und thatenlos, dennoch die bessere Zukunft vorbereitete.

Wir waren mehrere Stunden geritten. In allen Dörfern wick man uns aus, aber es war uns gelungen, eine ziemliche Menge von Lebensmitteln zusammenzubringen, welche die von uns vertriebenen Krieger zurückgelassen hatten, und die im Hause selbst aus dem Vorrathe des Wirths vergrößert wurde. Eine schöne Wiese lud uns zum Ausruhen ein. Ich suchte mit meiner Begleiterin den Schatten am Rande eines Waldes und wir unterhielten uns fast heiter, nur sorgten wir dafür, daß der gefangene Pfarrer von der Dame nicht gesehen wurde. Ich hatte bemerkt, daß, wenn bei einer Biegung des Weges die hintersten Glieder des Zuges | sichtbar wurden, in deren Mitte Pater Anselmo bewacht wurde, 25 und wenn dann die Augen der Dame zufällig auf ihn fielen, ein leises Zittern ihren Körper bewegte und ein plötzliches Erblassen, selbst, nachdem die Bewegung des Rittes die Gesichtsfarbe erhöht hatte, eintrat. Wir hatten, wie es die Nothwendigkeit forderte, Wachen aufgestellt, und kaum war das mäßige Mahl zu Ende, als ein aufgestellter Wachposten einen Zug von Kriegern ansagte, der in der Richtung nach unserm Ruheplatze zu fortschritt. Schnell bestiegen wir die Pferde, bildeten breitere, kompaktere Massen, in deren Mitte die Dame gebracht wurde. Ich ritt etwas vor, damit ich

erfahren könnte, ob die Krieger, die uns entgegen kamen, Feinde oder Freunde wären, und ob die Menge uns gefährlich sein könnte. Leider war, wie die Verhältnisse der Gegend standen, das Uebergewicht der Liguisten in dieser Gegend zu entschieden. Mit der größten Wahrscheinlichkeit konnte ich daher Katholiken erwarten, 5 gegen die ich feindselig hervortreten mußte. Meine ganze Lage im Lande, die ganze Stellung meiner Familie war gefährdet, und unterlag ich in diesem zweifelhaften Kampfe, so war das arme Mädchen rettungslos verloren, und auch mich und meine Begleiter konnte nichts vom Untergange retten. In den Augen wüthender Liguisten mußte die Unterstützung | der Flucht einer Hugenottin, die mit dem katholischen Glauben ein so freches Spiel getrieben hatte, und die Gefangennehmung eines Pfarrers als Todesverbrechen erscheinen. Indem ich nun voller Sorge diese Lage der 15 Sachen erwog, war es mir vor Allem darum zu thun, Gewißheit zu erlangen. Ich verließ mich auf mein gutes Pferd, ließ meine Begleiter stille halten und ritt galoppirend grade auf den Zug los. Ich sah bald, daß er uns an Anzahl der Truppen weit übertraf, aber eben, was unsere Lage gefährlicher zu machen schien, trieb mich 20 immer näher. Da sah ich an der Spitze der anrückenden Truppen den Anführer mir allein entgegenreiten, ich erkannte das schwarzsamtmene Baret, die weiße wehende Feder, die Tücher wurden beiderseits lustig geschwenkt und ich stand d'Espinac gegenüber.

Jetzt erst erfuhr ich, wie die ungünstigen Nachrichten, die er von der Lage seiner Geliebten nach langer Zeit erhalten hatte, ihn aus der Nähe des Königs von Navarra, der in einer ganz andern Gegend des Landes sich aufhielt, hierhergezogen. Als ich ihn zuerst getroffen, war er eben bemüht, eine hinlängliche Mannschaft mit Aufopferung großer Summen zusammenzubringen, 30 seine Geliebte zu befreien. Als ich nun eilig erzählte, wie nahe sie ihm war, und wie sie durch mich | gerettet worden, war er von freudigem Erstaunen ergriffen. Er blickte zum Himmel hinauf, reichte mir stillschweigend die Hand, aber mit einer Miene, die mehr enthielt, als die lauteste Danksagung. Auch ich war überaus

glücklich, wir gehörten uns von jetzt an zu im Leben und im Tode. Ich hatte mir nicht Zeit genommen, ihm das Ereigniß hinreichend zu erzählen. Er gebot seinem Trupp langsam vorzureiten, und wir beide ritten allein, damit meine Krieger und vor allen die Dame unbesorgt blieben, pfeilschnell zurück. D'Espinac umarmte seine Geliebte, Beide standen so in einander geschlungen, das lieblichste Paar auf der grünen Wiese, die Sonne schien heiter über uns, die Truppen bildeten einen Kreis und mit flammender Begeisterung sprach d'Espinac: Wie lag Alles finster vor mir, wie gering war meine Aussicht, Dich zu erretten, und kaum betrete ich diese Gegend, da schenkt mir der Himmel einen Freund, wie ich ihn lange suchte, wie er mir ein tiefes Bedürfniß geworden war. Und durch ihn gerettet liegst Du in meinen Armen. Diese wunderbare Fügung soll für uns ein Zeichen sein. So wird Gott den Gegenstand unserer gemeinsamen Liebe, das theure Vaterland, retten. Was Du, Freund, für meine Geliebte warst, das wird der herrliche König für unser Land sein, er muß, das Land zu retten, | Katholik werden und Du, Freund, wirst unsern Glauben theilen.

Das ganze seltsame Ereigniß lag schon einige Tage hinter mir. Es war mir wie ein Traum, und nur die Gegenwart des gefangenen Pater Anselmo bezeugte die Wahrheit. Ich näherte mich Bordeaux und war mit dem Pfaffen in keiner geringen Verlegenheit. D'Espinac hätte ihn zwar gern mit sich geführt, aber wir sahen ein, daß ich, wenn ich einen katholischen Pfarrer den Hugenotten überließe, meine schon bedenkliche Lage dadurch noch sehr verschlimmern würde. Ich wußte, daß in Bordeaux im Stillen viele gemäßigte Katholiken geheime Verbündete des Navarra waren. Ich war genöthigt, dem Pfarrer seinen priesterlichen Anzug ausziehen. Er mußte es sich nach vielem Sträuben gefallen lassen, sich als Reiter zu verkleiden, aber was in den letzten Tagen geschehen war, hatte ihn so fügsam gemacht, er war so geduldig, so kriechend, daß ich eben dadurch auf ihn aufmerksam wurde und die geheime, lauende Tücke, die er vergebens zu verbergen suchte,

sehr wohl entdeckte. Ich fand in der That Freunde in Bordeaux, in deren Hände ich ganz | im Stillen den Pfarrer übergab, verließ die Stadt, nachdem ich meine Geschäfte geordnet hatte, und kam in meine stille Heimat zurück, auf deren Grenzen alle Verwirrung der Zeit verschwunden schien. Ich sah d'Espinac zuweilen, und wenn er von seiner Geliebten sprach, schien er trübe gestimmt, nachdenklich und als wollte er mir irgend Etwas verbergen. Indessen wälzten sich in meinem unglücklichen Vaterlande Greuel über Greuel. Der schwache König glaubte sich erleichtert, als es ihm gelang, den Herzog von Guise nicht richten, sondern ermorden zu lassen. Durch den König selbst ward so die schauderhafteste Gesetzlosigkeit sanktionirt; er fiel kurz darauf selbst durch einen fanatischen Mörder. In wenigen Monaten folgten diese beiden Mordthaten auf einander, und hatten wir früher geglaubt, daß das Elend seinen Gipfel erreicht hätte, so erfuhren wir jetzt, daß es noch um Vieles gesteigert werden konnte. Allenthalben im ganzen Lande fand die furchtbarste Willkür und jede Leidenschaft Thür und Thor offen. Die Gesetze schwiegen, die Gerichte waren ohnmächtig, die Richter selbst verdorben und wahnsinnig, wie das Volk, der Handel ruhte, alle arbeitsamen Hände feierten, das Vermögen war unsicher, die Gemüther verwildert. Da erkannte das Volk, daß es sich selbst nicht zu retten vermöchte, und | während Rebellen, verfolgungssüchtige Katholiken, selbst vom Pabst dazu ermuntert, während die Ligue im Lande, die Sechzehn in Paris den Pöbel in Bewegung setzten und beherrschten, entwickelte sich im Stillen eine noch unsichtbare Macht. Keiner war stark in sich. So wie sie sich zuerst auszusprechen wagte und lange sich schon geregt hatte, schien sie dem leichtesten Widerstande unterliegen zu müssen, aber sie erkannte ihre eigene Kraft in der trefflichen Persönlichkeit, die jetzt erst die wahre Weihe erhalten hatte. Der König von Navarra war jetzt der rechtmäßigste König von Frankreich. War er nicht ohnmächtig, waffenlos ohne die Zeit, die Verhältnisse, vor Allem die Gesinnung, die sich in ihm erkannte und ihn trug? Keiner liebte Heinrich den Vierten mehr,

als ich. Keiner diene ihm treuer; er konnte unbedingt über mein Leben gebieten, ich würde sterbend triumphirt haben, wäre mein Tod ihm nützlich gewesen, aber mein ganzes Leben, mein inneres Sinnen war nicht auf die großen äußern Thaten gerichtet, vielmehr auf die innere geistige Ordnung, die Alles zusammenhält. 5 Heinrich der Vierte theilte die Schwächen seines Volks, wie seine Tugenden. Es konnte Verhältnisse geben, in welchen die nämliche Persönlichkeit, eben so liebenswürdig, eben so begabt, einen Thron gestürzt hätte, wie sie jetzt berufen war, den umgestürzten 10 zu heben. Diese Fügung, die von keinem Einzelnen ausgeht, die höher ist, als eine jede Persönlichkeit, mußte ich wohl, als sie die furchtbare Verwirrung zu lösen, die Wuth der Leidenschaften zu beschwören versprach, göttliche Gnade nennen. Ich nannte sie so und gab mich ihr völlig hin. Klar war es mir, daß sie und sie 15 allein den Thron der Bourbons damals stützte. Früher schauderte ich zurück, wenn ich daran dachte, daß ich selbst unwillkürlich in die Bürgerkriege verflochten werden könnte. Jetzt hatte Gott selbst das Schwerdt der Gerechtigkeit in die rechte Hand des rechtmäßigen Herrschers gelegt, der es mild und doch entschieden führen würde, die Zeit beherrschend, weil er sie kannte. Ich hielt es für 20 meine Pflicht, für ihn zu streiten. Früher waren die Könige ohnmächtig, und an wen man sich anschließen mochte, Jeder bildete nur eine gesetzlose Partei, die von dem Könige bald verschmäh, bald unterstützt wurde.

Ich war eben im Begriff mit so vielen Männern, als ich zu stellen 25 wußte, meine Heimat zu verlassen. Auch die Lage meiner eigenen Unterthanen war dadurch gebessert. Es war fanatischen Katholiken gelungen, auch unter uns Unruhen zu erregen; diese wurden eben dicht um mich herum mir zu mächtig, als der stille Ruf, der, obgleich noch nicht laut geworden, dennoch | wie ein geheimes 30 Geflüster alle Gemüther in Bewegung setzte, die alte friedliche Gesinnung wieder hervorrief und stärkte. Mit wunderbarer Zuversicht waffneten sich die jungen Leute; die Mütter segneten ihre Söhne, die junge Frau sah den rüstigen, eben verheiratheten

Jüngling mit stolzer Freude wegziehen, die Braut weihte den Geliebten zum Kampf, und alle Hoffnungen des Landes schienen, hier zusammengedrängt, die freudige Fahne zu erheben. Die Thränen der Trennung erschienen wie flüchtige Regentropfen, von der 5 Sonne verflüchtigt, und der bunte Regenbogen göttlicher Verheißung trat aus allen Gemüthern wie am Himmelsbogen bedeutend hervor, die innige Verschmelzung von Freude und Wehmuth anzudeuten. D'Espinac hatte den verfolgten, oft bedrohten König schon lange begleitet. Er war, ich wußte es, von seinem Könige 10 geliebt und auch jetzt seit längerer Zeit an seiner Seite. Als ich eben im Begriffe war mich in den Sattel zu schwingen, erhielt ich einen Brief. Er war von d'Espinac und enthielt die wenigen Worte:

»Freund, daß ich Euch im Heere des Königs treffen werde, setze ich voraus. Der herrliche, von Gott berufene Mann schätzt Euch 15 hoch, liebt Euch und erwartet Eure Ankunft, aber ich beschwöre Euch, daß Ihr Euern Weg über ††† nehmt; meldet Euch | bei dem Kastellan des Schlosses, nennt Euern Namen, man wird Euch nach einem verborgenen Gemach führen, Ihr werdet da meine Braut treffen; aber ich bitte Euch, laßt keinen Menschen wissen, was Ihr 20 im Schlosse sucht, weder jetzt, da Ihr die Geliebte aufsucht, noch nachdem Ihr sie verlassen habt.«

Ich verbarg den Brief und wir ritten nach der Stadt, die, wie meine eigene Besetzung, in einem Pyrenaenthale dicht an dem Fuße der rauhesten Gebirge lag. Meine Begleiter waren über die 25 Richtung dieses Weges sehr verstimmt; ich hatte aber über unsere Marschroute nie etwas geäußert und meine Krieger waren gewohnt zu gehorchen. Wir kamen nach fünf bis sechs Stunden in der Stadt an; ich befahl, hier einen Ruhetag zu halten, die Krieger vertheilten sich bei den Einwohnern und ich ritt gerade auf 30 das Schloß zu. Dort wollte ich übernachten, begnügte mich aber, um nicht aufzufallen, mit einer Wohnung in einem Nebengebäude. Es war die des Kastellans, der mich höchst verlegen und ängstlich aufnahm, aber nicht zu widersprechen wagte. Ich sandte meinen Diener nach dem Stall, und als wir allein waren, nannte

ich mich. Der Kastellan äußerte nun die lebhafteste Freude. Sie sind es, sagte er, Sie werden von einem alten Freunde sehnlichst erwartet. Hier glaubt Jeder, daß das Schloß | von bösen Geistern bewohnt sei, es bleibt verschlossen, und was es verbirgt, weiß nur ich und ein alter Diener, der mit mir dieses Nebengebäude 5 bewohnt. Ich habe dem Scheine nach andere Dienstboten zu erhalten gesucht, war aber sehr erfreut, als ich erfuhr, daß kein Mädchen in der Nähe des Schlosses zu wohnen wagte. Daß das, was Andere abschreckt, für einen kühnen Ritter einen Reiz hat, wird man natürlich finden. Wir müssen aber sehen, wie es uns gelingt, 10 Ihren Buben zu entfernen. — Nichts war leichter. Der alte Diener hatte ihm schon so viel von dem Schlosse erzählt, daß er voller Angst an die nächste Nacht dachte. Das Haus war enge, der alte Diener schlief in dem Stall und für meinen Buben schien kaum Platz zu sein. Darauf berief ich mich, als ich ihn gegen Abend mit 15 dem Diener nach der Stadt schickte, mein Pferd für die Nacht diesem zur Pflege überließ und so allein blieb. Wir erwarteten nun die Zurückkunft des alten Dieners, der Kastellan nahm den Schlüssel, öffnete eine kleine Thüre des mächtigen Schlosses, die hinter Gebüsch versteckt war und zu einer geheimen Treppe 20 führte. Es war dunkel, in einer Nische stand ein Licht, er zündete dieses an und wir gingen weiter. Wir stiegen die Treppe hinauf, schritten durch eine Menge dunkler Gänge, eine Thür ward geöffnet, ein großer, | gewölbter Saal, dämmernd erhellt durch eine herabhängende Ampel, lag vor mir, eine Kerze leuchtete, auf eine 25 niedere Bank gestellt, aus der Ferne. Der Saal war zierlich eingerichtet, schwere seidene Vorhänge schlossen die hohen Fenster und fielen in weiten Falten herunter; eine kleine Gestalt, mit einem schwarzen Baret bedeckt, in einen eben so gefärbten Mantel gehüllt, bewegte sich vor dem Lichte langsam und trat mir entgegen. Ein Mädchen saß neben einer mit Polster versehenen Ruhebank und auf dieser lag hingestreckt eine zweite weibliche Gestalt. 30 Ich war im höchsten Grade gespannt. Der Herr kam mir langsam entgegen, die Dämmerung in dem Saale erlaubte mir nicht, die

Gesichtszüge zu unterscheiden, aber er reichte mir freundlich, wie einem alten Bekannten, die Hand. Kennt Ihr mich nicht, Guido? sagte er, und seine Stimme, sein Accent, der den Ausländer erkennen ließ, verrieth bald, daß mein alter Lehrer Riccioli, den ich, seit 5 ich vor mehreren Jahren Neapel verließ, nicht gesehen hatte, vor mir stand. Er nahm mich still bei Seite. Durch ihn erfuhr ich nun leider mit Entsetzen, daß der Schlafzustand, der sich zum ersten Male zeigte, als ich das Mädchen so unbesonnener Weise in Schrecken gesetzt hatte, sie seit dieser Zeit öfter befiel, sich aber 10 auch auf eine so seltsame Weise ausbildete, daß der Arzt, dem | es strenge geboten war, über ihre Krankheit das größte Stillschweigen zu bewahren, in Erstaunen gesetzt und immer rathloser ward. Ich hatte, fuhr Riccioli fort, Gelegenheit gehabt, zwei Mal ähnliche Zustände zu untersuchen, und theilte meine Bemerkungen dem 15 alten berühmten Botaniker Camerarius in Nürnberg mit. Er, der mit Clusius in Verbindung stand, theilte diesem mit, was ich Seltsames erfahren hatte, und so ward es dem Arzte der Familie bekannt, der die Botanik liebte und sich oft an Clusius wandte. Ich hielt mich damals in Straßburg auf, besuchte, nur ausdrücklich 20 und dringend dazu aufgefordert, wenig Kranke, und als ich jetzt von den Krankheitserscheinungen der Dame unterrichtet wurde, als man mich beschwor hinzukommen, zugleich aber mir mittheilte, daß der seltsame Schlafzustand, der sie selten befiel, oft Wochen lang ausblieb, durchaus ein Geheimniß bleiben mußte, 25 entschloß ich mich schnell, eine so wunderbare Entdeckung weiter zu verfolgen. Keiner ist mit ihrer Krankheit bekannt, außer wenigen Verwandten; nur ein wunderbares Mädchen, eine vertraute Dienerin, pflegt sie während dieser Zeit. Daß sie an einer Krankheit leide, läßt sich freilich nicht verbergen, aber der Arzt wußte schon es so darzustellen, als wenn ein Nervenangreifendes Leiden sich selbst durch einen ruhigen Schlaf | wieder herzustellen suchte, daß sie aber dann, im höchsten Grade gereizt, keinen 30 Andern, als den Arzt und die vertraute Dienerin, um sich dulde. Sie erwacht aus diesem Zustande immer wunderbar gestärkt, und

was der Arzt denen, die nicht in das Geheimniß eingeweiht waren, sagte, konnte man keine Unwahrheit nennen, nur daß die geheimen Umstände, die den Schlaf begleiteten, verborgen blieben, und in der That alle Verhältnisse forderten das tiefste Geheimniß. Die Dame ist, wie Sie wissen, eine Hugenottin, Sie haben ja selbst dazu
5 beigetragen, sie aus einer gefährlichen Verfolgung zu retten. Würden die Erscheinungen des Schlafes bekannt, dann erzeugten sie ohne allen Zweifel einen gefährlichen Aberglauben, der leicht einen fanatischen Charakter annehmen könnte. Während die Hugenotten Alles von guten, würden die Katholiken diese Erscheinung
10 von bösen Geistern abzuleiten suchen. Diese anmuthige, geistige, zarte, herrliche Dame würde vielleicht in die Gefahr gerathen, für eine Zauberin zu gelten, und welche entsetzlichen Vorstellungen die Zeit damit verbindet, ist uns ja allen bekannt. Zu gleicher Zeit, während der Schlafzustand sich ausbildete, suchten
15 ihre frühern Verfolger auf alle Weise sie in ihre Gewalt zu bringen. Die Liguisten waren mächtig, der Geliebte, der durch seine gewinnende Persönlichkeit nicht bloß unter den Hugenotten, sondern auch unter vielen Katholiken einen großen Anhang hatte, mußte die Gegend verlassen und seinem großen Könige
20 folgen. Er ist in der That in seiner Gegend, was sein Herr für das ganze Land ist. Aber er mußte sich entfernen; ja keiner drang heftiger auf seine Entfernung, als eben seine Geliebte. Die rüstigsten Anhänger des Königs hatten sich unter d'Espinacs Fahnen gestellt und zogen fort. So war die zurückgelassene Geliebte den
25 jetzt hier mächtigen Gegnern preisgegeben. Dieses alte Schloß war seit einigen Jahren unbewohnt; Greuelthaten, geheime Mordthaten haben hier stattgefunden, und als der Besitzer, ein Verwandter der Louison Gavant, das Schloß verließ, breitete sich schon das Gerücht aus, daß der Mörder, mit Ketten belastet, polternd die
30 Treppen auf und abgehe, durch die Gänge schleiche und einigen Bewohnern flehend erschienen wäre. Diese furchtbaren Erscheinungen, behauptete man, hätten die Herrschaft aus dem Schlosse getrieben. So viel ist gewiß, eine geheime Angst hatte sie

verscheucht und die Familie theilte selbst den Glauben des Volkes, doch ohne sich jemals deutlicher darüber zu äußern. D'Espinac selbst erschrak heftig, als seine Braut dringend forderte, nach diesem Schlosse ganz im Stillen gebracht zu werden. Man sollte
5 ihr diesen Saal, dessen sie sich erinnerte, aus dessen Fenster man in die finstersten Gebirgsschluchten hineinsah, freundlich einrichten, sie wollte sich auf Wegen, die sie genau kannte, in einem versteckten Tragsessel in der Nacht hinbringen lassen. Ich war eben angekommen, als diese Forderung die ganze Familie beunruhigte. Nachdem ich mich mit ihrem Zustande bekannt gemacht,
10 das genaue Tagebuch des Arztes gelesen und von allen Verhältnissen gehörig unterrichtet war, erklärte ich mich ganz entschieden für die Erfüllung ihres Wunsches, erbot mich, sie nach dem Schlosse zu begleiten, mich von keinem Menschen sehen zu lassen und mich mit ihr einzuschließen. Dieses Anerbieten, das unbedingte Vertrauen, welches man meinen Rathschlüssen schenkte,
15 bewirkte endlich die Zustimmung. Die Dame verschwand mit mir und der vertrauten Dienerin aus der Gegend. Unbemerkt sind wir hier angekommen und halten uns in diesem Schlosse seit zwei Wochen auf; zugleich mit uns zog d'Espinac mit seinen Mannen zum König.

Riccioli hatte seinen Bericht beendet. Er sprach leise und als er schloß, näherten wir uns der schlafenden Dame, die fortdauernd von dem Mädchen sorgfältig beobachtet wurde. Louison lag völlig
25 angekleidet, von einer dünnen Decke umhüllt, in tiefem Schläfe. Die Augen waren dicht verschlossen und wie nach innen gezogen. Der Arzt versicherte, daß man in dieser Lage selbst mit der größten Gewalt die Augenlider nicht zu öffnen vermöchte. Die Schlafende war, wie ich sie damals sah, nicht völlig beruhigt, es
30 war, als wenn eine innere Sorge sie bewegte, als beschäftigte sie sich innerlich, ja ängstlich mit einem bevorstehenden Unglücke; es war sehr seltsam, wie diese Unruhe sich äußerte, während sie ganz nach innen gekehrt war, so daß ihre ganze Seele, völlig von jeder äußern Empfindung abgewandt, in ihre eigene Tiefe versunken

schien. Riccioli hatte mir nichts von ihrem wunderbaren Zustande erzählt, er hatte nur darauf hingedeutet, daß er im Ganzen sehr abweichend wäre von dem, was man gewöhnlich bei Schlafenden, ja bei Schlafwandelnden wahrzunehmen pflegte. Er wollte, wie er mir später sagte, mich in die Lage setzen, völlig unbefangen zu beobachten; auch war ich in der größten Spannung, die Schlafende nahm mein ganzes Dasein in Anspruch, nicht der aufmerksame Blick allein, der auf jede Regung lauerte, alle meine Gedanken wurden von ihr angezogen und festgehalten. Wenn man sonst selbst mit Anstrengung sich mit irgend einem Gegenstande beschäftigt, so pflegen wohl immer andere Gedanken sich neben den herrschenden einzuschleichen; oft vermögen wir diese nicht völlig abzuweisen und sie treten störend in die Reihe der Betrachtungen, die wir rein abgesondert verfolgen möchten. Jetzt war es anders, die ganze Welt schien mir verschwunden, die gespannteste Aufmerksamkeit, die mich unwillkürlich festhielt, hatte jeden fremden Gedanken weit weggewiesen, alle andere Erinnerung war verstummt, die wunderbare Umgebung machte keinen Eindruck auf mich, Riccioli, das Mädchen, welches neben mir saß, der Saal mit seiner dunkeln Beleuchtung, der mich so sehr überrascht hatte, Alles, was mich umgab, war wie verschwunden. Ich war ganz an die ruhende, schlafende Gestalt gefesselt. Eine lange Zeit saß ich so still da, was ich dachte, weiß ich nicht mehr, denn die innerste Denkkraft, auf welche sich doch Alles bezieht, schien nicht in sich, sondern durch den Gegenstand gefangen genommen zu sein. Sie öffnete die Lippen, erst, wie es schien, mit Mühe, sie kämpfte mit innerem großem Widerstand, der die Worte tief in dem Innersten des Leibes fest zu halten schien. Die ersten Worte tönnten wie von außen herein und zogen mich, den Horchenden, nach sich; aber sie blieben, wie von mir abgewandt, dunkel, verworren. Ich vermochte nicht sie zu fassen, der Inhalt schien mir bekannt, ja das Innerste meiner Seele zu durchdringen; aber ich begriff ihn nicht. Endlich schien sie in dem seltsamen Kampfe zu siegen. Die Lippen bewegten sich freier, die Töne klangen klar,

verständlich, aber tief, wie aus dem innersten Abgrunde ihres Daseins hervor. Mir war es, als würde nun auch ich frei, losgelassen und an mich selbst gewiesen.

Du wirst, sprach sie und schien die Rede, wie der Erfolg zeigte, an den entfernten Geliebten zu richten. Du wirst in der kleinen Stadt * * in große Gefahr gerathen, laß Dich aber nicht schrecken; ein Freund wird in Deiner Nähe sein, er hört mich jetzt, ich sage ihm aber nicht, wann diese Gefahr stattfinden wird, er wird auch wider seinen Willen zur rechten Zeit da sein. — Sie schwieg und ich war erstaunt. Sollte sie in diesem Zustande Zukünftiges erkennen? Ist es die tiefe Liebe, die diese geheime Macht in ihre Seele gepflanzt und entwickelt hat? — Nach einiger Zeit fing sie wieder an zu sprechen. Nein, nein, sagte sie, das darf nicht sein, Du wirst Deine Treue bewahren, wie ich meine; aber erst muß das Unglück des Landes verschwunden sein, erst müssen die Verblendeten, die jetzt in Haß und Feindschaft gegen einander gewaffnet sind, die Augen öffnen, daß sie sich wechselseitig erkennen. Erst, wenn Heinrich, Dein trefflicher König, Frankreich wahrhaft besitzt, wenn die Gegner waffenlos sind und er alle Gemüther beherrscht, bin ich völlig Dein. In diesem Zustande, von diesem wunderbaren wachenden Schlafe werde ich fest gehalten und erst völlig aufwachen, wenn das Land die klaren Augen aufschlägt. — Sie schlief wieder. — Du zweifelst, fing sie nach einigen Minuten an, zweifle nicht, ich sehe den König, Dich an seiner Seite jubelnd in Paris einziehen, ich sehe, wie das freudige Volk seinen frühern Haß nicht mehr kennt, wie die bösen Geister murrend sich in die Nacht zurückziehen und furchtsam verstummen, ich sehe Frankreich glücklich und geehrt und die schöne beruhigte Gegend, die unsere Heimat sein wird. Dieses heitere Leben wird aber leider nicht lange dauern; der alte Haß wird wieder wach werden. Eine wilde Zeit wird Widerstreben und Feindschaft verwirrender, als jetzt, hervorrufen, die Grundlagen des Staats werden in den wilden Gedanken der Menschen in Schwanken gerathen, die erschöpften Kräfte werden matt in sich selbst versinken und sich einem kalten

königlichen Glanze ergeben, dann wird über uns das höchste Unglück ausbrechen. Ströme von Blut des Glaubens wegen sehe ich fließen, aus den tiefsten Gründen der erschütterten Gemüther werden seltsame Verirrungen sich erzeugen, die Verzweiflung wird den Trotz, die Erbitterung steigern. Wehe mir, daß ich sehe, was ich sehe! — Das Gesicht drückte den grenzenlosesten Schmerz aus. — Ach, ich muß noch fernhin schauen, die scheinbare Ermüdung | dauert fort, die ruhenden, ermatteten Völker lassen sich durch das Angstgeschrei der Verfolgten nicht stören, unser Volk beherrscht Europa mehr durch Thorheit und Eitelkeit, als durch innere Macht. Dann erwacht die Geschichte zu neuen Greueln, die Grundpfeiler des Daseins werden allenthalben erschüttert; ich sehe in ferne Zeiten, aber ich sehe das Ende des Jammers nicht. — Sie schwieg wieder. — Dir schaudert's, hub sie wieder an, und dennoch mitten in allen diesen Zerstörungen, mitten in diesem hohlen Einverständniß mächtiger Geister schaue ich den Glanz der göttlichen Liebe. Die Welt kennt ihn nicht, er strahlt offen durch alle Zeiten, und die Verblendeten sehen ihn nicht. Aber er versenkt sich tief in die innerste Seele vieler Menschen, er scheint für die Wenigen, die sich ihm zuwenden, immer heller, immer wärmer und lebensvoller, immer reicher und in sich mächtiger hervorzutreten, je dunkler die Nacht um sie her wird. Er enthält die Zukunft der Liebe. Wir wissen noch nicht, wann sie erscheinen wird, ich schaue in der langen Reihe der Jahrhunderte und erkenne sie nicht, und dennoch ist sie mit ihrer ganzen Verheißung mit der Fülle der innersten Geschichte, mit der unerschütterlichsten Zuversicht in der Seele derer, die sich der göttlichen Liebe hingeben. Blick nicht um Dich her, laß Dich nicht stören durch die äußere Verwirrung, | die immer trost- und hoffnungsloser Dir entgegentritt, versenke Dich reinigend in Dich selbst, betend, ringend, flehend. Von daher tönt die Stimme, die Dir zuruft, was Du thun sollst, von da aus keimt das Leben, welches Deiner That geschichtliche Kraft gibt, und es geht segenvoll, wenn auch von keinem Menschen, auch von Dir selbst nicht bemerkt, schöpferisch durch alle Zeiten. Ich

höre Worte, die gesprochen sind, ich erkenne Betrachtungen, die angestellt wurden, ich sehe still geübte Thaten herniedertauchen in nächtliche Vergessenheit; der Redende, der Betrachtende, der Handelnde ahnet kaum ihre Bedeutung, die Gegenwart vernimmt sie nicht, aber nach langer Zeit, nach Jahrhunderten erhalten sie neues Leben, und einem vergrabenen Schatze ähnlich, der aber auch im Grabe fortwuchs und mit seinem Reichthume wucherte, wacht das Verborgene wieder auf, wird das Verstorbene wieder lebendig und erhebt sich aus seinem Grabe; der ausgezeichnetste Geist erkennt den Schatz, den er sich selbst unbewußt in sich trug, und die reiche Hoffnung der Zukunft. Immer entfesselter sehe ich die Geister, die ganze Last der Geschichte wird immer schwerer aus einem jeden Gemüthe lasten, und was Jahrhunderte in Verwirrung brachte, wird eine jede Seele durchkämpfen müssen. Da wird die Nacht des äußern Lebens viele Unglückliche verhüllen, | den Schatten der Verwirrung in das innerste Gemüth werfen, und die Verzweiflung wird ihr Loos sein. Ihr aber, Glückliche, die Ihr im Innersten den Glanzpunkt Euers Daseins festhieltet, Ihr kennt den Faden der göttlichen Liebe, der sich durch das Leben zieht, Euch ist die Vergangenheit freundlich, die Gegenwart heiter, die Zukunft tröstend; denn Ihr ruht in dem innersten Mittelpunkte der unwandelbaren göttlichen Liebe, die Alles trägt. Und ich sehe ihn, den herrlichen Gott der Liebe selbst, aber ich darf ihn nicht nennen; er gibt sich selbst einem Jeden kund.

Ich habe ein jedes Wort, was die Schlafende sprach, behalten, jedes Mal, wenn ich die Gedanken auf sie wende, sehe ich sie, höre ich sie wieder sprechen, laure ich auf ihre Worte und sie wiederholen sich unverändert bis zur vollendetsten Täuschung. Ich vernehme auch jetzt, indem ich dieses schreibe, die nämliche Stimme. Tief, wie sie mir erklingt, weissagend, richtend und ermunternd, streng und mild, erschütternd, wie die Wahrheit selbst, hat sie mein ganzes Leben von diesem Augenblick an ergriffen. Auch ich glaubte den zu sehen, den sie nicht nennen durfte, und er ist mir immer nahe geblieben. Von jetzt an sprach sie nicht mehr. Ihre

Gesichtszüge waren mild und heiter. Ich glaubte zu sehen, wie das Augengewölbe, tief in die | Höhlen versenkt, allmählig hervortrat und die dicht verschlossenen Augenlider hob, wie die gefesselten Gesichtszüge freier, beweglicher wurden, selbst, ohne sich deutlich zu bewegen; wie die Brust sich hob, der Athem freier nach außen
5 ging, wie allmählig der seltsame Schlaf in einen gewöhnlichen sich verwandelte. Es war ein Aufschwellen des Lebens nach außen, ein Heraustrreten des tief in sich versunkenen Leibes aus seinem eigenen Grabesabgrunde. Der Athem wurde immer vernehmlicher, die Augenlider schlossen sich leichter, die Lippen wölbten sich nach
10 außen, das nahe Wachen spielte mit den beweglichern Gesichtszügen und sie erwachte wie aus einem tiefen Schlaf. Sie warf die Blicke um sich und entdeckte mich anfänglich nicht. Sie betrachtete nämlich das Mädchen, die mit einer großen Theilnahme sich an das Köpfkissen lehnte und aufmerksam auf das Erwachen
15 lauerte. Ich finde mich, sagte die Dame, wunderbar gestärkt. Ich hatte kurz vor dem Erwachen sehr heitere Träume, die aber, als ich die Augen aufschlug, sämmtlich verschwunden sind. Aber die Heiterkeit ist, Gottlob, geblieben. Habe ich lange geschlafen? Drei Stunden, antwortete das Mädchen; hier ist, während Sie schliefen,
20 ein Fremder angekommen — Kein Fremder, wiederholte sie, sich den Ausdruck verbessernd, und erschrak heftig. Nein, nein, rief schnell das | bestürzte Mädchen, kein Fremder! Wie konnte ich Thörin Sie so erschrecken, Herr von Brisson ist hier. Der ist hier? rief sie, und blickte schnell um sich und sah, wie ich noch un-
25 beweglich am Fuße des Ruhebettes saß. Sie kommen von d’Espinac? fragte sie, als sie mich erkannt hatte. Ich suche ihn, antwortete ich ihr, und habe den Auftrag erhalten, von Ihnen, meine Gnädige, einen Gruß zu bringen. Sie suchten ihn und unsern geliebten König, fuhr sie fort. Gewiß, Sie werden mit meinem Könige und
30 mit meinem Geliebten für das theure Vaterland thätig sein. Das fühle ich mit unüberwindlicher Gewißheit, daß meine Liebe zu d’Espinac innig verbunden ist mit meiner Liebe zu meinem Volke. Andere Mädchen, sagte sie lächelnd, sind darin glücklicher, als

ich; wenn sie den halsstarrigen Vater oder den widerstrebenden Onkel oder den hartnäckigen Vormund gewonnen haben, sind die Schwierigkeiten, die die ersehnte Vereinigung verhindern, glücklich überwunden. Mir aber ist der zerstörende Zorn, der die
5 Gemüther in Frankreich bewegt, das strenge Verbot meiner Ehe. Heinrich ist der Ritter, der mir die Zustimmung erstreiten soll, und das sieht etwas weitläufig aus; doch müssen wir Geduld haben.

Ich war noch voll von dem, was ich gesehen und gehört hatte, es kostete mir viele Mühe, mich in das | gewöhnliche Verhältniß mit
10 dem seltsamen Mädchen zu versetzen. Sie selbst wußte von Allem, was sie im Schlafe gesprochen hatte, offenbar nichts. Riccioli und ich verließen sie einen Augenblick. Während der Zeit hatte sie ihren Anzug etwas in Ordnung gebracht, trat mir freundlich entgegen und unsere Gespräche waren jetzt die gewöhnlichen. Sie
15 gab mir einige Zeilen für ihren Geliebten mit und Riccioli drang auf meine Entfernung. Nach dem Schlafe, sagte er, bedarf sie der Ruhe, und sie findet diese am sichersten in dem stillen Lesen der heiligen Schrift. Die aufregende Beschäftigung mit ihrem Verhältniß zu d’Espinac muß soviel, wie möglich, zurückgedrängt
20 werden, und ich habe es erlebt und weiß es, wie die Worte der Schrift sie recht innig beruhigen. Es gibt keine Arznei, die mit dieser verglichen werden kann. Sie haben wohl recht, alter Freund, sagte die Braut, und wenn der Arzt solche Arznei verschreibt,
25 darf man am wenigsten ungehorsam sein; doch sehe ich meinen gütigen Erretter unruhig, und es schwebt ihm eine Frage auf den Lippen; es ist billig, daß sie beantwortet wird. Liebe Jeannette, fuhr sie fort und wandte sich an das Mädchen, Du mußt uns auf einige Augenblicke verlassen, ich werde Dich bald wieder rufen; und wundre Dich nicht, Du Liebe, daß ich auf Deine Entfernung
30 drin|ge, ich will es Dir nicht verhehlen, es wird eben von Dir die Rede sein. Jeannette erröthete tief, schlug die Augen nieder und war bald verschwunden. — Nicht wahr, Herr von Brisson, Sie vermuthen, daß dieses Mädchen dieselbe ist, die mit einem so bewunderungswürdigen Geschick mich aus der Gefangenschaft bei dem

Vormund errettet. In der That, meine Gnädige, antwortete ich, ich muß Ihr Geschick, Gedanken zu errathen, bewundern, und ich gestehe, daß ich höchst begierig bin, von diesem Mädchen mehr zu erfahren. Wie ist sie damals den Verfolgungen entgangen? So lange Euer Schlaf dauerte, war ich zu sehr mit Euch beschäftigt, 5 ich sah sie kaum; aber als ich sie entdeckte, erschien sie mir sehr räthselhaft und wunderbar. Es liegt eine ungeheure Beweglichkeit in diesem Gesicht, und so ruhig, still, hingegeben, wie sie hier erscheint, ist es mir doch, als wenn die tiefste leidenschaftlichste Erregung unter der ruhigen Fläche ruhte. 10

Riccioli, sagte die Dame, wird wohl die Güte haben, die Resultate seiner Nachforschungen und Beobachtungen uns mitzutheilen. Jeannette war, seit mein gütiger Arzt in unser Haus kam, fortdauernd der Gegenstand seiner angestrengtesten Aufmerksamkeit. Manches Einzelne habe ich zwar von ihm erfahren, aber ich bin begierig, das Ganze im Zusammenhange zu hören. Gern, antwortete Riccioli, theile ich Euch mit, was ich weiß, und eine solche zusammenhängende Darstellung kann wohl selbst mir nützlich sein. Ich werde, denke ich, indem ich diesen noch keineswegs enträthselten Gegenstand übersichtlich zu entwickeln suche, 20 vielleicht über Manches selbst in's Klare kommen. Jeannette ist in einem Dorfe in der Nähe des d'Espinacschen Schlosses geboren. Ihr Vater war ein Italiener, auf dessen Herkunft und früherem Schicksale ein großes Dunkel ruhte. Seine seltene Bildung, sein Anstand und Benehmen und sein Aeußeres bewies, daß er den 25 höheren Ständen zugehört hatte. Er kaufte einen kleinen Weingarten, lebte völlig still und eingezogen, und seine trübe Stimmung, die Einsamkeit, in welcher er lebte, und sein geheimnißvoller Verkehr mit dem hugenottischen Prediger des Dorfs, der Manches von ihm zu wissen schien, aber sorgfältig verbarg, rief im Dorfe die Vermuthung hervor, daß er in früheren Zeiten sich wohl 30 irgend eine Unthat hätte zu Schulden kommen lassen, die er jetzt abbüßte. Als einst ein Kardinal, von mehreren katholischen Geistlichen begleitet, nach Madrid reiste und auf dieser Reise sich der

Gegend des Dorfes näherte, verschwand der Italiener und kam erst nach der Entfernung des hohen Geistlichen, sichtbar angegriffen und ängstlich, zurück. Auch will | man an ihm eine große Unruhe bemerkt haben, bis er erfuhr, daß der Kardinal mit seiner 5 Begleitung von Barcelona nach Livorno gegangen war und nicht wieder nach Paris zurückkehrte. In der Gegend hatten die Geistlichen während der Durchreise nachgeforscht, ob man nichts von einem Marquis ††† erfahren habe, der sich, wie sie vermutheten, hier oder in geringer Entfernung von hier aufhalten sollte. Es war 10 ein Glück für den Italiener, daß man sich mit dieser Nachfrage, die doch nur wie im Vorübergehen stattfinden konnte, da der Kardinal sich nur wenige Stunden aufhielt, an einen Mann gewandt hatte, der gegen ihn freundlich gesinnt war. Ich habe diesen selbst gesprochen, denn er lebt noch. Er ahnte wohl, daß 15 die Nachfrage dem räthselhaften Fremden galt, und antwortete eben daher, um jede fernere Untersuchung zu verhindern, daß ein solcher Fremder, wenn er auch unter einem fremden Namen stand und Herkunft zu verbergen suchte, allgemeine Aufmerksamkeit erregen müßte; daß man aber von einem solchen Menschen nichts 20 wisse. Den Namen des Marquis hatte er sich genau gemerkt, aber aus Schonung, was er erfahren hatte, als ein tiefes Geheimniß bewahrt, auch niemals gegen den Italiener etwas davon geäußert. Wie Ihr wißt, lieber Brisson, kam ich mit dem päpstlichen Nuntius nach Paris. Ich | kannte dort einen Marquis †††, der später ein 25 trauriges Schicksal erlebte; er kam in den Verdacht, hugenottische Gesinnungen zu haben, und da er die Tochter eines eifrigen Katholiken liebte und ihre Zuneigung gewann, lud er den Haß des Vaters und Bruders auf sich. Man suchte ihn nach italienischer Sitte aus dem Wege zu räumen. Er ward, wie man glaubte, von dem Bruder seiner Geliebten und einem Bedienten überfallen, es gelang ihm aber, seine Gegner zu entwaffnen und niederzustoßen; auch der Bediente ward schwer verwundet. Die Sache machte damals — es war kurz vor der Bluthochzeit — doch nur für kurze 30 Zeit, großes Aufsehen; aber die nachfolgenden Greuel ließen bald

das Ganze in Vergessenheit gerathen. Der Marquis war verschwunden und kurz darauf erschien der Italiener in diesem Dorfe. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Jeannettens Vater der unglückliche Marquis ††† war. Nach ein paar Jahren schien er ruhiger und milder zu werden. Er gab sich gleich für einen Hugenotten aus, und man mußte es schon deswegen natürlich finden, daß er die Aufmerksamkeit der Katholiken von sich abzuwenden suchte. Man erkannte klar, daß es seine Absicht war, hier verborgen zu sterben und nie wieder zu seinen Verwandten und Glaubensgenossen zurückzukehren. Er blieb zwar still und | in sich gekehrt, aber er floh die Menschen weniger, unterstützte hier und da arme Bauern, obgleich er selbst nicht reich war und nur einen geringen, wenn gleich für seine jetzigen Verhältnisse hinreichenden Theil seines Vermögens gerettet hatte. Er heirathete die Tochter eines wohlhabenden Bauern, die sich durch ihre Schönheit auszeichnete, starb wenige Jahre nachher und hinterließ Jeannette als das einzige Kind. Diese nun zeigte, als sie sich zu entwickeln anfang, immer deutlicher eine sehr auffallende Eigenthümlichkeit. Von der frühesten Kindheit an war der Sinn des Mädchens unbeschreiblich thätig nach außen gewendet; es war, versicherte man, überraschend, mit welchem besonnenen Blicke sie fremde Menschen zu fixiren wußte. Alte Männer konnten dem Kinde gegenüber in Verlegenheit gerathen und verwirrt erscheinen. Auf alle Verhältnisse der äußern Welt richtete sie ihre kindliche Aufmerksamkeit. Sie war bald mit Allem, was im Dorfe geschah, mit den innersten Angelegenheiten der Familien auf eine fast unbegreifliche Weise bekannt. In dem Unterricht übertraf sie Alle, und ihre Entwicklung war zum Erschrecken schnell. Sie las und schrieb in einem Alter, in welchem viele Kinder kaum fertig zu sprechen vermögen. Sie trieb sich in den Freistunden in der ganzen Gegend herum, verschwand oft des Morgens früh, kam erst spät Abends | zurück, und man erfuhr selten, wo sie während der Zeit gewesen war. Zwingen ließ sie sich durchaus nicht. Die schwache Mutter, die eine geheime Achtung, ja fast Ehrfurcht für

das wunderbare Kind empfand, ließ ihm um so eher seinen eigenen Willen, weil sie gestehen mußte, daß es eine große Besonnenheit besaß und leichter, als viel ältere, sich selbst zu leiten wußte. So war sie niemals Jeannettens wegen besorgt; und diese konnte, als sie zehn Jahr alt war, ohne daß die Mutter sich ängstigte, selbst die Nacht über wegbleiben. Man fragte nicht bei ihrer Rückkehr, wo sie gewesen wäre. Aber auch bei diesem Herumstreifen entwickelte sich das ganz eigenthümliche Talent auf eine auffallende Weise. Sie kannte nicht allein alle Gebirgsthäler und Schluchten genauer fast, als die Bauern und Jäger, auch einzelne Naturgegenstände beschäftigten sie. Sie pflückte Pflanzen, beobachtete, verglich sie auf ihre Weise und war bald mit allen Gewächsen der Gegend auf eine bewunderungswürdige Weise bekannt. Diejenigen, die auch von den Einwohnern unterschieden und benannt wurden, bezeichnete sie mit den gewöhnlichen Namen. Aber ihre Unterscheidungen waren viel feiner; Pflanzen, die ihr als eigene Arten erschienen, gab sie eigene Namen, und man kann sich denken, mit welcher Scheu die einfachen Bauern im Dorfe ein solches | Kind betrachteten. Man traute ihr übernatürliche, dämonische Kräfte zu, und dieser Glaube hätte ihr leicht gefährlich werden können, wenn nicht ihre milde Gesinnung und die lobenden Aeußerungen des Predigers so sehr für sie gesprochen hätten. Sie wurde oft in verwickelten Fällen zu Rathe gezogen und konnte dann mit einem Ernst an den Berathungen Theil nehmen, der das höchste Erstaunen erregte. Sie wagte dabei nie irgend eine Sache auf die Spitze zu treiben, und wie entschieden sie auch selbst handelte, so ertheilte sie nur mit großer Umsicht den verlangten Rath. Ihr Gedächtnis übertrifft Alles, was ich bis jetzt kennen gelernt habe, ihre körperliche Gewandheit ist unglaublich, in den Gebirgen springt sie mit der größten Leichtigkeit die steilsten Wände hinauf, halb wie im Fluge, man kann es kein Klettern nennen. Sie läuft mit einer solchen Schnelligkeit, daß der schnellste Läufer sie kaum einzuholen vermag; sie ist mit allen Verstecken der ganzen Gegend, mit den Berghöhlen, Ruinen, verlassenem

Scheunen, dichten Gebüsch in den einsamsten Waldungen bekannt, und wenn sie will, ist sie wie ein Geist plötzlich verschwunden, und ganz vergeblich würde es sein, ihr nachspüren zu wollen. Sie kleidet sich phantastisch leicht und bunt, die grellsten Farbenkontraste und flatternde Bänder wählt sie zu ihrem Anzuge. | Die Tracht des Mädchens muß Euch schon aufgefallen sein, und Ihr werdet gestehen, daß, obgleich die Einzelheiten des Anzuges etwas Bizarres haben, dieses doch in der Zusammensetzung zu verschwimmen scheint, und daß selbst diese seltsame Art sich zu kleiden ihre Anmuth und Schönheit erhöht. Sie ist jetzt sechzehn Jahr alt, und obgleich die Jünglinge des Dorfs sie bewundern, so scheint dennoch die Scheu, mit welcher man sie als ein höheres Wesen betrachtet, keine zärtlichere Neigung aufkommen zu lassen. Ihr selbst scheinen alle jungen Männer vollkommen gleichgültig. Merkwürdig ist es, daß sie nie singt, ja selbst diese Eigenthümlichkeit in einer Gegend, in welcher der Gesang fast so allgemein ist, als die Sprache, dieses Verstummen, wo rund um sie herum die leichten Töne der Lieder laut erschallen, vermehrt das Wunderliche und Fremdartige ihres Wesens. Dennoch verliert sie sich ganz in die Musik. Stundenlang lauscht sie an rauschenden Bächen; wenn ein Gewitter herannaht, horcht sie fortdauernd auf den rollenden Donner, als verstünde sie, was er sagen will. Das Brausen des Sturmes reißt sie hin, und sie kann, wenn er am heftigsten wüthet, auf eine kahle Felsenspitze sich hinstellen, das Gestein fest umarmen und den stärksten Windstößen sich preisgeben, während wunderlich hohle Töne stoßweise | das Sausen des Sturmes begleiten, als schlüge sie den Takt zu einer Melodie, die den übrigen Sterblichen unbekannt bleibt. Der Vogelgesang ergreift sie auf's Tiefste, und wo ein Instrument sich hören läßt, wo ein inniges Volkslied durch eine schöne Stimme laut wird, ist sie ganz hingerissen, ihr Wesen wie aufgelöst. Sie scheint in den Tönen zu zerfließen und die Thränen stürzen stromweise aus ihren Augen. Wenn ihre jetzige Herrin singt, habe ich oft Gelegenheit gehabt, diesen ungewöhnlich tiefen erschütternden Eindruck,

besonders des menschlichen Gesanges, auf dieses Gemüth zu beobachten.

Sie war in der ganzen Gegend bekannt; die, deren treue Dienerin sie werden sollte, hatte Manches von ihr gehört, Uebertriebenes, Widersinniges sogar, hatte sie aber nie gesehen; denn sie vermied sorgfältig sich den Vornehmen zu zeigen, nur unter den Dorfbewohnern war sie heimisch und jede Aufforderung, noch mehr jeder Befehl, sich dem Herrn des Schlosses oder seinen Verwandten zu zeigen, regte nur ihren Trotz auf. Sie war dann oft auf längere Zeit spurlos verschwunden.

Es war natürlich, daß man, als man den Entschluß gefaßt hatte, selbst mit Gewalt die gefangene Dame zu erretten, daran dachte, diese schöne Wilde auf irgend eine Weise einzufangen und zu gewinnen. Es | war nur durch den Prediger, den sie grenzenlos verehrte, möglich, aber auch viel leichter, als man glaubte. Kaum hatte der Prediger die traurige Lage der Gefangenen geschildert, als das Mädchen von einer wunderbaren heftigen Theilnahme ergriffen ward. Ja, ja, rief sie, zu ihr muß ich hin, ich muß, ich werde sie retten, ich weiß, daß es mir gelingen wird. Ihr habt erfahren, wie es ihr gelang, mit welchem wunderbaren Geschick das junge Mädchen das ganze Unternehmen einleitete und lenkte. Ihre Herrin hat es mir gestanden, daß das Mädchen einen unglaublichen Einfluß auf sie ausgeübt hat. Sie hing an ihrem Blick, ihre Mienen sprachen vernehmlich, und Alles, was die Herrin that, geschah nach dieser geheimen Angabe. So konnten Menschen getäuscht werden, die in Intrigue und Hinterlist ergraut waren. Aber die ganze Tiefe ihres Gemüths thut sich in ihrer grenzenlosen Neigung zu dieser ihrer Gebieterin kund. Es ist offenbar ihre erste, grundlos und stark, wie die Liebe, mit welcher ein Mädchen zuerst sich einem Jünglinge hingibt. Es ist wunderbar, mit welcher Zufriedenheit sie sich in diesem Gefängniß gefällt, die Neigung, sich in weiten Gegenden umherzutreiben, scheint ganz verschwunden zu sein. An ihre Stelle ist eine andere höchst leidenschaftliche getreten. Mit einer Begierde, die fast krankhaft scheint,

| sucht sie sich mit den geheimsten Wissenschaften zu beschäfti-
 gen. Ich kann dieser heftigen Lust nicht widerstreben, sie scheint
 bis auf einen gewissen Punkt Alles mit erstaunlicher Leichtigkeit
 zu fassen, mit großer Freudigkeit zu ergreifen, und mir ist es fast
 immer, als entspränge die innige Freude daraus, daß sie jetzt den
 rechten Ausdruck für Dinge und Verhältnisse fände, die ihr längst
 bekannt wären. Wunderbar ist mir aber die Entschiedenheit, mit
 welcher sie alle Abstraktionen abweist. Was wir durch streng
 abgezogene Begriffe zu verbinden suchen, scheint bei ihr durch
 die lebendige Phantasie auf eine für sie völlig klare und zufrieden-
 stellende Weise verknüpft. Wenn ich in meinem Unterricht mich
 dem Gebiet der Abstraktion nähere, weist sie jeden Fortgang auf
 diesem Wege zurück. Ich will nichts davon wissen, sagt sie dann
 ganz entschieden, versteht es aber durch Bilder, die mir anfänglich
 wild, bizarr, willkürlich vorkommen, Ansichten zu eröffnen, wun-
 derbare Verknüpfungen hervorzurufen, die höchst fruchtbar, mir
 selber lehrreich sind, und die ich auf meinem Wege nie gefunden
 hatte. Mit einer großen Leichtigkeit hat ihre Sprache in kurzer
 Zeit sich geändert. Sie sprach von jeher besser, als ihre frühere
 Umgebung, jetzt sind alle Provinzialismen verschwunden, und
 ihre Ausdrücke haben nicht selten einen wunderbaren Schwung,
 | die Bilder drängen sich dann, phantastische Gestalten jagen sich
 um uns herum, und das seltsame Mädchen reißt uns mit Gewalt
 in die Zauberwelt ihrer Dichtungen hinein. Sie ist eine geborne
 Dichterin, schöpferisch, produktiv, wie Wenige, und ich danke
 Gott, daß meine trockne Studien mir nicht die Fähigkeit geraubt
 haben, von ihr zu lernen. In der That, sie ist meine Lehrerin in
 viel bedeutenderer Art, als ich mich ihren Lehrer nennen darf. —

Als Riccioli seinen Bericht geschlossen hatte, trat Jeannette
 wieder herein, und ich drang nun darauf mich zu entfernen. Lou-
 ison schien sehr bewegt und gab mir einen Brief an d'Espinac
 mit; Riccioli zog mich aber in seine nahe Kammer, um noch Eini-
 ges über den Schlafzustand der Dame zu sagen. Ich habe, sagte
 er, obgleich ich nach sorgfältiger Erkundigung erfuhr, daß ein

ähnlicher Schlafzustand nicht so selten ist, doch nie einen Fall
 erlebt, der mit diesem verglichen werden könnte. Was so aus dem
 Schlaf heraus gesprochen wird, ist zwar immer weissagend und
 trifft meistens genau ein, aber es trägt doch auch das Gepräge
 eines verworrenen oder wenigstens beschränkten Gemüths. Frei-
 lich erscheint das Bewußtsein erweitert bei Allen, sie sind über
 sich klar, und es ist mir seltsam gewesen, wie sie mancherlei Vor-
 urtheile, denen sie wachend unter | worfen waren, im Schlafe belä-
 chelten und dennoch, wenn sie wieder aus dem Schlafe erwach-
 ten, so wenig, wie früher, zu bekämpfen vermochten. Oft trat
 eine Neigung ein, sich über geheimnißvolle Dinge, Verhältnisse
 der Natur und der Geister zu äußern. Sie hatten selbst Visionen,
 aber diese erschienen mir als trübe, verworrene Gaukeleien, als
 ein Widerschein ungereimter Ansichten, wie sie in beschränk-
 ten Seelen tief verhüllt herrschend zu werden pflegen, oft bis zur
 völligen Albernheit verzerrt. Hier aber ist es ganz anders; einem
 in sich klaren, reinen, fast heiligen, Gott, das Vaterland und den
 Geliebten in Liebe umfassenden Gemüthe scheint sich im Schlafe
 die höhere Welt, für die sie im Wachen keinen Ausdruck finden
 kann, in ihrer innersten Tiefe zu eröffnen. Genau und sorgfältig
 habe ich Alles aufgezeichnet, was sie gesprochen hat, aber ich
 theile es ihr nicht mit. Sie hat zwar früher Manches über ihren
 Zustand während des Schlafs und über ihre Aussprüche erfahren,
 aber ich habe dieses auf keine Weise billigen können. Ich gestand
 ihr daher, daß ich die Absicht hätte, Alles, was ich auf solche Weise
 beobachtete, für jeden Menschen verborgen zu halten, und daß
 ich es für besser hielte, wenn auch sie nichts davon erführe. Sie
 hat sich mit einer bewunderungswürdigen Entsagung darein
 gefunden. Ich glaube zwar | bemerkt zu haben, daß ich während
 des Schlafes einigen Einfluß auf sie ausübe, habe mich aber sehr
 gehütet dem Zauberkreise näher zu treten, ja ich halte es für ein
 großes Glück, daß wir diesen Zustand nicht selbst hervorzuru-
 fen vermögen. Sollte es jemals in der Zukunft möglich werden,
 dann würde daraus, befürchte ich, manches Uebel entstehen. Die

Verwirrung, die jetzt schon aus vielen Gemüthern hervorbricht, würde dann endlos werden. — So wichtig alles mir schien, was er mittheilte, so aufmerksam ich zuhörte, so sehnte ich mich doch darnach, mich entfernen zu können. In wenigen Stunden mußte ich wieder aufbrechen, und die Dame hatte mir befohlen, einen 5
Umweg zu machen, der meinen Zug um einen ganzen Tag verlän-
gern würde. Wehmüthig trennten wir uns, und mein alter Lehrer wies Jeannette an, mich zu begleiten. Wer weiß, sagte Riccioli, indem er mich umarmte, wie lange diese sonderbare Lage dauern, wie sie schließen wird. Nach ihrem eigenen Ausspruch im Schlaf, 10
der bis jetzt unfehlbar war, vielleicht mehrere Jahre, und ich werde über meine Gefangenschaft auch dann nicht klagen, wenn ich nur hoffen darf, daß der Erfolg ein günstiger ist. Zwar im eigentlichsten Sinne krank kann ich die Dame nicht nennen. Sie ist während 15
des Wachens ruhig, empfindet keine Schmerzen irgend | einer Art, doch fühlt sie sich nicht selten erschöpft, am meisten dann, wenn der Schlaf nicht vollkommen ruhig war; denn ihre Rede verliert sich dann nicht in ein Flüstern. Ist aber der Schlafzustand völlig ausgebildet gewesen, dann erwacht sie gestärkt und auf 20
jede Weise gesund. Aber wenn wir sie so auch nicht eigentlich krank nennen können, ist dieser Zustand, der in Eurer Gegenwart zuerst sich entwickelte, doch kein natürlicher und offenbar durch die grausamen Mishandlungen während ihrer Gefangenschaft veranlaßt. Ich weiß wohl, daß Ihr Euch Vorwürfe macht, als wenn durch Euch der Grund zu dieser seltsamen Erscheinung gelegt 25
wäre, aber in dieser Rücksicht kann ich Euch entschieden beruhigen. Sie würde sich auf die nämliche Weise früher oder später entwickelt haben, und es ist vielleicht gut, daß sie so schnell, wie möglich, zum Vorschein kam. — Der Alte schlüpfte wehmüthig in seine Kammer hinein und Jeannette führte mich, mit einer Kerze 30
vorleuchtend, durch die langen Gänge.

Ich wünschte sie zum Sprechen zu bringen. Du wirst hier gelehrt werden, sagte ich, und bleibst Du lange hier eingeschlossen und in der Nähe des gelehrten Mannes, so wirst Du eine tiefe Kenntniß

der geheimsten Wissenschaften erlangen. Sie schlug die Augen auf und blickte mich scharf an, daß ich fast erschrak. | Riccioli, sagte sie, ist brav genug, und ich erfahre durch ihn recht viel, aber, Herr, kennt Ihr die echt lebendigen Gedanken, solche, die wirklich da 5
sind, einen Leib haben, sich fortpflanzen? Diese schrumpfen durch Eure Gelehrsamkeit so in sich zusammen, daß es ein Jammer ist, sie anzusehen. Die meisten Menschen haben zwar weder Sitz, noch Stimme; manche nur den Sitz und behelfen sich, wie sie können. Eure Gelehrten haben die Stimme ohne Sitz und sie dünken sich 10
was, wenn sie diesen glücklich weggestoßen haben, sie nennen dieses Abstrahiren. Was sie dann sprechen, klingt mir recht widerwärtig und innerlich hohl. — Aber was sagst Du denn von Deiner Herrin, fragte ich. Die, antwortete sie, hat ihren Sitz im Himmel, und von da her klingt ihre Stimme. In diesem Augenblick ent- 15
deckte ich den Kastellan, der mir entgegenkam, und wie ich mich umsah, hatte Jeannette die Kerze ausgelöscht und war in dem dunkeln Gange verschwunden.

Nach einer kurzen Ruhe ritt ich weiter, und das Seltsame, was ich in dem verlassenem Schlosse erlebt hatte, schwebte mir fort- 20
dauernd vor. Zwar gespenstische Verbrecher, mit Ketten rasselnd, hatte ich nicht gefunden, aber die drei Gestalten, die hier hausten, die herrliche, fast der Erde entrückte Louison, die wie ein | himmlischer Geist mir erschien, dann der bewegliche, unruhige Erdgeist, der in dem seltsamen Mädchen thätig zu sein schien, und 25
der brütende Gelehrte, der wie ein Zauberer die beiden Geister zu bewachen schien, bildeten doch so wunderliche Gestalten, einen so von allem Gewöhnlichen abweichenden Verein, daß es mir manch Mal vorkam, als läge etwas Spukhaftes in dem geheimen Treiben auf jenem Schlosse. — Du hast einen Auftrag erhalten, sagte ich 30
mir, den Du ausführen mußst, Du wirst Deinen Freund aus einer Dir bis jetzt unbekanntem Gefahr retten, und in einer recht seltsamen Stimmung ritt ich weiter. Aber nach und nach gewann die umfassendere Vision der schlafenden Dame eine große Gewalt über meine Seele. Der ganze Auftritt schwebte mir wieder mit

aller Macht der Gegenwart vor. Es war nicht blos die matte Erinnerung, die aus dem erblaßten Gedächtnisse das früher Erlebte hervorrief, es war eine wirkliche Erscheinung. Die Schlafende lag wieder vor mir, ich hing an ihren Lippen, ich hörte, was sie sprach, und versank tief in das Innerste meines eigenen Wesens, indem ich doch zugleich mich in die herrliche Welt der Liebe versenkte, die sie mir eröffnete. Ich konnte den Weg zum äußern irdischen Leben nicht wiederfinden. Ich war mir selbst wie entrückt, wie ein Träumender ritt ich | mechanisch fort und meine Begleiter waren in großer Sorge. Durch diese erfuhr ich später, daß ich zwar die Ruhestunden am Tage und das Ausruhen in der Nacht angeordnet hatte, aber völlig instinktmäßig, ohne scheinbar auf etwas Aeußeres zu achten, daß ich, als mein Diener mich in der Nacht entkleidete und zu Bett brachte, auf keine Frage zu antworten, auf nichts zu merken schien, daß auch der Schlaf nicht mich zu mir selbst brachte. Am Morgen, sagten sie, wäre ich eben so in mich versunken aufgewacht und hätte das Städtchen genannt, welches nur noch einige Stunden entfernt war. Die Krieger waren durch den seltsamen Zustand ihres Anführers in Schrecken gerathen und hatten zwar beschlossen, mich nach dem Städtchen zu begleiten, dann aber den Rath eines Arztes einzuholen und mich wieder nach meiner Heimat zurückzuführen. Das Morgenroth glühte im Osten, als wir ausritten. Es war ein sehr heiterer Tag; wir ritten auf dem erhabenen Rande eines Gebirges, welches sich gegen Osten senkte; ich erinnere mich, wie der Purpursaum, der die aufsteigende Sonne verkündete, und den ich über der niedrigen Ebene am fernen Horizont entdeckte, meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Je weiter das Morgenroth sich verbreitete, je glühender es ward, desto mehr fand ich die Besinnung wieder, und als die Sonne | klar und unverhüllt wie über eine Meeresfläche ihren obern Rand erhob und ihre Strahlen über die ganze Gegend warf, fühlte ich ein seltsames Frösteln, blickte verwundert um mich und wußte kaum, wo ich war. Wie ist mir gewesen? rief ich aus und wandte mich an den Krieger, der an meiner Seite voller Sorge ritt

und mein Pferd an dem Zügel gefaßt hatte. Es ist mir, als wäre ich eben aus einem langen Schlaf erwacht, wie bin ich hierher gekommen? — Meine Krieger, die sehr erfreut waren, als sie mich so sprechen hörten, verließen die Ordnung des Zuges und drängten sich um mich. Was es gewesen ist, rief einer aus ihrer Mitte, wissen wir wohl, es ist der Spuk auf dem verdammten, verhexten Schlosse gewesen, die höllischen Geister haben es Euch angethan, und nehmt es nicht übel, Herr, in aller Demuth sei es gesagt, es ist nicht recht, sich mit solchen unheimlichen Wesen abzugeben. Ein allgemeines Gemurmeln schien zu beweisen, daß ein Jeder diese Meinung theilte. Ich hatte mich jetzt vollkommen gefaßt, sprach ihnen erst gütig zu, wies jede Vermuthung, als wenn ich auf dem Schlosse irgend etwas Unheimliches erfahren hätte, zurück, erinnerte an einen Zufall, dem ich früher auf einem nächtlichen Ritt unterlegen, und als das Gerede doch nicht aufhören wollte, nahm ich den befehlenden | Ton des Gebieters an, gebot Allen, sich wieder in den Zug zu ordnen und mir schweigend zu folgen. Sie gehorchten, aber ich glaube, daß es dieses Ereigniß besonders war, welches das Gerücht, als stünde ich mit Geistern in Verbindung, wie es sich in meiner Gemeinde seit der Zeit nie verloren hat, zuerst erzeugte.

Als wir nach dem Städtchen kamen, sollte da eben ein Festtag begangen werden. Ich sah zwischen den unbedeutenden Häusern einen jener hohen, mächtigen Dome großartig hervorragen und auf die frühere große, jetzt verschwundene Macht der Stadt deuten. Die Einwohner waren, wie ich wußte, fanatische Liguisten. Wir gaben vor, den Grafen von Mayenne aufsuchen zu wollen, stiegen ab in der Nähe der Kirche, ließen dort die Pferde von einigen Kriegern bewachen, während ich mit den andern dem Gottesdienste beiwohnte. Dieser war höchst feierlich; eine Menge Kerzen brannten auf dem Hochaltar, der Priester las die heilige Messe, vor allen Nebenaltären rund umher knieten die Andächtigen; die ganze Menge der dicht zusammengedrängten Menschen war in tiefe Andacht versunken und murmelte Gebete; die Gemälde, die

den Heiland, die gebenedeiete Jungfrau und Heilige darstellten, blickten ernst und gebietend in diese Feier hinein. Die schlanken Säulen, die das schöne Gewölbe | trugen, schienen die Grundpfeiler einer eigenen heiligen Welt; die Sonnenstrahlen, die durch die bemalten Fenster hindurch schienen, ertheilten den heiligen Gestalten eine himmlische Verklärung; Orgel und Gesang ertönte, und ich mußte mir's gestehen, daß dieser Tempel, die Weihe der Priester, der Glanz der Kunst, die Töne der heiligen Musik und die Andacht der Menschen sich zu einem höchst würdigen Ganzen vereinigten, daß man es wohl die leuchtende Blume aller Blüten der Erde nennen könnte. — Ich, der ich erkannte, daß ich eigentlich schon innerlich aufgehört hatte, ein Katholik zu sein, der ich seit jener nächtlichen Vision geneigt war, mich von allem irdischen Glanze abzuwenden, um in innerer einsamer Selbstbetrachtung und Prüfung Gott und die göttliche Gnade und Liebe zu erkennen, konnte nicht läugnen, daß eine so würdige Welt, wie diejenige, die sich hier vor mir entfaltete, geeignet war, mich gewaltsam in ihre Mitte zu ziehen und dorthin zu führen, wo ich im stillsten Innern Gott suchte. Ich hatte Alles, was mich von dem äußern Cultus meiner Glaubensgenossen abstieß, völlig vergessen, ich war ganz in Andacht versunken, wie die Menge, die mich umgab, und wie das glänzende Morgenroth und die ersten Strahlen der glühenden Sonne mich wieder zur irdischen Besinnung zurückriefen, so schien hier | eine glanzvollere, mächtigere Sonne das geistige Sinnen zu pflegen und zu tragen.

Der Gottesdienst schloß, ein Pfarrer bestieg die Kanzel, die Gemeinde erhob sich, Wenige verließen die Kirche, die größte Menge drängte sich zur Kanzel, einen verworrenen Haufen bildend. Eine große Unruhe schien sie ergriffen zu haben und berührte mich höchst widerwärtig. Die Rede begann. Es war eine rohe Kapuzinade, die Sprache barbarisch, was er vortrug, unklar, verworren, abergläubisch; zuletzt sprach er die ganze Wuth der Verfolgung aus. Der König von Navarra ward genannt, alle Hugenotten wurden der Vernichtung preisgegeben. Es wird, sagte er,

keine Ruhe im Lande sein, bis wir das Blut des Letzten dieser Verfluchten gesehen haben. Tödtet sie, rief er, wo Ihr sie findet, das waffenlose Weib, das schlummernde Kind muß dem Zorne des Herrn geopfert werden. Er wird dem Lande zürnen, so lange noch irgend ein Ungläubiger in unserer Mitte athmet, wie er den Juden zürnte, als sie die Kananiter schonten. — Eine grenzenlose Wuth schien alle Zuhörer zu ergreifen; auf allen leidenschaftlich verzerrten Gesichtern las man die Mordgedanken, und diese satanische Dissonanz, die unter denselben Gewölben laut ward, in welchen eben die süßeste Harmonie himmlischer Andacht tönte, wäh | rend noch immer die Lichter auf den Altären brannten, die Gestalten des Heilandes und der Heiligen in die Kirche hineinschauten, schien mir so furchtbar, so entsetzlich, daß ich mich hier, an dieser heiligen Stätte, von der Hölle umschlossen und von bösen Geistern verfolgt glaubte. Unwillkürlich bekreuzte ich mich, als wollte ich mich schützen. Die Predigt war zu Ende, die Gemeinde stürzte hinaus, und ich, erschüttert von dem, was ich so eben erlebt hatte, selbst den mir so wichtigen Auftrag vergessend, sammelte meine Mannschaft, wir bestiegen die Pferde, und ich wollte eben die Stadt verlassen, um in der Nähe, nur nicht hier, auszuruhen.

Die Reiter hatten schon die Pferde bestiegen, die Züge waren geordnet; eine Menge Menschen waren um uns versammelt und wünschten uns Glück zur endlichen Ausrottung aller Hugenotten. Als wir nun so im Begriff waren eine Straße zu durchreiten, auf welcher noch die zerstreute Gemeinde, welche die Kirche verlassen hatte, sich langsam bewegte, glaubte ich in der Ferne das schwarze Baret und den wehenden Federbusch d'Espinacs zu erkennen. Die Gesichtszüge waren zwar nicht zu unterscheiden, aber der ruhige, würdige Anstand, die Leichtigkeit und Anmuth, in welcher die schlanke Gestalt, leicht spielend mit dem schönen Pferde, mir aus der Ferne sich zeigte, bestärkte meine Vermuthung. Der Auftrag der schlafenden Prophetin trat jetzt mit Macht hervor, und mit großem Schrecken sah ich ihn, nur von einem Krieger begleitet, in dieser eben fanatisch aufgeregten Stadt. Er wollte, wie es schien,

mit den auf der Straße Gehenden ein Gespräch anknüpfen, er suchte sich einigen zu nähern, aber sie wichen ihm scheu und furchtsam aus. Neben mir schien man noch nicht auf ihn aufmerksam zu sein, aber einige Männer hörte ich rufen: Zum Gefängniß, zum Gefängniß, die gefangenen Hugenotten dürfen nicht länger leben! Ein immer wachsender Haufe stieß ein wildes Geschrei aus und zog durch eine Nebenstraße ab, als plötzlich ein lauter Ruf den Strom hemmte und in einem Augenblick den wilden Haufen auf der Straße vermehrte. Ein Ketzer, rief man, ein Hugenotte, ein Verdammter, mordet ihn, tödtet ihn, der Kananiter darf nicht leben! Der wilde Haufe umringte d'Espinac und seinen Begleiter. Sie waren mit Lanzen, die aus den Häusern geliefert wurden, bewaffnet. Dennoch schien anfänglich ein Schwanken in ihren Bewegungen stattzufinden; es ist der Herr d'Espinac, rief man, der milde, wohlthätige, gütige Herr! Wie viele von Euch haben ihn gelobt. Schont ihn, wir beschwören Euch, sein Blut würde über uns kommen. — Wer seid Ihr? — hörte man eine mächtige Stimme | rufen. Ungläubige, Verbündete derer, die der Zorn des Herrn uns preis gegeben hat. So schnell habt Ihr vergessen, was der Priester sprach? Dieses Mitleid, diese satanische Liebe stammt aus der Hölle, die Euch verlocken will. Rottet sie aus, vernichtet sie, ertränkt sie in dem Blute des Verfluchten; Abraham war willig seinen Sohn zu opfern, und Ihr wollt Euch besinnen, die sündhafte Neigung zu einem Ketzer zu überwinden? Sind verborgene Hugenotten unter uns? Die mögen fallen, wie der Verruchte da, der sich, durch den Herrn verblindet, selbst in unsere Hände geliefert hat. — Diese Rede, schnell gesprochen, verstärkte die Wuth. D'Espinac und sein Begleiter hatten das Schwerdt gezogen und sich durch die Menge nach einer Mauer glücklich durchgeschlagen, um einigermaßen den Rücken frei zu haben; aber schon war das Pferd des Begleiters von einer Lanze durchstoßen und stürzte, man ergriff den gefallenen Krieger und entwaffnete ihn. Vorwärts, Kinder! rief ich und drängte galoppirend mitten in die Menge herein. Sie wich nach allen Seiten, und eben hatten

tollkühne Menschen d'Espinacs rechte Hand ergriffen, als ich neben ihm war. Er erkannte mich und schien selbst in diesem gefährlichen Augenblick nicht seine ruhige Besinnung verloren zu haben. Ihr seid hier? rief er mir zu; es war | die höchste Zeit, ich hatte Euch erwartet. Ich hatte keine Zeit mich dem Erstaunen hinzugeben, das mich bei dieser Anrede ergriff. Meine Reiter hatten die Straße in einem ziemlichen Umfange gesäubert, und ich flüsterte dem Freunde zu: Wir müssen nach dem Gefängnisse eilen, man will die gefangenen Hugenotten ermorden! Fürchtet nichts, antwortete d'Espinac, das Gefängniß ist in Sicherheit, es ist von meinen Kriegern umringt. — Indessen war die ganze Stadt in Aufruhr. Reiterschaaren drohten uns zu umringen, und wir mußten uns zu einem sehr Ungewissen, verzweifelten Kampfe gegen eine so überwiegende Menge bereit machen. D'Espinac war unbegreiflich ruhig, ja lächelte, als er die Heerschaaren herbeistürmen sah. Er bat mich, meinen Reitern zu befehlen, eine drohende Stellung anzunehmen, übrigens aber sich so lange, als möglich, ruhig zu verhalten. Dann ergriff er ein Hühthorn, welches durch einen Riemen über den Schultern getragen wurde, und als der weithallende Ton des Hühthorns erklang, schienen plötzlich die Gegner ihre Schritte, wie besorgt, zu hemmen, die heraneilenden Schaaren blieben stehen und blickten besorgt um sich. Als aber dieser laute Hülferuf keinen Erfolg zu haben schien, rückten sie, obgleich bedächtiger und langsamer, vor. D'Espinac blieb völlig ruhig, da aber noch den Hugenotten keine | Hülfe kam, entstand abermals ein wildes Geschrei. Der Ketzer will uns täuschen, greift ihn an, hörte man allenthalben, vernichtet die verrätherischen Katholiken, die den Verdammten unterstützen! Schneller rückten unsere Feinde zum Angriffe heran und zum zweiten Male erscholl das Hühthorn, jetzt lauter, anhaltend. Auch dies Mal blieb es nicht ohne Wirkung. Die schon gegen uns eingelegten Lanzen senkten sich, die Angreifenden stutzten abermals, eine seltsame Furcht schien die heftigen Gegner zu lähmen und ward durch unsere unbewegliche ruhige Haltung noch vermehrt. Es war eine höchst

wunderbare Pause, die jetzt eintrat. Einige Minuten lang herrschte eine Stille auf der ganzen Straße, die etwas Furchtbares hatte. Ein Jeder schien tiefer Athem zu holen, man hörte die leiseste Bewegung jedes Einzelnen. Als aber noch Alles ruhig blieb, als nichts den Gegnern anrückende Truppen vermuthen ließ, trat erst leise, 5 dann laut, endlich mit furchtbarer Gewalt die entsetzlichste Wuth hervor. Die Lanzen drängten uns, meine Reiter griffen an, da tönte der laute Ton des Hühthorns, jetzt mit einer gewaltigen Kraft, und wiederholte sich drei Mal schnell hinter einander. Und in demselben Augenblicke hörte man ein ängstliches Geschrei der entfernten Volksmasse. Die Straße war von allen Seiten gesperrt, von unübersehbaren | Massen bewaffneter Reiter ward der erschrockene und muthlose Haufe immer enger zusammengedrängt. Die uns eben angriffen, sahen sich von hinten und von vorn bedroht. 10 Legt Eure Waffen nieder, ertönte laut und gebietend d’Espinacs Stimme, jeder Widerstand wäre Wahnsinn. Meine Krieger sind diesem Haufen um das Zehnfache überlegen. Es sind erprobte, tapfere, kriegserfahrene Männer, jeder nimmt es — Ihr wißt es, denn Ihr hab’t erfahren — mit zehn Eures Gleichen auf. Noch ist kein Blut geflossen, ergebt Euch, hört mich an, erfüllt, was ich von Euch fordere, und dieser drohende Augenblick soll Euch gefahrlos vorübergehen. 15

Noch immer schienen einige Tollkühne geneigt, den Angriff fortzusetzen, aber es waren nur wenige; die Meisten sahen es sehr wohl ein, daß jeder Widerstand thöricht wäre. Als d’Espinac zu sprechen angefangen hatte, drückte sein Gesicht einen finstern Zorn aus, er erschien so furchtbar drohend, daß ich ihn verwandelt glaubte. Nie hatte ich gedacht, daß ein solcher Ingrimmden milden d’Espinac ergreifen könnte. Jetzt war jede Spur der Wuth verschwunden. Mit ruhiger Milde setzte er seine Anrede fort. Kinder, sagte er, seid vernünftig. Wie meine Krieger an mir hangen, wie sie mich lieben, mehr, als ich verdiene, wißt Ihr ja alle; | Ihr könnt Euch glücklich schätzen, daß ich unverletzt bin. Wird einer hier in diesem engen Kreise verletzt, dann kann ich 20

der Wuth der Meinen nicht gebieten, dann wehe Euch, Euern Greisen, Frauen und Kindern, wehe Eurer Stadt! Der hier zusammengedrängte Haufe würde dann einen scheußlichen Knäuel verstümmelter Leichen darstellen; und Eure Nachbarn würden sich 5 entsetzen, wenn sie unter den rauchenden verödeten Trümmern der Stadt vergebens die Spuren der vertilgten Einwohner aufsuchten. Noch vermag ich es, der Wuth des Heeres zu gebieten. Laßt die Waffen ruhen und hört mir aufmerksam zu.

Jeder Angriff hatte aufgehört, Alles war ruhig, obgleich die ganze Straße, so weit man sehen konnte, von Menschen wimmelte. Aller Fanatismus war verschwunden oder mußte sich tief im Innern verbergen. Ein Jeder fühlte, daß er von der Gnade seiner Gegner abhing; ja fast Alle priesen sich glücklich, daß d’Espinac, dessen Güte und Milde bekannt war, und nicht ein Anderer, als 10 Sieger hier hervortrat. Viele fühlten sich innerlich bewegt; es war, als träten die echt menschlichen Gefühle, die die wilde religiöse Verwirrung verscheucht hatte, jetzt mächtig hervor. Sie fühlten sich, da sie d’Espinacs Milde vertrauten, im tiefsten Innern erleichtert und dankten Gott, daß er sie verhindert habe | einen Frevel 15 zu begehen, den sie in ihrer jetzigen Stimmung verabscheuten. Der Kreis, den meine Begleiter um uns beide geschlossen hatten, öffnete sich. D’Espinac ritt mitten unter die Menge, die ihm noch vor wenigen Augenblicken den Tod geschworen hatte. Sein Schwert ruhte in der Scheide, und er schien, freundlich, wie er um sich blickte, ruhig und heiter, wie er war, einem himmlischen 20 Friedensboten ähnlicher, als einem erzürnten Krieger, der von so ingrimmigen Feinden umgeben war. Seine Mannschaft stand wie das noch drohende und unvermeidlich treffende Gericht im Hintergrunde, während er nichts, als Versöhnung und Liebe, darbot. Er fuhr in seiner Rede fort, und das Volk lauschte auf jedes Wort, 30 halb ängstlich, halb vertrauensvoll.

Unglückliche, bemitleidenswerthe und verirrte, mir doch immer im innersten Herzen theure Landsleute und Mitbürger! Soll ich Euch an Euer bisheriges Benehmen erinnern? Zwingt Ihr

mich nicht selbst ruhmredig hervorzuheben, was keinen Ruhm verdient, weil es der Herr der Liebe geboten hat, dem wir alle gehorchen sollen. Ihr habt meine Glaubensgenossen getödtet, gemishandelt, die Frauen geschändet, ich komme jetzt eben von den Trümmern durch Euch verbrannter Dörfer, aus den öden Gegenden, die, sonst von wohlhabenden Familien bewohnt, jetzt durch Euch verwüstet und entvölkert sind. Ich weiß es leider, meine Glaubensgenossen sind schuldig, wie Ihr. Ja sie haben nicht bloß Rache ausgeübt, was schon dem Herrn ein Greuel ist, denn er hat sich die Strafe vorbehalten; wo sie die Mächtigen waren, erschienen sie verfolgungssüchtig, grausam, mordend und schändend, wie Ihr. Nicht von diesen ist die Rede. Ich aber habe Jahre lang mit meinen treu Verbündeten ihre Strafe getheilt; wer von Euch, die Ihr mich kennt, kann sagen, daß ich ihre Schuld theilte? Wie oft habt Ihr die von uns ermordet, die in Eure Gefangenschaft geriethen. Wir erfuhren es, wir beweinten den Tod unserer lieben, tapfern Mitgenossen, und mit feuchten Augen und gebrochenem Herzen entließen wir die Gefangenen, die in unserer Gewalt waren, und geboten der Rache zu verstummen. Hier unter Euch entdeckte ich Viele, die mit Entsetzen den Tod erwarteten und jetzt gegen uns kämpften. Es schien, als wäret Ihr durch diese anhaltende Milde, die nie nachließ, obgleich Eure Grausamkeit immer dieselbe blieb, innerlich bewegt. Ich weiß es, viele Herzen unter Euch neigten sich zu mir, und Ihr konntet nicht glauben, daß eine so schonende Milde aus der Hölle komme. Schon erwartete ich das Beste, ich hoffte auf einem engen Raume einen Keim der Verlöblichkeit zu säen, der heranwachsen und wuchernd um sich greifen sollte. Ich sah Hugenotten und Katholiken, jeden seinem Glauben getreu, jeden die Lehre des Andern verschmähend und dennoch in dem, was heiliger ist, als alle Lehre, in der Liebe verbunden. O, wie habt Ihr die theuerste aller meiner Hoffnungen furchtbar getäuscht! — Seine Stimme bebte, eine Thräne perlte in seinen Augen, ein stilles Schluchzen, eine in diesem Augenblicke selbst seltsame Rührung drang hier und da hervor, aber keine

Stimme ward laut, es war, als lastete die harte Schuld schwer auf den Gemüthern.

Ihr habt in diesen Tagen meinen geliebten Bruder gefangen genommen, gewiß, Ihr habt ihn mishandelt, denn ich kenne die teuflische Wuth Eurer Pfaffen, er hat Hunger, Durst und selbst körperliche Verletzung ertragen müssen, ich zweifle nicht daran, doch er lebt, nicht wahr, er lebt noch? — D'Espinacs Gesicht verfinsterte sich, seine Augen sprühten Zorn. Nein, fuhr er fort, und eine wunderbare Mischung von grenzenloser Wuth und inniger Rührung bewegte sein Gesicht; nein, rief er, und laut tönte seine Stimme in die verstummte Masse hinein, nein, auch der Ruchloseste unter Euch konnte meinen waffenlosen Bruder nicht ermorden, den blühenden Jüngling, der die Gefangenen pflegte, die Ermüdeten unterstützte, seinen letzten Heller den Entlassenen mitgab. Die Hand würde Euch zittern und den Mordstahl fallen lassen, der ihn bedrohte — nicht wahr? fragte er noch ein Mal, mit donnernder Stimme. Alles um ihn blieb stumm. Da sah ich d'Espinac von einer furchtbaren Wuth ergriffen, seine Augen schienen Flammen zu sprühen, seine Lippen bebten, und hart, wie das ewige Gericht, rief er aus: Wehe über Euch, wenn er todt ist, wenn Eure Mishandlungen ihn so hart trafen, daß er, wenn auch nicht todt, einem elenden Leben in der Zukunft entgegensieht; weh Euch, wenn Ihr zum Lohne für meine Güte mein eignes Blut verletztet. Hier, ich erkläre es, hat meine Nachsicht ihre Grenzen. Bringt ihn her, wenn auch gemishandelt, doch unverletzt, die Reihen meiner Krieger sollen sich für die öffnen, die ihn aus dem Gefängnisse mit den übrigen gefangenen Hugenotten mir gegenüber stellen. Seid Ihr noch stumm, antwortet Ihr nicht? Nun so wüthe losgelassene Rache, Schwert und Flamme soll Euch, Unselige, treffen, ein mächtiger Leichenhaufe soll sein Grabhügel werden! Schon befahl er den Angriff, die Krieger schien sich in Bewegung, ein Jammergeschrei ertönte aus der Mitte des zusammengedrängten Haufens. Hier erhoben wenige Kühnere verzweiflungsvoll die Lanzen, um nicht, ohne sich zur Wehr gesetzt zu haben, zu sterben, dort |

wurden flehende Hände zum Himmel gehoben. Da hörte man, erst leise, eine wie durch Angst gedämpfte Stimme tönen, sie rief: Er lebt. Wenige hörten sie, aber es war, als lauerte der gute Engel des d'Espinac auf diesen Ton und flüsterte ihm ihm zu. Er lebt! rief er; o wiederholt es, laßt die schwache Stimme lauter erklingen, daß sie den finstern Geist vertreibt, der seine Klauen nach mir streckt. Er lebt, erklang es jetzt immer lauter. Ein Versuch, das Gefängniß zu erstürmen, ist mislungen, er lebt und wir bringen Euch alle gefangenen Hugenotten her. — Eilt, befahl d'Espinac, daß mich der Augenschein von der Wahrheit überzeuge.

Einige Männer wurden ausgewählt, mit der größten Schwierigkeit wurde ihnen Platz gemacht und sie entfernten sich; d'Espinac schien sehr erschöpft.

Es trat jetzt eine erwartungsvolle Stille ein. D'Espinac schwieg, und es war merkwürdig, die zusammengedrängten gefangenen Einwohner, den großen Kreis sie umschließender Krieger auf ihren Pferden mit gezückten Säbeln zu übersehen, wie sie fast ganz unbeweglich erschienen, als wären sie, wie alte Sagen erzählen, sämmtlich erstarrt. Alle Augen hefteten sich auf d'Espinac, als wollte man in seinen Zügen lesen, ob man Leben oder Tod, Erbarmen oder Rache erwarten könnte. | D'Espinac betrachtete diese Menge mit großer Aufmerksamkeit. Seine Brust war offenbar erleichtert, als er erfuhr, daß sein Bruder noch lebe; aber mir flüsterte er doch zweifelnd zu: In welchem Zustande werde ich den Armen finden? Die Angst, die unter den Einwohnern zu herrschen scheint, verspricht mir nichts Gutes. — So verging eine Zeit, die uns allen lang dünkte. Alle waren von einer zweifelhaften Hoffnung ergriffen, und selbst d'Espinac und seine Umgebung schienen die Gefühle der gefangenen Einwohner zu theilen. Wer in diesem Augenblicke die wunderbare Stellung der Einwohner und der Krieger sah, ohne, was vorhergegangen war, zu kennen, würde die Bedeutung dieser seltsamen Erscheinung nicht haben enträtseln können; denn wenn alle Verhältnisse darauf zu deuten schienen, daß eine waffenlose Menge, von bewaffneten Feinden

umgeben, der Rache preisgegeben wäre, so mußte doch die wunderbare Ruhe der drohenden Krieger und die ängstliche Erwartung, die diese mit den waffenlos Gefangenen theilten, einem Jeden räthselhaft erscheinen und den ganzen Auftritt unverständlich machen. Nur wenige rohere Männer sah man, unzufrieden mit der milden Wendung, die die Sache genommen hatte, mürrisch und trotzig die Menge und den Feldherrn betrachten.

| Endlich hörten wir in weiter Ferne eine Bewegung. Eine neue Schaar bewaffneter Krieger näherte sich. Zwischen ihnen sah man einen Haufen Menschen, die langsam fortzuschreiten schienen, und d'Espinac, der diese Massen, die in der Ferne nur undeutlich unterschieden werden konnten, sogleich erkannte, befahl, daß seine Reiter den Kreis öffnen, aber genau aufpassen sollten, daß kein einziger der Einwohner entwiche. Wenige Krieger aus dem engen Kreise, der ihn umgab, wurden jetzt beordert, einen Weg zu bahnen, damit die freigelassenen hugenottischen Gefangenen durch die Reihe der Einwohner bis zu ihm gelangen könnten. Es kostete viele Mühe. Die begleitenden Reiter blieben zurück und schlossen sich auf Befehl an diejenigen an, die den größern Kreis bildeten. Zwei der Abgeordneten gingen voraus, und auf den mühsam von der Volksmenge befreiten Platz schwankten hinter diesen eine Menge Männer, blaß, elend, in Lumpen gehüllt. Ein zurückgedrängtes Angstgeschrei drückte die Besorgniß der Bürger aus, als sie diese jämmerlichen Gestalten sahen. Ein zorniges Murmeln ließ sich drohend in den Reihen der Krieger vernehmen; doch unterschied man eine jugendliche Gestalt im kriegerischen Gewande, die zwar entwaffnet, doch keck und zuversichtlich den übrigen voranschritt.

| Die freigelassenen Hugenotten kamen nun näher. D'Espinacs Züge hatten sich verfinstert, als er den elenden Zustand seiner Glaubensgenossen wahrnahm, aber blühend und heiter stand sein Bruder ihm gegenüber. Noch immer war die ganze Lage zweifelhaft. Die Einwohner schienen die Rache zu fürchten, die Krieger sie zu fordern. Du bist gesund, sagte d'Espinac, als sein

Bruder sich ihm näherte, hielt aber jede Aeußerung der Freude zurück, und als dieser, fröhlich gestimmt durch die Rettung, mit Ja antwortete, befahl er ihm, in die Reihe der ihn umgebenden Krieger zu treten. D'Espinac betrachtete die übrigen Gefangenen mit großer Aufmerksamkeit und sichtbarer Theilnahme und Rührung. Sie standen, zwanzig der Zahl nach, gedrückt und elend vor ihm. D'Espinac wandte sich an diesen jammervollen Haufen. Ihr seid frei, sagte er, Liebe und treue Pflege wird Eure Noth bald verdrängen, daß diese nur in der Erinnerung zurückbleibt. Eure Feinde sind ganz in unserer Gewalt; wenn Ihr Rache fordert, nichts hindert uns, selbst die grausamste auszuüben. Ich wünsche, wie so oft, und leider bis jetzt vergebens, den armen Bewohnern dieser Stadt, die ich bejammere, die hier lange in Todesangst mir und meinen Kriegern preisgegeben waren, zu verzeihen. Aber ich wünsche eben so sehr, daß diese Verzeihung von I Euch ausgehe. Könnt Ihr Euern Feinden vergeben? Vermögt Ihr es, Euch daran zu erinnern, daß ähnliche Härte von unsern Glaubensgenossen ausgeübt wurde, wenn Katholiken in ihre Gewalt geriethen? Auf keinen Fall würde ich erlauben, daß diese hier vereinigte Menge, die größtentheils an Euerm Elende unschuldig ist, bestraft würde.

Wir wollen keine Rache, antworteten fast Alle mit schwankender Stimme, nur der Pfaff, der uns durch Grausamkeit, Hunger und Durst bekehren, der uns unserm Glauben abwendig machen wollte, der darf nicht ohne Züchtigung wegkommen. Nennt mir ihn, rief d'Espinac, und: Pater Anselmo, hörte man allgemein rufen. Gut, antwortete d'Espinac kurz und wandte sich an die Menge; vernehmt, rief er laut, die Bedingungen, unter welchen Ihr frei seid. Eine starke Abtheilung unseres Heeres ist in der Nähe, die Stadt bleibt zu unserer Sicherheit besetzt, Ihr unterhaltet die Truppen, vor Allem aber wird uns ein Haus eingeräumt, eines der angesehensten in der ganzen Stadt, ich werde es aussuchen. Die Bewohner verlassen es, Betten und alle übrige Bequemlichkeiten für Kranke bleiben zurück; hier werden diese zwanzig befreiten Gefangenen einquartirt, ein jeder erhält in einem eigenen

Gemache ein Lager, so bequem, weich I und reinlich, wie die der reichsten Bürger, Arznei, später Wein, der sorgfältig untersucht wird, stärkende Nahrungsmittel werden täglich geliefert. Die hier zurückbleibende Besatzung wird von Euch unterhalten, Pater Anselmo ausgeliefert. Wenn diese Bedingungen erfüllt sind, verspreche ich Euch vollkommene Verzeihung. Ja ich gebe Euch mein Wort darauf, meine Mannschaft, die hier zurückbleibt, wird sich nicht allein keine Gewaltthat irgend einer Art erlauben, wird nicht allein Eure Person und Euer Eigenthum ehren, sondern auch jeden möglichen Angriff, jede Mishandlung oder Plünderung, die von andern Abtheilungen unseres Heeres versucht werden könnte, entschieden abwehren und sich als Eure Vertheidiger zeigen. Die zuerst genannten Bedingungen werden in wenigen Stunden erfüllt. Ihr aber bleibt hier, so wie jetzt, von meinen Kriegern umringt, bis Anselmo in meiner Gewalt ist. — Ueber diese letzte Forderung entstand von Neuem ein allgemeiner Schrecken. Wir finden ihn nicht, riefen einige furchtsame Stimmen, er wird sich versteckt haben. Er ist vielleicht entflohen, riefen Andere. Aber aus der Reihe der Reiter, die die Gefangenen herbeigebracht hatten, hörte man einen Ruf, daß er da wäre. Man hatte ihn aus dem Gefängnisse heraustreten sehen, als dieses umringt wurde. Er wollte sich wegschleichen, I man hielt ihn aber fest. Und als nun die gefangenen Hugenotten entlassen wurden und selbst ihre Erbitterung gegen diesen Pfaffen laut werden ließen, hielten sie es für das Beste, ihn mitzuführen. Einer der Krieger, der, den blassen und zitternden Pater an einem kurzen Strick führend, sich mühsam durch die Menge drängte, stellte den Unglücklichen uns gegenüber. Wie groß der Einfluß war, den er auf die Einwohner ausübte, erkannte man jetzt. Denn so gefährlich es schien, vermochte man dennoch nicht die allgemeine Theilnahme zu unterdrücken. Den heiligen Mann müssen wir so schmähsch als einen Verbrecher behandeln sehen, riefen einige, den Gottgeweihten, unseres Glaubens festeste Stütze. Wie wird doch unsere heilige Kirche gekränkt und mit Füßen getreten! Die

innere Bewegung ward immer größer, man hörte das Wort Ketzer schon mit Erbitterung aussprechen. Es war, als hätte man die eigne Gefahr ganz vergessen. D’Espinac erstaunte, er gab einen Wink, die Reiter schlossen sich dichter, man las Zorn und Erbitterung in ihren Gesichtern, die Lanzen waren angelegt, noch immer über die Köpfe weg, aber sie senkten sich drohend, als wollten sie den waffenlosen Haufen durchbohren. Dieser ward immer enger zusammengepreßt. Ein verworrenes, mattes Geschrei verkündete die Gefahr der Menschen, die, eingepreßt in der dichten Masse, zu ersticken drohten. Wollt Ihr Euch den Bedingungen unterwerfen, rief d’Espinac zornig, diesen nichtswürdigen, verfolgungssüchtigen, verdammten Pfaffen, Euern Götzen, der der Hölle entstiegen ist, auf Gnade und Ungnade und ohne Murren uns überlassen, oder unsere Rache fühlen? Ihr habt die Wahl. — Flehende Hände erhoben sich, aller Muth, alle Halsstarrigkeit war geschwunden. Die Lanzen wurden gehoben, der Kreis der Krieger erweiterte, ja öffnete sich, und die entlassenen Einwohner strömten nach allen Richtungen hin.

Noch immer hatte d’Espinac seinen erretteten Bruder kaum begrüßt. Ganz schien er noch von größeren, wichtigeren Geschäften ergriffen. Wein und Lebensmittel wurden herbeigeschafft, die Erschöpften zu stärken, die Einwohner wurden gezwungen, Lehnstühle für Alle zu bringen, die eilig in Tragsessel verwandelt wurden. Das Haus, welches den Kranken eingeräumt werden sollte, hatte er schon gewählt, es schien ihm schon früher bekannt zu sein. Ein anderes, dicht daneben, wählte er für sich, seinen Bruder und mich. D’Espinac sorgte nun für die Ordnung in der ganzen Stadt; auch ich mußte meine Begleiter unterzubringen suchen, die freilich genöthigt waren, sich an die Hugenotten anzuschließen. Ein großer Theil des Tages war | so verflossen, die Sonne senkte sich schon, ich kehrte nach unserer gemeinschaftlichen Wohnung zurück und fand d’Espinacs Bruder, der höchst unwillig und scheltend in der Stube auf und abging, und seiner Ungeduld auf jede Weise freien Lauf ließ. Ist das nicht

unausstehlich, rief er, nachdem er mich kaum begrüßt hatte; ich war wochenlang in Lebensgefahr, und wenn es mir auch besser gegangen ist, als ich erwarten durfte, so konnte er das doch nicht wissen und jeder Augenblick konnte die härtesten Mishandlungen, ja meine Ermordung herbeiführen. Der ganze Tag ist jetzt vergangen, er läßt sich nicht sehen und ich habe kein freundliches Wort von ihm gehört. Glaubt Ihr, lieber Eugen, fragte ich, daraus schließen zu können, daß er Euch weniger liebt, glaubt Ihr, daß die Trennung ihm weniger schmerzhaft gewesen ist, als Euch? Ihr fangt schon an ein rüstiger Jüngling zu werden, und ich gestehe Euch, ich hatte erwartet, daß Ihr jetzt schon einzusehen im Stande wäret, was sich für einen solchen Bruder ziemte. Es war lieblich zu sehen, wie der beschämte Jüngling die Augen niederschlug, tief erröthend, als er diesen Vorwurf hörte, und dennoch schmollend und mit einem geheimen Verdruß kämpfend, den er nicht überwinden konnte. Ach, antwortete er, mein Bruder hat wohl Recht, er thut immer, was | sich für ihn ziemt, ober er ist in Thätigkeit, beschäftigt mit großen Dingen, während ich nichts zu thun habe, nichts thun darf. Die ersten paar Stunden gingen noch so hin, weil ich für die armen kranken Mitgefangenen, für ihre Bequemlichkeit und Pflege sorgte; als das aber besorgt war, als sie vor Allem Ruhe forderten und ich sie verlassen mußte, da blieb mir nichts übrig, als hier wie ein eingesperrtes wildes Thier, zornig auf und abzulaufen. Und ich habe mich während der Zeit in den Verdruß so hinein gebrummt, daß ich mich fast wieder in das Gefängniß zurück wünschte. Verlassen konnte ich ja diese verdammte Stube nicht; denn er kann wohl gar hereintreten, während ich fortgegangen bin. — Nie habe ich die tiefe und grenzenloseste Liebe ungebehrdiger sich betragen sehen. Wir hörten schnelle Schritte auf der Treppe, d’Espinacs Stimme auf dem Flur, er schien sich zu nähern, trat aber in ein anderes Gemach, von Mehreren begleitet. Die Ungeduld des Jünglings ergriff nun auch mich. Ich wünschte Vieles auch von ihm zu erfahren, aber es kam kein Gespräch zwischen uns auf. Hatte doch auch ich

keine Gelegenheit gefunden, mit d’Espinac zu sprechen, und wie räthselhaft war unser Zusammentreffen, welch’ ein wunderbares, unbegreifliches Ereigniß hatte uns zusammengeführt. Wir, Eugen und ich, durchschritten beide schnell die Stube, beide mit der heftigsten Ungeduld kämpfend. Es dauerte wohl eine Stunde. Die Sonne war fast ganz gesunken, die letzten Strahlen fielen durch die Fenster, wir hörten, wie die Männer, die mit d’Espinac gekommen waren, sich entfernten, wir erwarteten jeden Augenblick, daß die Thüre sich öffnen sollte, aber noch verging eine lange Zeit.

Endlich trat er herein, in einem bequemen Nachtkleide und völlig entwaffnet. Er stürzte auf den Bruder zu, preßte ihn heftig an seine Brust, und über sein männliches Gesicht rollten die Thränen herab. Und so habe ich Dich wieder, rief er, ich habe Dich wirklich wieder, welche Wochen haben wir erlebt, guter Eugen! Ich wäre gleich hierher gestürzt, Dich zu erretten, aber ich konnte, ich durfte nicht; eine heilige Sache hielt mich von Dir fern, und doch, lieber Junge, ich habe mir es tausend Mal vorgeworfen, ich hatte keinen ruhigen Augenblick, ich theilte Deine Gefangenschaft, Dein Elend, Deine Gefahr. Kannst Du mir verzeihen, Eugen, daß ich Dich so lange den Feinden preis gab? Der Jüngling lag schluchzend an seiner Brust, er wollte sprechen und konnte nicht. D’Espinac betrachtete ihn mit rührender Milde. O Bruder, rief endlich der bewegte Jüngling und blickte zu d’Espinac auf, wie bist Du so liebevoll und gut, ach, nur zu gut.

! Es war ein ergreifender Anblick. D’Espinac faßte sich, schob den noch immer tief bewegten Jüngling von sich und betrachtete ihn aufmerksam. Aber, was ist das! rief er, es fiel mir schon gleich auf, Du bist ja stark, gesund, blühend, als hättest Du in unserer Mitte gelebt; und ich habe am Ende alle Leiden Deiner Gefangenschaft allein zu tragen gehabt, erzähle mir doch, wie geschah es, wie konnte das so Unglaubliche stattfinden?

Das verdanke ich ja wieder Dir, lieber Bruder, und Deiner unbeschreiblichen Güte. Höre nur: Als ich nach dem Gefängniß geschleppt wurde, ward ich in ein feuchtes, dunkles Loch

gesperrt, Pater Anselmo war bei der Hand und ich hörte ihn schreien: Diesen, diesen vor Allen müßt ihr kurz halten, er gehört der verdammten Brut zu. Es ist der Bruder des heimtückischen Ketzers, dem die Hölle den Schein der Tugend, Milde und Freundlichkeit gegeben hat, damit er die Gläubigen desto besser verlocken könne. Einen Ablaß gebe ich Euch für alle Eure Sünden, wenn Ihr ihn recht zu peinigen wißt. — So ward ich denn weinend und betend und in großer Todesangst in das furchtbare Loch gesteckt. Ich mußte im Dunkeln herumtappen, um eine harte Bank zu finden, auf der ich niedersank. Ich hörte, wie die eiserne Stange vor die ! Thüre gelegt wurde, und wie der schwere Schlüssel sich in dem mächtigen Schlosse drehte. Wohl ein paar Stunden lag ich so und erwartete auf die qualvollste Weise zu sterben, nicht durch einen Dolchstoß auf ein Mal, sondern durch die verpesteten Ausdünstungen dieses dunkeln Gefängnisses, durch Hunger, Durst und Mishandlung. Das war wohl eine schreckliche Zeit, als ich junges Blut nach meiner ersten Waffenthat nun in ein so furchtbares Elend gerathen war. Da hörte ich das Schloß wieder drehen, die Thüre des Gefängnisses ward geöffnet, vermittelt des Lichts, welches jetzt von außen eindrang, sah ich einen schönen jungen Mann hereintreten, der auf mich zukam, meine Hand ergriff und mich freundlich bat, ihm ja sogleich zu folgen. Obgleich er nun sehr gütig gegen mich gestimmt schien, so war ich durch das, was ich bisher erlebt hatte, doch sehr mistrauisch geworden. Ich glaubte, man würde mich jetzt ermorden, und er mußte fast Gewalt anwenden, mich aus dem Gefängnisse zu schleppen. Die Thüre ward wieder sorgfältig verschlossen und er flehte mich dringend an, schnell und leise auftretend, ihm zu folgen. Fürchten Sie nichts, sagte er, Sie sind verloren, wenn Sie zögern. Ich schöpfte Muth, folgte ihm durch einen langen Gang. Wir stiegen die Treppe hinauf, und ich ward in eine sehr ! freundliche Kammer gebracht, wo ein Tisch gedeckt stand, mit gebratenem Geflügel und Wein besetzt. Mein Begleiter schloß die Thüre nach innen ab und bat mich, immer leise sprechend, zuerst, was da war, zu genießen. Ich

hatte nach dem, was ich jetzt sah, schon fröhlichen Muth, aß, trank und fühlte mich völlig gestärkt und voll Hoffnung. Während der Zeit blieb der junge Mann ehrerbietig an der Thüre stehen, und blickte mich so wehmüthig und milde an, daß mir das Herz aufging und ich ihn recht lieb gewann. Nun, Du guter junger Mann, 5 sagte ich, tritt näher und sag' mir nur, was hat Dich bewogen, mich aus dem finstern Gefängniß zu erretten, und wie war es Dir möglich? Und Ihr erkennt mich nicht, da ich Euch doch gefangen nahm? antwortete er. Nein, erwiederte ich, ich war in dem Augenblick, als ich mich ergriffen fühlte, zu betäubt. Doch erzählt, ich 10 beschwöre Euch, wodurch wurdet Ihr so freundlich gegen Euern Gefangenen gesinnt? Ich bin, erzählte er, der Sohn des Gefangenwärters. Als wir vor zwei Tagen gegen Euch ausrückten, folgte ich zum ersten Male unsern Truppen. Es ging hart her. Euer tapferer Bruder hatte sich zu sehr hervorgewagt. Er ward umringt und mußte sehen, wie ich Euch gefangen nahm und fast unter seinen 15 Augen wegschleppte. Wie ein erzürnter Löwe stürzte er auf uns zu, von Wenigen begleitet, ein Kreis von Todten lag um ihn her, und er verübte Waffenthaten, die uns alle mit Schrecken und Entsetzen erfüllten. Aber immer Mehrere von unserer Seite drängten sich herzu, Ihr wurdet weggeschleppt, er abgeschnitten, und konnte sich und seine Begleiter nur mit Mühe retten. Ich ward nun hoch gepriesen, daß in meinem ersten Gefecht eine solche große That mir gelungen wäre. Kurz darauf überfielen wir ein Schloß 20 der Hugenotten, besetzten es, alle Bewohner waren entflohen und wir vertheilten uns in alle Gemächer zum Plündern. Während der Zeit hatte Euer Bruder Truppen gesammelt und überraschte uns so im Schlosse zerstreut, wie wir waren. Viele wurden niedergelassen, nur Wenige zu Gefangenen gemacht. Ich war in einem der innersten Gemächer und wußte noch von allem dem nichts. Ich 25 hörte zwar den Lärm, glaubte aber, er rühre wohl von unsern eigenen Truppen her. Ich hatte durch einen Mönch lesen gelernt und durch ihn auch erfahren, daß Ihr Hugenotten eine Schrift heilig haltet, die vorzugsweise den furchtbaren Widerstand

begründet und Euch gegen unsere heilige Kirche bewaffnet. Nun sah ich in diesem Gemach ein großes Buch, genannt: Biblia oder die heilige Schrift. Da erinnerte ich mich, wie der Mönch mich ermahnt hatte, | dieses Buch, wenn es in meine Gewalt käme, 5 allenthalben zu vernichten, und wie eine solche Vernichtung mehr Früchte brächte für meine Seele, als viele Ave Maria und Pater noster. Ich fiel daher wüthend über das Buch her und anstatt die Kostbarkeiten, die ich entdeckte, zu plündern, zerriß ich die Blätter, zerstreute sie um mich her und zertrat sie mit den Füßen, mehr 10 für meine Seligkeit, als für meinen Beutel besorgt. Während dem ward die Thür schnell und heftig eröffnet, und ich sah Euern Bruder, den wir ja alle kennen, erhitzt hereinstürzen, ein entblößtes Schwerdt in der Hand. Ihr kennt Euch denken, wie mir zu Muthe war, als ich, auf eine solche Weise aus meiner Sicherheit aufgeschreckt, den gewissen, nahen Tod vor Augen sah. Euer Bruder entdeckte bald meine That und stürzte wüthend auf mich zu. Ich hatte, so plötzlich überrascht und dem großen, berühmten Helden, der von Vielen verehrt und von Allen gefürchtet wird, gegenüber, nicht den Muth, nach meinem Schwerdte zu greifen. 20 Nichtswürdiger Frevler, rief er, für diese Unthat sollst Du büßen! In diesem Augenblick fixirte er mich, sein Blick, früher zornig, ward jetzt fürchterlich. Ich erkenne Dich, rief er, und seine Stimme bebte vor Wuth. Du bist es, Du hast mir ihn entrissen, Du nahmst meinen Bruder gefangen | und hast ihn den Mishandlungen 25 Deiner Rotte preisgegeben. Meinst Du, ein Schwerdthieb, der Dir einen rühmlichen Kriegertod gäbe, wäre hinlänglich? Nein, Du sollst büßen für die Leiden des geliebten Bruders. Nicht wahr, fragte er hart und gebietend, Du warst es? Ich hatte nicht den Muth, es zu läugnen. — Auf einmal, wie ich so in Todesangst vor ihm stand, blickte er mich an. Seine Züge wurden milder, er sank auf die Knie und betete, und ich war so überrascht und innerlich erschüttert, so tief bewegt, ich wußte selbst nicht, wovon, so mild, weich, liebend gestimmt, als würde ich angeweht von einem Hauche des himmlischen Friedens. Bewußtlos sank auch ich

kniend hin und bat, flehte, ich weiß nicht, warum, und stromweise stürzten die Thränen aus meinen Augen. So wunderbarlich, auf eine so geheimnißvolle Weise fand ich mich ergriffen, daß ich den Todesstreich selbst von seiner Hand als einen wohlthätigen Liebesdienst lächelnd und dankend empfangen haben würde. Als ich wieder zu mir selbst kam, stand der kühne Held mild, wie ein Engel, da und beugte sich über mich. Horch, sagte er, ich höre rufen, man sucht mich, Du bleibst hier ruhig, bis ich wiederkomme. Mein Gefangener bist Du nicht mehr, aber ich muß Dich sprechen, Gott hat Dich und mich beschützt. In einer Stunde bin ich wieder hier, | halte Dich indessen ruhig, Keiner darf ahnen, daß Du hier bist. — Euer Bruder entfernte sich und verließ mich in einer wunderbaren, mir selbst unbegreiflichen Stimmung. Es ahnete mir, daß ich einen furchtbaren Frevel begangen hätte; ich blickte die zerrissenen, zerstreuten Blätter mit einer entsetzlichen Scheu an, als fürchtete ich, daß in ihnen selbst, wie sie da lagen, eine mir drohende vernichtende Macht verborgen läge. Ein Blatt, entfernt von den übrigen, lag mir näher; zitternd fast streckte ich die Hand aus, nahm es auf und las: »Ihr habt gehört, daß gesagt ist, Du sollst Deinen Nächsten lieben und Deinen Feind hassen, ich aber sage Euch: Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch hassen, bittet für die, so Euch beleidigen und verfolgen, auf daß Ihr Kinder seid Eures Vaters im Himmel, denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.« Als ich dieses las, war es mir, als würden mir plötzlich die Augen geöffnet, was ich erlebt hatte, wurde mir jetzt klar und begreiflich, es war mir, als hätte ich etwas ganz Anderes gewonnen, als das bloße kurze, so eben bedrohte Leben. Ich las und las immer weiter, die zerrissenen Blätter selbst winkten, sprachen mir zu, begrüßten mich und ich glaubte die Worte zu hören: Auch wir lieben die, die uns has|sen, und erretten, die uns verfolgen. Während ich so ganz in mich selbst versunken war, ohne daß ich von Jemand gestört wurde, ward die Thüre geöffnet und Euer Bruder trat wieder

herein, ich merkte es kaum. Ihr seid frei, Gott schütze Euch! Trägt dieser Augenblick Früchte, so ist er ein gesegneter für Euch, wie für mich. In diesem Augenblicke schwebtet Ihr vor mir, wie ich Euch ergriff, entwaffnete, wie man Euch unter Mishandlungen fortschleppte, wie vielleicht Euer Leben in Gefahr schwebte. Ich zitterte heftig, Euer Bruder bemerkte es und fragte, was mich so stark ängstigte. Da beschwor ich ihn, mir Mittel zur schnellen und geheimen Flucht zu schaffen. Gewiß, sagte ich, Euer Bruder lebt, sie wagen nicht ihn zu tödten. Ich muß ihn zu retten versuchen, ich setze mein Leben dran. Ich traue Dir, antwortete Euer Bruder, thut, was Ihr vermöget, und vergeßt diese Stunde nicht. Er führte mich durch einen Gang, rief einen Stallknecht, befahl dem Verwunderten eins der schönsten Pferde eiligst zu satteln. Das Pferd ist Dein, rief er mir zu, fort, fort! Er fragte nicht nach den Mitteln, die mir zu Gebote ständen, er erkundigte sich nicht einmal nach meinem Namen, ein höheres Vertrauen schien ihn zu leiten und auch mich zu durchdringen. Ich eilte und kam eben hier an, als man Euch in das Gefäng|niß schleppte. Und auch hier zeigte sich nun schon, wie das Vertrauen gegründet war; mein Vater ward eben krank, meine Mutter und ich müssen seine Stelle vertreten. Wir haben nur für die Sicherheit der Gefangenen zu sorgen; Pater Anselmo, dieser furchtbare Mensch, der eine gräßliche Gewalt über uns ausübt, sinnt die Qualen für die Gefangenen aus und sorgt für die Ausführung seiner Beschlüsse. Meine Mutter ist mild, sie hat nie den Haß verstehen können, der uns gegen die Hugenotten waffnet; ihr Beichtvater hat diese, wie er sie nannte, Seelen verderbende Schwäche bestraft. Anselmo, der in der letzten Zeit ihr die Beichte hörte, gab ihr nur unter der Bedingung die Absolution, daß sie mit aller Macht gegen eine so unheilige, gotteschänderische Neigung kämpfen sollte. Ich erzählte ihr mit flammenden Worten meine Todesgefahr, wie ich gerettet wurde und wie der Gott der ewigen Liebe mir erschienen war. Ich nahm die zerrissenen Blätter, die ich wie ein Heiligthum mit mir genommen hatte; wir lasen, die Augen wurden meiner Mutter, wie früher mir,

eröffnet und wir waren alle beide von jetzt an Hugenotten. Wir vereinigten uns für Eure Rettung, und so seid Ihr hier.

Du kannst Dir denken, lieber Bruder, wie mir bei dieser Geschichte zu Muthe war. Ich mußte den | schönen, milden jungen Mann umarmen; die Mutter erschien öfters und pflegte
5 mich, als wäre ich ihr Sohn, und Beide bedauerten, daß sie für meine übrigen Glaubensgenossen nichts zu thun vermöchten. Pater Anselmo, sagten sie, wäre der eigentliche Kerkermeister, und jede Bitte um Milderung würde nur seine Wuth verstärken. Vielfältig wurde über meine Befreiung beratschlagt. Sie schien bei
10 der äußerst genauen Bewachung unmöglich, obgleich der Vater, der ganz in den Händen des Paters war und den ich nie gesehen habe, fortdauernd bettlägerig blieb. Ich hatte indeß allen Muth wieder gewonnen, genoß, wie ich jetzt einsehe, recht leichtsinnig, was mir geboten wurde, und behielt, während sie die Unmöglich-
15 lichkeit meiner Flucht beweinten, das feste Vertrauen auf meine baldige Rettung. Ich war so leichten Sinnes, daß ich mich nicht einmal erkundigte nach den Mitteln, die es ihnen möglich machten, mich hier zu verbergen und zu pflegen. Nun bemerkte ich aber, daß mein Befreier täglich magerer, blässer aussah, daß er
20 nur auf Augenblicke blieb, und sich dann schnell und ängstlich entfernte. Da ahnte ich, daß er meinetwegen litt. Ich bat, ich flehte, ich weinte und preßte ihm endlich das Geständniß ab, daß er meine Stelle vertrete. Man hatte mir gleich am ersten Tage unter dem Vorwande, bei einer möglichen | Ueberraschung mich für
25 einen Verwandten ausgeben zu wollen, der aus der Ferne komme und sie besuche, eine bürgerliche Kleidung gebracht. Mein Anzug ward indessen, wie sie behaupteten, von ihnen sorgfältig aufgehoben. Jetzt erfuhr ich nun, daß dieser von meinem braven Befreier getragen wurde, und daß er meine Stelle in dem finstern, unge-
30 sunden Loche vertrat. Im Anfange erschien der quälende Pater zu bestimmten Stunden, und der junge Mann durfte nur eine kurze Zeit in dem Gefängnisse zubringen, in welchem er die furchtbaren Schmähungen des Paters anhören mußte. Nach einigen Tagen

aber erschien der Pater unerwartet zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit. Zum Glück besuchte er die Gefängnisse der übrigen Hugenotten zuerst, und der junge Mann, der heftig erschrocken war, hatte eben Zeit, den Anzug in Eile zu wechseln und in das
5 Gefängniß zu schlüpfen. Die Mutter war, noch ganz erschrocken, damit beschäftigt die Thüre des Gefängnisses zu schließen, als der Pater herantrat. Er fragte rasch, was sie wolle, und sie antwortete beklommen und bestürzt, daß es jetzt die Zeit wäre, in welcher sie den Gefangenen einen Krug Wasser und ein Stück Brot zu bringen
10 pflege. Mein Befreier, obgleich wenigstens fünf Jahr älter, als ich, war doch nur unbedeutend größer. Er hatte bis jetzt sich so in dem | dunkeln Gefängniß hinzulegen gewußt, daß seine Gesichtszüge nicht beleuchtet waren. Er antwortete auf die Fragen des Paters nur durch Seufzer und Stöhnen und wenige jammernde Worte.
15 Der Pater schien sich über sein Elend zu freuen, aber von jetzt an wagte er das Gefängniß nicht mehr zu verlassen; höchstens nur für wenige Augenblicke, wenn der Pater eben weggegangen war. Dadurch sei er freilich etwas angegriffen, das habe aber nicht viel zu bedeuten, versicherte er. Ich werde, sagte er, von meiner Mutter
20 gut gepflegt, Ihr aber würdet viel mehr zu leiden haben, Hunger und Durst. Ihr seid zwar groß und mächtig für Euer Alter gewachsen, aber doch jünger und zarter, und wäret verloren gewesen. Ich dahingegen werde mich schnell wieder erholen. Jetzt erst erkannte ich die große Gefahr, in welcher Mutter und Sohn schwebten. Es
25 schien mir nichtswürdig und schlecht, mich hier pflegen zu lassen und ruhige Tage zu genießen, während sie sich dem Tode für mich preisgaben. Ich drang darauf, daß man mich nach dem Gefängnisse wieder zurückbrächte, ich stellte ihnen vor, daß ich jetzt mich völlig erholt hätte, stark und gesund wäre, daß einige Tage in dem
30 Gefängnisse mir nicht so gefährlich sein könnten, daß eine Entdeckung, die so leicht stattfinden könnte, uns alle drei in's tiefste Unglück stürzen würde, und daß | man mich ja auch da so gut, wie möglich, pflegen könnte. Es sind nur wenige Tage, sagte ich, mein Bruder wird bald erscheinen, mich zu befreien, daran zweifle

ich keinen Augenblick. Ich mußte diese Bitte mehrere Tage hinter-
einander dringend wiederholen; endlich gab man mit blutendem
Herzen nach. Ich ward in das Gefängniß geführt, als man von der
Straße her einen entsetzlichen Lärm, Geschrei von allen Seiten und
den Ruf hörte: Tödtet die Hugenotten! Kaum aber erscholl dieses
5 Geschrei, als wir Schaaren herannahender Reiter hörten. Es waren
Deine Mannen, die das Gefängniß besetzten und das wüthende
Volk verjagten. Ein paar Stunden lang blieb Alles ruhig, mein
Gefängniß war verschlossen; endlich erschien mein Freund mit
dem Pater Anselmo und einigen Andern, die Gefängnißthür ward
10 wieder eröffnet. Der Pater entsetzte sich, als er mich gesund und
blühend heraustreten sah, bekannte freundliche Gesichter traten
mir entgegen und ich war befreit.

D'Espinac hörte dieser Erzählung mit großer Theilnahme zu. Wo
ist Dein Befreier, rief er besorgt aus, als die Erzählung zu Ende
15 war. Er, seine Eltern werden in Gefahr sein. Auch ich habe daran
gedacht und habe mich sehr geängstigt, weil er sich gar nicht
sehen ließ, antwortete der Bruder, und d'Espinac fiel es jetzt |
ein, daß ein junger Mensch mit einer ältlichen Frau sich in das
Haus hereingedrängt habe, als er eben ausgegangen war, um die
20 nothwendigen Anordnungen in der Stadt zu treffen. Sie verlang-
ten ihn zu sprechen und wurden entschieden, ja hart von den
Wachen zurückgewiesen. Ich befahl, sagte d'Espinac, daß man
Beiden eine Stube anweisen sollte, damit sie da meine Zurück-
kunft erwarteten. Ich gebot ihnen Speise und Trank zu reichen und
25 sie mit Milde zu behandeln. Mit den allgemeinen Anordnungen
beschäftigt, achtete ich nicht weiter auf sie, sie standen in der Ferne
und ich habe sie nicht gekannt. Ich will indessen hoffen, daß man
sich genau nach meinem Befehl gerichtet hat und daß sie noch da
sind. Er klingelte, ein Krieger trat herein und erhielt den Befehl,
30 die Menschen, die nach seinem Gebot noch da sein mußten, beide
heraufzubringen. Es dauerte nicht lange, da erschienen sie. Die
Frau, schüchtern und verlegen, blieb ehrfurchtsvoll an der Thüre
stehen, Eugen aber stürzte seinem Befreier entgegen, und auch

dieser schritt, indem er mehr seinem Gefühl gehorchte, als an
äußere Rücksichten dachte, schnell vor und drückte den Jüngling
an seine Brust. Aber als besänne er sich eben, suchte er den jungen
Mann von sich zu entfernen, und dieser stand nun ehrerbietig sich
5 verneigend d'Espinac gegenüber. Du hast, sagte die | ser, Dein
Wort als ein redlicher Krieger gelöst, Du hast mehr gethan, als
dieses. Eben habe ich durch den Bericht meines Bruders erfahren,
was Du seinetwegen gewagt, gethan und gelitten hast. Ich bin in
Deiner Schuld, braver Jüngling, und ich will sie tilgen. Aber ein
10 Räthsel muß Du mir noch lösen. Umringt von der ganzen Volks-
menge, die ich gefangen hielt und mit meinen Truppen einschloß,
forderte ich Rechenschaft über das Schicksal meines Bruders. Ich
war in einer grauenhaften Stimmung, ich glaubte, daß ich ihn todt
oder verstümmelt wiedersehen würde, der finstere Geist blutiger
15 Rache hielt mich fest; lange dauerte das ängstliche Stillschweigen
der Menge, ich war schon im Begriff, dem lichten Pfade der Milde,
der mir bis jetzt geleuchtet hat, zu entsagen. Die finstere Nacht der
Wuth drohte schon mit einem dunkeln Schatten meine ganze lichte
Vergangenheit zu bedecken, es war ein furchtbarer Wendepunkt,
20 einem Kampfe zwischen Hölle und Himmel ähnlich; da ertönte,
erst schwach und leise, aus der Menge die Verkündigung seines
Lebens und seiner Gesundheit. Ich vernahm sie, obgleich sie fast
noch Keinem verständlich war; denn bis in die innersten Tiefen
der Seele erschüttert lauerte ich auf sie. Sie hat mich gerettet, wie
25 sie die Stadt rettete. Aber wie war sie möglich, da nur Deine Mutter
und Du um das | Geheimniß wußten? Ich war es, antwortete der
junge Mann. Als ich das Gefängniß von Euern Truppen umringt
sah, war ja alle Gefahr für Euern Bruder verschwunden; ich aber
wollte wissen, ob Eure Macht groß genug wäre, um die fanatische
30 Wuth der Einwohner zu beherrschen. So gerieth ich unter die
Menge und war mit dieser gefangen. Als ich Euch so furchtbar
verwandelt sah, erschrak ich, ich gestehe es, ich kannte den Mann
nicht wieder, der seine Feinde liebte und denen wohlthat, die ihn
verfolgten. Es war mir wie in einem bösen Traume, in welchem

der Schrecken die Zunge lähmt, und eine ungeheure Angst ergriff mich, als eine innere Stimme mir zurief: An Deinen Worten hängt seine Rettung und die der ganzen Stadt. Eben diese Gewißheit, diese furchtbare Notwendigkeit, sprechen zu müssen, schien es mir unmöglich zu machen, und wie ein Wunder erscheint es mir, daß Ihr meine Worte vernommen habt; denn mir war, als schlösse eine geheime Gewalt meine Lippen, als flüsterte ich nur in mich herein, was ich vergebens laut zu verkündigen strebte. Jetzt sah ich, wie die Milde mit dem Zorne rang, wie die schöne Gestalt die grauenhafte Maske des Ingrimms abwarf, und liebevoll und gütig wieder hervortrat. Da war der böse Zauber, der meine Zunge band, verschwunden, meine Lippen bewegten sich, und | ich rief meinen Nachbarn zu, sie sollten laut die Versicherung wiederholen, daß Euer Bruder lebe, gesund sei und keine Mishandlungen erduldet habe. — Nun wahrlich, rief d’Espinac heiter und freundlich, das ist kein bloßes äußeres Bündniß! Du hast Dich an mein innerstes geheimstes Dasein hinangedrängt, und ich sehe nicht ein, wie ich Dich jemals loswerden kann; und Ihr, liebe Frau, fuhr er fort, gehört mit zu diesem Bündniß. Aber Euer Mann ist ja krank, bettlägerig, wie geht es ihm? — In diesem Augenblick, antwortete die Frau bescheiden, wird er liebevoll von Euern Kriegern gepflegt. Euer Bruder hörte nicht auf, die unbedeutenden Bemühungen, den Zustand eines so herrlichen jungen Helden zu erleichtern, laut zu preisen, und so hatten wir so viele gütige Freunde, wie Ihr, gnädigster Herr, Krieger habt.

Es wurde nun ausgemacht, daß der Gefängnißwärter und seine Frau unsere Truppen begleiten sollten, um Sicherheit in einer von dem hugenottischen Heere besetzten Gegend zu finden. Der junge Mann aber schloß sich an d’Espinacs Heer an.

Endlich fand d’Espinac Ruhe genug, sich an mich zu wenden. Er zog sich in ein fernes Gemach zurück und forderte mich auf ihm zu folgen. Nun, sagte | er, Ihr habt meine Braut gesehen? Ich erzählte Alles, und seltsam trat nun die erlebte Nacht mit ihrer ganzen Gewalt wieder vor meine Seele. Das Tiefe, was sie

gesprochen hatte, die Wiedergeburt, die in dem Innersten eines jeden Menschen stattfinden müßte, wenn es je gelingen sollte, das verborgene Göttliche für uns zu gewinnen, wie es das Geschlecht trägt, in einem jeden Gemüthe in seiner ganzen Fülle ruht, da, wie in einer finstern Stätte gefesselt, nach dem Tageslichte ringt, daß es sich offenbare, schwebten mir mit einer solchen Gewalt vor, daß Alles um mich her verdrängt schien. DEspinac versicherte mir später, daß ich wie verwandelt gewesen wäre, daß ich wie aus einem tiefen Schlaf herausgesprochen hätte, daß selbst meine Stimme einen andern seltsamen Klang angenommen hätte. Er hörte mit der größten Spannung zu, selbst, wie er äußerte, in den seltsamen Kreis meiner Empfindungen wie durch eine unwiderstehliche Gewalt hineingerissen. Es fing ein Gespräch an wunderlicher Art, es schloß sich unmittelbar an meinen eben beendigten Bericht an und steigerte sich in sich selbst bis zum höchsten Gipfel. Die Sprache war uns wie ein uns jetzt aufgeschlossenes Mysterium; was wir schauten, was wir dachten, schien uns selbst eine innere Welt zu sein, die, so wie sie jetzt klar vor uns lag, | verschwinden müßte, wenn wir in die gewöhnlichen Umgebungen des täglichen Lebens hineinträten. Die Nacht verging über diesem Gespräche ganz. Wir hatten das Maaß der Zeit verloren und wachten aus dieser Traumwelt eines höhern Lebens erst auf, als stark an die Thüre geklopft wurde. Die Truppen regten sich, zu unserer Verwunderung war die Stunde gekommen, die d’Espinac bestimmt hatte, um die Stadt mit seiner Mannschaft zu verlassen. Als wir uns nun besannen, war uns zu Muthe, als wären wir aus einem tiefen Schläfe erwacht, als hatte Jeder seinen eigenen und doch Beide einen gemeinschaftlichen Traum gehabt; auch fühlten wir uns erquickt, wie nach einem langen, gesunden Schlaf. Wenn ich, sagte d’Espinac, an Eure Erzählung zurückdenke, so erinnere ich mich aller Umstände, und dennoch ist es mir, als hörte ich sie immer leiser und leiser verklingen, bis die Stimme sich verwandelt, Alles aus einer höhern Region herausklingt und da erst seine Bedeutung erhält. Doch Eins muß ich Euch sagen. In

derselben Stunde, als meine Geliebte mit Euch sprach, ward auch ich, obgleich von meiner Mannschaft umgeben, in der Dunkelheit durch eine einsame Gegend reitend, gewaltsam an ihre Seite hingezogen; was Ihr dort vernahmt, war die Erwiederung auf das, was ich sprach. Ich habe auf diese Weise ewige Mal solche wunderliche Gespräche mit der Entfernten geführt.

Die Geschichte, die ich Euch mittheilen wollte, so lautet die Handschrift weiter, ist eigentlich geschlossen. Es ist Euch bekannt, wie ich in dem Heere des Königs von Navarra, jetzt Heinrichs des Vierten, Königs von Frankreich, kämpfte. Als in der Schlacht von Ivry Schombery in der Nähe des Königs stürzte, als der Fahnen-träger und mit ihm die Fahne sank, als der königliche Held sich mitten unter die Feinde stürzte, während seine Truppen zurückzuweichen anfangen, als er ausrief: Mein Helmbusch ist Eure Fahne, weicht dieser, dann dürft auch Ihr fliehen, — in diesem großen Augenblick, an welchem Frankreichs Schicksal hing, war d’Espinac mit seinem Bruder, der wie ein junger Löwe kämpfte, der Sohn des Gefangenwärters und ich in seiner unmittelbaren Nähe. Später, als Heinrich in Paris einzog und nun der unselige Krieg beendet war, sprach er: Die bei Ivry in meiner Nähe waren, sollen auch hier meine nächste Umgebung sein. Es war eine kleine Schaar, und wir alle gehörten dazu.

Wir waren endlich zur Ruhe gekommen. Erschöpft und ermüdet von den Anstrengungen des Tages, betäubt durch das Jubelgeschrei und die öffentliche Freude, saß ich neben d’Espinac, als dieser mich auf einmal mit einem geheimnißvollen Tone ansprach: Der wunderliche Zustand meiner Braut, der nun fast fünf Jahre gedauert hat, ist völlig verschwunden, sie flüstert mir es eben jetzt in die Ohren. Diese innere, verborgene Verbindung mit ihr hört nun auf, und als der König das Land gewann, gewann auch ich für ein jetzt beginnendes gesundes Leben meine Geliebte.

Und so war es in der That. Schon einige Mal, während der Krieg sich unentschieden hinschleppte, während der langweiligen

und grauenhaften Belagerung in Paris, erlebten d’Espinac und ich Stunden visionären Träumens, wie früher. Von jetzt an war dieser Zustand völlig verschwunden. Wir konnten über dieselben Gegenstände, die uns sonst in Extase zu bringen pflegten, uns mit Wärme, ja mit Begeisterung unterhalten, aber die besonnene Klarheit des Bewußtseins verließ uns nie. Auch was wir später von d’Espinacs Braut erfuhren, zeigte, daß dieser von der Veränderung ihres Zustandes in demselben Augenblick, als sie eintrat, unterrichtet war. In ihrem Schlaf, erzählt Riccioli in einem an uns beide gerichteten Briefe, der von einem andern der Braut an ihren Geliebten begleitet war, in ihrem Schlaf fing sie schon an zu verkündigen, daß derselbe ganz aufhören werde. Sie verbot ausdrücklich, ihr mitzuthemen, was während dieses wunderbaren Zustandes mit ihr vorgegangen wäre. Alles, was ich jetzt innerlich schaue, erlebe, rede, sagte sie, wird, wenn das gesunde sinnliche Leben wieder das Uebergewicht erhält, sich in die innerste Tiefe meines Bewußtseins verhüllen. Dort wird es meine Gedanken leiten, meine Handlungen ordnen, von dem heiligen Glanze des religiösen Glaubens umstrahlt werden, aber nie selbst mit Schauen, Denken oder Reden hervortreten. Ich darf nichts wieder davon erfahren; eine entsetzliche innere Zerstörung der Seele, die mit Unklarheit, Formlosigkeit aller Gedanken, ja mit Wahnsinn endigen könnte, würde die unselige Folge einer solchen Mittheilung sein. Sie befahl, Diener und Mägde für einen bestimmt angesagten Tag aus dem Hause der Eltern kommen zu lassen, damit sie sich in der Nähe des Schlosses versammelten. Als sie dann zum letzten Male einschief, schien der Schlaf tiefer, die Stimme war klarer, ihre Visionen heller, bestimmter. Sie erzählte uns, als wäre sie unmittelbarer Zeuge, den Einzug des Königs in Paris. Es war noch dunkle Nacht, um 4 Uhr des Morgens im Februar, dennoch sah sie die Gestalten vollkommen hell und klar. Heinrichs Truppen standen vor dem Thore, bald darauf erschien er selbst; sie sah den treuen Sully an seiner Seite, sie erkannte d’Espinac und seinen Bruder und den Herrn von Brisson,

wie den jungen Sohn des Gefangenwärters. Das Stadthor wurde geöffnet, Russac überreichte dem Könige eine Schärpe, Huillier die Schlüssel der Stadt. Sie beschrieb den Zug äußerst genau, sie folgte Brisson und d’Espinac in die Wohnung, in welche sie sich erschöpft zurückzogen, und hier veränderte sich die Erzählung
 5 in ein Gespräch mit ihrem Geliebten. Aus diesem erfuhren wir nun, daß Frankreich beruhigt wäre, daß für ihn, wie für sie selbst und ihre Liebe die glückliche Zeit eines stillen, geordneten Lebens hervorträte. — Es waren ihre letzten Worte, sie verstummte, und der stille Schlaf, der jetzt folgte, dauerte sehr lange. Sie schien
 10 während der Zeit kaum zu athmen, aber ihre Gesichtszüge waren sehr ruhig und heiter. Als die tief nach innen gezogenen Augen allmählig hervortraten, als die Augenlider, gehoben, immer stärker gewölbt erschienen und loser zusammenschlossen, schien das Gesicht noch beweglicher, als sonst, die Blutadern drängten
 15 sich belebender hervor, eine angenehme, gesunde Röthe färbte die Wangen, und als sie die Augen aufschlug, strahlte aus diesen eine große Klarheit und Frische. Sie war nun völlig erwacht. | Ich weiß nicht, rief sie heiter, ich bin heute ganz anders, wie sonst, ich mag nicht länger hier eingesperrt sein, die Sonne scheint so
 20 heiter, der leichte Frost lockt mich, der Frühling begrüßt mich in der heitern Luft, ich glaube, dieser wunderbare Schlaf, der mich Jahrelang geplagt hat, wird nicht wiederkommen. Ich war nun, fuhr Riccioli in seinem Schreiben fort, genöthigt, den Charlatan zu spielen, und mußte als ein Ergebnis meiner geheimen Kunst
 25 ihr mittheilen, was ich ihr selbst verdankte. Ich setzte ihr ausführlich auseinander, wie ich sorgfältig alle Symptome der Krankheit verfolgt hätte, wie ich schon lange vorausgesehen habe, daß die Natur allmählig eine günstige Krisis vorbereite, und alle Anstalten getroffen habe, um, wenn diese eingetreten sei, sie aus der Gefangenschaft, die nun so lange gedauert hätte, zu erlösen. Sie blieb
 30 überaus heiter, bewunderte die tiefen Geheimnisse meiner Kunst in den wärmsten Ausdrücken. Ich war genöthigt, dieses Lob verlegen hinzunehmen, während Jeannette mich recht höhnisch ansah.

Eure Geliebte empfing die alten Diener ihrer Eltern freundlich und munter; zur Verwunderung der Einwohner des Städtchens ward das große Portal des geheimnißvollen Schlosses eröffnet. Die neugierigen und erstaunten Einwohner sahen die Dame in allem
 5 Glanz der Schönheit und Gesundheit, blühend | und frisch, von ihren Dienern umringt, heraustreten, in den Wagen steigen und wegfahren, und Ihr, gnädiger Herr, werdet Eure Braut so schön, so jugendlich frisch, so heiter wiederfinden, wie das Glück, welches jetzt, nach so vielen Jahren des Leidens, über das Land aufgeht.

10 Wenige Monate nach dem Einzuge Heinrichs, als Paris und das ganze Land beruhigt war, verließen wir (d’Espinac mit seinem Bruder, der Sohn des Gefangenwärters — Jacques war sein Name — und ich), von Wenigen begleitet, die Stadt. Das Schloß, in welchem die Braut die trüben Jahre in einem so seltsamen
 15 Zustande zugebracht hatte, war ausgeschmückt, heitere Gemächer waren eingerichtet, und dort ward d’Espinacs Hochzeit gefeiert. Die Braut war gesund, heiter und zufrieden, d’Espinac glücklich; aber unter dem Volke bildete sich eine Sage, welche sich immer
 20 weiter verbreitete. Das Gespenst, welches früher fluchbeladen, mit Ketten belastet in den finstern Gängen des Schlosses hauste, verwandelte sich in einen guten Geist. Von diesem beschützt, einem jeden Auge unsichtbar, erzählte man, habe die Braut da die unsichere | Zeit zugebracht; es war, wie man behauptete, ein plötzlich
 25 verstorbenen Herr des Schlosses und Ahnherr der Familie. Er wäre von einem eifersüchtigen Nebenbuhler, der, in heftiger Liebe gegen seine Braut entbrannt, von dieser abgewiesen worden wäre, ermordet worden; auch nach ihrem Tode, so erzählte man, ward dieser Kampf fortgesetzt, bis endlich der gute Geist das Uebergewicht gewonnen und von da an, als Schutzherr der Familie, diese
 30 vor Unglück warne, wichtige Nachrichten von entfernten Dingen mittheile und in jeder Gefahr beistehe. Mein geheimer Besuch auf diesem Schlosse konnte meinen Krieger nicht unbekannt bleiben. Mein seltsames Betragen auf der Reise mußte ihnen eben

so sehr auffallen; daß ein Geist mir erschienen war, wurde daher als etwas Unwiderlegliches angenommen, daß ich mit ihm ein Bündniß geschlossen hätte, glaubte man mit Sicherheit annehmen zu können, und so waren d’Espinac und seine Frau sowohl, als ich diesen Männern seltsame und unheimliche Menschen, obgleich die Liebe zu uns Alles in ein freundliches Licht stellte, ja auf eine heitere Weise uns als Begünstigte über die gewöhnlichen Menschen erhob. Ich konnte es nicht verhindern, daß diese Sage sich durch die zurückkehrenden Krieger in meiner Gegend ausbreitete, und da der innere Zusammenhang dieser Ereignisse, wie es Euch | bekannt ist, geheim blieb und bleiben mußte, so hatte ich kein Mittel, dem Aberglauben, der unter dem Volke sich ausgebreitet hatte, entgegenzuwirken. Noch mehr wuchs er, als Jacques sich mit Jeannette verheirathete, und diese als Frau zwar das wüste Umhertreiben ihrer Kindheit aufgab, aber dennoch fortdauernd jedem Menschen wunderbar, unerklärlich und wie von einem höhern Geiste getrieben erschien. Die Kunde geheimer Wissenschaften, die sie im Schlosse erhalten hatte, erschien so außerordentlich, der gelehrte, immer in seine Studien vertiefte, in der Gegend ganz unbekannte Riccioli so mystisch, daß die Einbildungskraft des Volkes freie Bahn hatte. Der dichte Schleier, der auf dem Leben des Italieners ruhte, den man als Jeannettens Vater kannte, vermehrte noch das Unerklärbare einer Menge von Erscheinungen, die nur in einer höhern Geisterwelt einen Zusammenhang finden konnten. Italiener erschienen in dieser Gegend sehr selten, und so war es der Phantasie der Einwohner leicht, Riccioli mit Jeannettens Vater in eine verborgene Verbindung zu bringen, und ich muß gestehen, daß wohl selten eine sagenhafte Ueberlieferung in ihrem Ursprunge so wohl begründet erschien, wie diese.

Es ist Euch bekannt, daß wir alle nach Paris zurückkehrten und dort blieben, so lange, als unser herrlicher König lebte, daß wir in seiner Nähe thätig waren, durch seinen Schutz gehoben wurden. Es war eine lange glückliche Zeit, wenn auch nicht ohne Schatten.

Das Verhältniß Heinrichs zu den Frauen störte nicht selten das friedliche Leben. Euch ist die strenge Gesinnung Eurer verstorbenen Mutter bekannt, und auch d’Espinacs Frau, ihre treueste Freundin und Vertraute, fand diese Untugend des Königs tadelhaft, daß sie selbst dann, als sich Alles so licht und glücklich um uns her gestaltete, als der Religionshaß verschwunden schien, in allen Gegenden der Wohlstand zunahm und die Liebe zu dem Könige, die Achtung für seinen trefflichen Rathgeber den höchsten Gipfel erreicht hatte, ein unheimliches Gefühl gar nicht zu unterdrücken vermochte. Daß der König gegen eine solche Frau, die als die erste Schönheit allgemein bewundert wurde, nicht gleichgültig bleiben konnte, war natürlich; aber die Würde ihres Betragens, der immer heilige Ernst, der niemals verschwand, selbst dann nicht, wenn sie am heitersten und unbefangen erschien, ließ eine tadelnswerthe Neigung in ihrer Gegenwart nie aufkommen, und in der That hatte Louison eine Gewalt über ihn, die einen Jeden in Erstaunen setzte. Sie zog ihn unwiderstehlich an, er zeichnete sie auffallend aus, und wo es mit Anstand geschehen konnte, war er in ihrer Nähe. | Aber dieser König, von einer heftigen wechselnden Neigung zu den Frauen nur zu sehr beherrscht, seiner persönlichen und königlichen Gewalt sich sehr wohl bewußt, er, der so rücksichtslos und zuversichtlich, oft schonungslos gegen die Frauen erschien, war immer in der Nähe dieser Frau schüchtern, verlegen, es lag ein geheimnisvolles Geständniß seiner Untugend in der Verwirrung, die ihn dann ergriff, und man hätte glauben sollen, daß dieses Musterbild reiner, keuscher Schönheit bestimmt wäre, das Gericht über den Sünder zu sprechen, dem er vergebens zu entfliehen suchte, und daß er immer von Neuem wider seinen Willen herbeigezogen würde, sein Urtheil zu hören.

Dennoch waren diese siebzehn Jahre die glücklichsten unseres Lebens. Die furchtbare Weissagung der schlafenden Braut ward vergessen, es war, als wenn die fröhliche Zuversicht des Königs sich uns allen mitgetheilt hätte; aber leider, die Welt weiß, auf welche grauenhafte Weise sie in Erfüllung ging. Als Sully Paris

verließ, gaben wir alle unsere Stellen auf; d’Espinac und ich zogen uns auf unsere Güter zurück, die wir nicht wieder verließen, nur Eugen konnte sich nicht entschließen, die bedeutende Stelle im Heere, die er bekleidete, aufzugeben. Obgleich Jacques aus dem geringeren Stande, in welchem er geboren und erzogen war, |
 5 heraustrat und eine nicht unbedeutende Stelle bekleidete, so entschloß er sich dennoch, mit uns die Hauptstadt zu verlassen, und seine Aeltern wohnten bei ihm. Während er von einer Stufe zur andern stieg, blieb die wunderbare Jeannette immer in demselben Verhältnisß einer Dienerin zu ihrer Herrin. Diese ward dadurch oft
 10 in Verlegenheit versetzt, denn Jeannette war bald der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. In Paris, wo zu jeder Zeit das pikant Geistreiche ein allgemeines Aufsehen erregt und in der That eine höhere Schätzung findet, als sonst irgend wo, mußte sie besonders bedeutend erscheinen. Die ausgezeichnetsten Geister drängten sich
 15 in ihre Nähe, ihre meistens in ironischem Lobe ausgesprochene Kritik entschied über das Schicksal junger Schriftsteller. Ihre Aeußerungen wurden in der ganzen Stadt herumgetragen, und ihre Urtheile und Gespräche übten, obgleich selten richtig verstanden, oft wohl auch absichtlich dunkel gehalten, eine größere Gewalt in
 20 der damaligen französischen Literatur aus, als die meisten erschienenen Schriften. So behauptete sie theils durch den Rang ihres Mannes, theils durch ihre in der That außerordentlichen persönlichen Vorzüge eine der bedeutendsten Stellungen in den geistreichsten Kreisen der Hauptstadt, und dennoch zeigte sie fortdauernd
 25 nicht bloß Demuth und Achtung, sondern selbst Unterwürfigkeit gegen die, als deren Dienerin sie sich fortdauernd betrachtete. Louison versuchte vergebens, sie auf das Peinliche dieses ganzen Verhältnisses aufmerksam zu machen. Wenn Jeannette mit ihrer
 30 Herrin allein oder in unserem Kreise sich befand, erschien sie immer so seltsam und unerklärbar, wie in ihrem früheren Alter. Meist schwieg sie und horchte mit großer Aufmerksamkeit auf das Gespräch. Sprach sie, so war jede Aeußerung kurz, oft schneidend, immer treffend, nicht selten voll dunkeln Sinnes. Warf ihre

Herrin ihr die unpassende Lage vor, in welche sie selbst durch ihr Betragen versetzt würde, so legte sie stillschweigend die Hände auf die Brust und blickte die Gebieterin flehend an. Einst, als diese mit Heftigkeit in sie drang, das jetzt unpassende Verfahren aufzugeben
 5 und als das zu erscheinen, was sie ja doch wäre, nämlich die vertraute Freundin; als sie endlich der immer wärmer ausgedrückten Vorstellung ein größeres Gewicht zu geben versuchte, indem sie, was sie bis jetzt so dringend gewünscht hatte, als letzten Befehl der Gebieterin, der sie Gehorsam schuldig wäre, aussprach, brach
 10 Jeannette in Thränen aus. Wir hatten sie nie weinen sehen und waren alle erschüttert. Sie sprach nur die wenigen Worte: Ich kann nicht, ich vermag es nicht; ein tiefes Geheimniß macht mich, so lange ich lebe, zu Eurer Sklavin. | Alles, was die Uebrigen sagen, ist mir gleichgültig, was Ihr sagt, meine Gebieterin, was Ihr thut,
 15 ist mir heilig. D’Espinacs Frau entsetzte sich und tief erschüttert rief sie aus: Und so wagst Du es, einem schwachen, sterblichen, sündhaften Geschöpf Dich unbedingt hinzugeben? O entsage einer solchen frevelhaften Neigung, sie wird, setzte sie hinzu und zitterte, wie vor geheimer Angst, mich, wie Dich in’s Verderben
 20 stürzen. Aber d’Espinac und ich erschrakten nicht weniger. Wir erkannten die geheime Gewalt, die Jeannette gefangen genommen hatte. War sie doch Jahre lang Zeuge der Visionen der schlafenden Braut gewesen. Jeannette selbst schien nicht weniger ergriffen. Sie besann sich. Ich habe mich, sagte sie, läppisch, thöricht, übertrieben ausgedrückt! Man sah, wie sie auf sich selbst zürnte; aber,
 25 fuhr sie noch immer unter Weinen fort, warum quält Ihr mich? Ich will mich besser zusammennehmen, ich will mich Euch gegenüber freier darzustellen suchen; nur quält mich nicht. Wir hatten Mühe, sie einigermaßen zu beruhigen, ganz gelang es uns nicht. Indessen
 30 war die Angst, daß eine Erinnerung an den frühern Schlafzustand in der Frau auftauchen könnte, die uns am meisten in Schrecken versetzte, glücklich verschwunden.

| Ganz anders verhielt sich Jeannette zur großen Gesellschaft. Sie schien einen Jeden zu durchschauen, mit den Meisten ein

leichtes ironisches Spiel zu treiben, und wenn man ihre Kenntnisse bewunderte, so lachte sie nur und behauptete, dieser ganze Plunder hafte nur an ihr wie wider ihren Willen und wäre kaum des Aufhebens werth.

Riccioli, der während unseres Aufenthalts in Paris, ganz in Studien vertieft, sich um die Welt gar nicht kümmerte, ward von Jeannette besucht, die sich nicht selten Stundenlang mit ihm einschloß, aber er ward immer schwächer und starb zuletzt. Wir beweinten seinen Tod; auch Jeannette schien ihn schmerzlich zu vermissen und war ein paar Wochen lang nur mit ihren Kindern beschäftigt, aller Welt und dem Manne selbst unsichtbar. Dieser ertrug die Launen und Seltsamkeiten seiner Frau auf eine bewunderungswürdige Weise. Ich kannte sie ja, sagte er, wenn wir ihn in vertraulichen Stunden oft bedauerten, ehe ich sie heirathete; sie stellte sich nie, und wie könnte ich von einer so ausgezeichneten Frau eine Umwandlung ihres Wesens erwarten, ja nur wünschen. Ich habe sie genommen, wie sie damals war, und wünsche sie mir so zu erhalten. — Nach einigen Wochen erschien Jeannette wieder. Sie war lebhaft, entschieden gesprächig und in | ihrer Art heiter, wie gewöhnlich. Kinder, sagte sie, wenn ich ein recht offenes Bekenntniß ablegen soll, so muß ich Euch ehrlich gestehen, ich habe den vertrockneten Pedanten doch am meisten unter allen Männern geliebt; von jetzt an muß ich nun mit Dir vorlieb nehmen, sprach sie lachend, ihrem Manne zugewandt, indem sie ihn umarmte, küßte und sich so zärtlich und lieblich benahm, daß er nicht zu zürnen vermochte. Ricciolis Tod fand kurz vor der furchtbaren Ermordung des Königs statt, und als wir uns, — wie der Mensch ja doch, mag sein Schmerz, ja sein Entsetzen so groß sein, wie es will, sich zuletzt in das Unvermeidliche zu finden weiß, — aus der Betäubung erholten, die die unerwartete Gräueltat erzeugte, und nun die Abreise beschlossen war, wunderten wir uns nicht wenig über Jeannettes Fröhlichkeit. Und Dir, sagte Louison, ist es möglich, den bedeutendsten Kreis, den geistreichsten in Europa, der sich bewundernd um Dich bewegt, so ohne

allen Schmerz zu verlassen? O schweigen Sie, gnädige Frau, antwortete Jeannette; seit der alte Schulmeister todt und der König ermordet ist, habe ich nichts zu verlieren. Ich habe die Fratzen alle gesehen, die sich hinter heitere Masken bis jetzt zu verbergen suchten, sie werden unbefangen hervortreten und sich wechselseitig Gesichter schneiden, ich danke Gott, wenn ich | weit weg bin, ihre alberne Bewunderung ekelt mich an. — Und sie hatte völlig recht. Nie habe ich ein Weib, ja selbst keinen Mann gekannt, der so durchaus gleichgültig gegen allen äußern Beifall war, wie sie, und wie durch ihre Mäßigkeit im Genusse, durch die mütterliche Sorgfalt, mit welcher sie ihre Kinder pflegte und erzog, durch ihre tiefe Neigung gegen ihre Gebieterin, erschien sie auch durch diese erhabene Gleichgültigkeit fast wie ein höheres Wesen.

Seit wir Paris verlassen hatten, lebten wir nun still auf dem Lande, und obgleich fast eine Tagereise von einander entfernt, sahen wir uns doch oft, und Ihr kennt ja diesen Umgang und diese Menschen, die Euch alle lieb und werth sind. Schon vor dem Einzuge in Paris ward ich ein Hugenott, meine Frau, Eure Mutter, war, wie Ihr wißt, in der protestantischen Kirche erzogen. Es gelang uns, ein vollkommen freundliches Verhältniß auf unsern Gütern zwischen den verschiedenen Glaubensgenossen zu erhalten und zu immer größerer Innigkeit auszubilden, während Haß und Verfolgung wieder mächtig wurden, so wie der König das Auge schloß. Wir nahmen keinen Theil an | diesem Kampfe, der sich immer von Neuem entzündete nach jedem nie ernstlich gemeinten Frieden. Das religiöse Element dieses Kampfes verlor sich immer mehr, immer deutlicher trat es hervor, daß Alles sich um die Parteikämpfe ehrsüchtiger und intriguanter Großen drehte. Die Hugenotten verdienten die Zuchtruthe, die durch einen mächtigen und gewandten Minister ihnen alle politische Bedeutung raubte, aber auch mit dieser eine jede Garantie für die Zukunft. Wir erkennen es wohl, daß sie jetzt völlig waffenlos — wenn sie die Verzweiflung nicht etwa bewaffnen wird — dem verborgenen Haß

der Katholiken, der nur von dem Könige angefacht zu werden braucht, preisgegeben sind. Ich habe in meinem hohen Alter noch den Kampf der Fronde, der die Existenz des Staates in Frage zu stellen wagte, erleben müssen, ich ahne eine trübe Zukunft, ich sehe eine Verwirrung des Geschlechts, die sich für Jahrhunderte vorbereitet, und lebendig schwebt vor mir die Weissagung der schlafenden Braut.

Aber ich habe eine höhere Zuversicht gewonnen, das Fegfeuer der Geschichte mag lange dauern, aber es ist reinigend, nicht vernichtend, und wer in dem Herrn lebt, dem schenkt er diesen Glauben, daß er nicht verzweifle. Dieser war es, der d’Espinac mit mir, die Frauen beide unter sich und uns alle unter einander | verband. An dem Kampfe konnten wir nicht theilnehmen, er hatte seine Bedeutung verloren, als Heinrich starb. Wichtiger war es uns, einige kleine Flecke des Landes rein zu erhalten, hier den Sinn, der unsern trefflichen König leitete, zu pflegen und zu fördern, wo möglich, in noch größerer sittlicher Reinheit, wie es die einfachen Verhältnisse wohl erlaubten, hier die Hugenotten auf die ihnen bevorstehenden harten Prüfungen vorzubereiten. Es ist uns zwar nicht ganz, aber doch über alle Erwartung durch göttliche Güte gelungen.

Ich, obgleich der ältere, habe alle meine Freunde begraben. Als Louison sich dem Tode näherte, schien, was sie im Schlafe geschaut hatte, im wachen Zustande hervorzutreten, und mit heißem Flehen rang sie zu Gott, daß er den Glaubensgenossen Kraft, Muth und fromme Zuversicht schenken möchte, wenn die Wuth der Verfolgung gegen sie losbräche, die sie auf eine erschütternde Weise und mit einer entsetzlichen Gewißheit weissagte. D’Espinac überlebte seine Frau nicht lange; sein Bruder war leider von den Intriguen des Hofes umstrickt und glaubte für seine Religion zu kämpfen, wenn er sich mit großen Empörern verbände und ihre ehrsüchtigen Pläne auszuführen strebte. Als Krieger und Held hat er sich einen großen Namen erworben, aber d’Espinac beweinte ihn und gedachte seiner noch wehmüthig, als er starb. —

Das ist nun die Geschichte meiner Verbindung mit der Familie d’Espinac. Ihr, meine Söhne und Töchter, habt sie gekannt und verehrt; auch Jacques und Jeannette waren Euch lieb geworden. Noch leben unter Euch d’Espinacs Kinder. Der unglückliche Sohn, schon frühzeitig gealtert, ist Euch bekannt, wie er in seinem eigenen Besitze zwar den größten Theil des Jahres ruhig zubringt, seine Güter verständig verwaltet, und von seinen Unterthanen geliebt und geehrt ist, aber dennoch wie durch einen geheimen, wunderbaren Trieb nach dem hiesigen Gebirge hingezogen wird, und in den warmen Sommermonaten sich zwischen den wüstesten und unzugänglichsten Felsen, Schluchten und Höhlen umhertreibt. Nie haben wir, wie Ihr wißt, erfahren können, was ihn dort hincieht. Nur dieses wissen wir, daß er häufig von einem jesuitischen Mönche, Pater Laurentius, besucht wurde, einem Fanatiker, der dem grauenhaften Anselmo ganz ähnlich ist. Wir warnten ihn, aber der Pater schien ihn immer mehr zu beherrschen. Plötzlich trieb er ihn gewaltsam von sich und verbot ihm streng, je wieder in seiner Nähe zu erscheinen. Hatte der lauernde Mönch etwas von dem Schlafzustande der Mutter erfahren, hatte er diese | Kunde benutzen wollen, um d’Espinac noch entschiedener zu beherrschen? Hat er dadurch eine Saite berührt, die Entsetzen erregte, statt Vertrauen, wie er erwartete? — Wir vermutheten, wir befürchteten es. Er aber sprach nie über diese seltsame Neigung, und jedes Gespräch, wenn es auf diesen Gegenstand anspielte, trieb ihn aus unserer Mitte. Hat das wunderbare visionäre Wesen seiner Mutter sich auf ihn fortgeerbt und nur eine andere Gestalt angenommen? Ist er gezwungen, sich einem geheimen Triebe willenlos hinzugeben, wenn die größere Wärme der Atmosphäre seine Organisation anregt, um für die übrige Zeit ruhiger zu leben? — Ich weiß es nicht. Wie ganz anders ist seine Schwester, Deine Schwägerin. Dieses liebliche Wesen hat ganz die fröhliche Zuversicht des Vaters geerbt. Sie lebt heiter und verständig in der Gegenwart. Die geistige Tiefe der Mutter ist als in sich geordnete und die Umgebung mild beherrschende fromme und edle

Gesinnung an's Licht getreten. Daß sie die geheime Geschichte ihrer Mutter nicht kennen darf, daß sie daher auch noch immer ein Dir anvertrautes Geheimniß bleiben muß, darüber kann kein Zweifel walten; aber Deiner besonnenen Klugheit überlasse ich es, wem Du es mittheilen willst. Vielleicht könnte eine solche Mittheilung d'Espnac nützlich sein. Ich habe oft darüber | nachgedacht, konnte aber zu keinem Entschlusse kommen. Gewagt scheint mir der Versuch auf jeden Fall.

Ich selbst sehe, ich gestehe es, lächelnd auf manche Ansichten meiner Jugend zurück. Der innere Umschwung der geistigen Richtung unserer Tage ist zu mächtig gewesen, um nicht auch mich zu ergreifen, der ich in stillen Studien meine Zeit verlebte. Es ist ein neuer Anfang, ein neues Sichbesinnen des Geschlechts in sich selbst: wir sind wie aus einem Traume erwacht. Noch übt er eine Gewalt über uns aus, wir suchen die Gegenstände des besonnenen Wachens, die uns Jahrhunderte lang verborgen blieben, wieder zusammen, aber Alles, was wir sehen, Alles, was wir entdecken, hat sich völlig verändert, erscheint uns neu, und wir können den alten Zustand des Wachens, wenn er jemals da war, nicht wieder finden; und dennoch zieht uns diese neue Lage unwiderstehlich an. Galliläi, Baco, selbst Montaigne haben an den Schlafenden gerüttelt, Descartes wagte den riesenhaften Gedanken, Alles von sich zu schütteln, damit wir uns nur des Denkens zuerst versichern könnten, damit wir gewiß werden, nicht länger von wilden Träumen irregeleitet zu werden. So Vieles hat auch mich innerlich bewegt. Aber ich erlebte auch Ereignisse, die mich verhinderten, mich dieser Richtung ganz hinzugeben. Ich sah ein | verborgenes Leben und wie die Seele, sich in ihre innerste Tiefe versenkend, eben in dem tiefsten Traume die höchste Wahrheit fand. So ist es mir klar geworden, daß der Text des Denkens, der eigentliche verborgene Inhalt, das, worüber wir uns wahrhaft zu besinnen haben, tiefer liegt, als Alles, was der wache Zustand des Denkens durch Worte auszusprechen vermag. Dieses höchste Mysterium des Daseins, durch welches mein Leben Sinn und Bedeutung,

mein Handeln Form und Zweck, mein Denken Kern und Inhalt erhält, ist mir der heilige Glaube, scheinbar schwach nach außen, doch innen mächtiger, als Alles, was äußerlich denkend hervortritt, und ich erkenne meine Selbstthat nur in der unbedingten Hingebung. Betrachte diese Blätter als die letzten Zeilen Deines alten Vaters. Du selbst näherst Dich dem Greisenalter, mein Sohn, und Dir wird, wie ich Dich kenne, das Lesen dieser kleinen Schrift heilsam und wichtig sein.

1683

Der alte Brisson starb umgeben von Kindern, Enkeln und Urenkeln. Der Sohn des ältesten Brisson | war, als sein Großvater starb, schon 40 Jahre alt, und bildete nun den väterlichen Mittelpunkt einer ansehnlichen Familie. Ein großer Theil derselben hielt sich nicht hier auf. Brüder und Neffen waren im Heere, bei den Gerichten angestellt. Einige bekleideten bedeutende Posten und zeichneten sich zum Theil in diesen aus, aber dennoch war der Kreis, der sich um ihn versammelte, bedeutend genug. D'Espinacs Tochter war die Gemahlin des jüngsten Bruders; Beide führten eine sehr glückliche Ehe, Beide starben in sehr hohem Alter und hinterließen wieder eine zahlreiche Familie. D'Espinacs Sohn war alt geworden, aber von seinen Felsenwanderungen ließ er sich nicht abhalten. In einem vertraulichen Kreise brach er einst das lange Stillschweigen und hub, zum Schrecken der Verwandten, von selbst an, über seinen Zustand zu sprechen. Die Gebirgseinsamkeit, sagte er, ist mir nothwendig geworden. Lange kann ich das geordnete Leben um mich nicht festhalten, ich betrachte mich dann als einen Fremden, ich ordne meine Geschäfte, ich bin thätig für das Nächste, für meine Unterthanen, ich fühle mich befriedigt, ja für eine kurze Zeit glücklich; dann wird es mir plötzlich, als fehlte der Gedanke, der dieses Alles zusammenhält, als müßte ich diesen mit glühender Begierde aufsuchen, als könnte ich so

nicht länger gedankenlos | fortleben. Da muß ich hinaus, da muß ich in den wilden Gebirgen Beruhigung finden, und je verworrener Alles um mich her ist, desto klarer wird es mir innerlich. Wo Felsen auf Felsen gestürzt sind, wo in der blinden Verwirrung die Gebirgswasser schäumend herunterstürzen, sich unter wilde Steinmassen verbergen und wieder brausend zum Vorschein kommen, da hat die Natur noch nicht abgeschlossen, da eruppe ich sie in ihrer unfertigen That. In den Thälern, unter den Menschen, da täuscht sie uns, da glauben wir, sie habe Alles für uns geordnet und zurecht gelegt, und wir lassen uns täuschen und schwimmen, den Thieren ähnlich, auf dem scheinbar beruhigten Strome der Gewohnheit und des heimatlichen Gefühls fort. Es ist die willenlose Ruhe vor einem mächtigen Wassersturze. Sie entspringt, wie diese, aus den schäumenden Wogen, hinter ihr und vor ihr liegt die zersplitterte Masse und ihr jäher Sturz. Da in den Gebirgen fühle ich die Riesenkraft der Natur mir verwandt, wie sie mit dem Geschlechte in den ungeheuern Stadien einer gewaltigen Entwicklung ihr Spiel treibt. Dann, wenn ich mich so besonnen habe, erscheinen mir, was die Menschen Glück oder Unglück nennen, ihre Irrthümer und ihre Wahrheit, ihr Glaube und Aberglaube, Systeme und Staaten, wie etwas Untergeordnetes, ihre ganze | Geschichte wie ein unbedeutendes Zwischenspiel in einer viel größern, und wenn ich mich in diesen Urgedanken alles Daseins versenkt habe, dann kehre ich zum Leben beruhigt zurück.

So sprach d’Espinac einige Jahre nach dem Tode des alten Brisson. Er fing ohne alle Veranlassung an, zum ersten Male sich so über seinen innern Gemüthszustand zu äußern, und der jetzige Herr der Besetzung mit der ganzen Familie, die Zeugen dieser wilden Sprache waren, fühlten sich innerlich erschüttert, am meisten Herr von Brisson. Dieser hatte lange hin und her gedacht, ob er dem Unglücklichen die Handschrift mittheilen sollte; er fürchtete eine gefährliche Krise herbeizurufen, er wagte es nicht die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen. Auf ihn selbst zwar hatte die

Erzählung wohlthätig gewirkt; der beruhigte Sinn seines Vaters war in ihm erwacht, er las die Handschrift wieder und wieder, und jedes Mal fühlte er sich gestärkt. Sollte, was Dir so heilsam war, nicht auch dem Unglücklichen nützlich sein können? fragte er sich. Aber dann schauderte er wieder vor den Folgen zurück; die stille Schwermuth, die ihn früher verfolgte, ließ sich mit dem Zustande des verwirrten d’Espinac nicht vergleichen. So fortdauernd zweifelnd beschloß er oft, den Versuch zu wagen, und dann ward er wieder von | neuen Zweifeln ergriffen und konnte zu keiner Ruhe kommen.

Als die Familie vereinigt an einem schönen Sommerabende zusammensaß und nun d’Espinac unvermuthet, wie ein verirrter Geist, auf eine so wilde Weise sein Inneres aufschloß, wurde seine sonst so heitere Schwester von Entsetzen ergriffen und fiel in Ohnmacht. Die Verwandten, die sich fröhlich versammelt hatten, gingen besorgt aus einander, und Herr von Brisson wollte sich, um wieder beruhigt zu werden, mit der Handschrift seines Vaters beschäftigen. Eine eigene verborgene und sorgfältig verschlossene Schublade war der gewöhnliche Ort, wo sie sorgfältig aufgehoben wurde. Er erschrak heftig, als er sie nicht fand, und plötzlich erinnerte er sich, daß er vor ein paar Tagen eine Stelle der Handschrift, die ihm vorschwebte und die ihn verfolgte, weil ihm der Zusammenhang entgangen war, nachgeschlagen habe, als plötzlich ein Feuerlärm in der Wohnung entstanden sei. Eine Scheune brannte, die lichte Flamme brach zum Dache hinaus und der Wind trieb sie auf das Gebäude. Er warf die Handschrift hin, eilte die drohende Gefahr abzuwehren, war mehrere Stunden lang damit beschäftigt, es gelang das Feuer zu löschen, die Gefahr war beseitigt, der Verlust gering, aber Herr von Brisson hatte, durch | die angestrengte Beschäftigung zerstreuet, die Handschrift völlig vergessen. Erst jetzt fiel ihm der Umstand ein; er suchte allenthalben in der Stube herum, immer ängstlicher, immer unruhiger, aber sie war verschwunden. Es war spät in der Nacht geworden, Herr von Brisson konnte keinen Schlaf finden. Die Handschrift, dachte

er, kann sich irgend wo verborgen haben, rufst Du Hülfe, frägst Du Deine Verwandten, die Diener, so ziehst Du die Aufmerksamkeit auf diese Blätter, die verborgen bleiben sollen. Er warf sich erschöpft und geängstigt auf das Lager und schlummerte erst gegen Morgen ermattet ein. Als er spät erwachte, schlug ein heftiger Sturm von den Felsen her gegen die Fenster. Ein dichter Regen stürzte herab, ein finsterer Nebel wogte und kochte aus den Thälern und Schluchten hervor, ein Diener trat ängstlich herein und erzählte, wie in diesem Wetter d'Espinac verschwunden sei. Herr von Brisson fühlte sich von einer gräßlichen Angst ergriffen, ohne daß er sagen konnte, warum. Er mußte sich gestehen, daß d'Espinac nicht selten in ähnlichem Wetter dem Gebirge zueilte, aber die gestrigen Worte des Unglücklichen, die zum ersten Male das qualvolle Geheimniß seines Daseins enthüllten, die Angst der Nacht und der wahrscheinliche Verlust einer so wichtigen Handschrift hatte ihn aufgeweckt. | Wie durch eine dunkle Ahnung getrieben, ging er nach d'Espinacs Gemach. Dieser pflegte selbst hier, wo sein ganzes Leben so phantastisch wild schien, Alles sehr geordnet zu erhalten, ja er gefiel sich in einer fast pedantischen und peinlichen Ordnung. Jetzt lag Alles verwirrt unter einander; Bücher und Papiere lagen aufgeschlagen, hingeworfen, zerstreut auf Tischen, Stühlen, ja auf dem Boden herum, und mit Entsetzen entdeckte Brisson die verschwundene Handschrift. Er erinnerte sich, wie d'Espinac nicht selten die Wirthschaftspapiere durchlas, wenn er selbst abwesend war; es war ihm sogar lieb, denn eine Beschäftigung, die so übereinstimmend war mit derjenigen, die bei ihm den größten Theil seines Lebens in Anspruch nahm, schien auf ihn beruhigend zu wirken. Ohne allen Zweifel hatte der Unglückliche, als die Gefahr der Feuersbrunst verschwunden, Brisson aber noch lange mit Anordnungen allerlei Art beschäftigt war, die Stube besucht, die Handschrift entdeckt, ihren wichtigen Inhalt erkannt und sie mit sich genommen. So war nun durch einen Zufall geschehen, was Herr von Brisson selbst abwechselnd zu thun beschloß und dann wieder fürchtete. Daß die Krise eine

gefährliche gewesen war, bewies die wilde Sprache des Unglücklichen. Die innere Erschütterung hatte ihm das tiefe Geheimniß seines Lebens entlockt, | aber dennoch fand sich Brisson einigermaßen beruhigt, als diese Krise ohne sein Zuthun herbeigeführt war. Schnell ergriff er die Handschrift, verbarg sie sorgfältig und wartete nun mit großer Angst auf die Zurückkunft seines Verwandten. Seine Besorgniß hatte sich der ganzen Familie mitgetheilt. D'Espinacs Schwester war von einer heftigen Krankheit ergriffen, die sich in wilden phantastischen Bildern der Fieberhitze äußerte. Die entsetzlichen Worte des Bruders wurden auf eine verworrene Weise wiederholt, flüsternd, ängstlich, wie ein gräßlich Geheimniß, welches auf ihrer innersten Seele lastete und nur leise angedeutet, nicht klar ausgesprochen werden dürfte. Der größte Theil des Tages verging, der Regen hatte aufgehört, der Sturm schwieg, der kochende Nebel zog sich in die Tiefen der Schluchten und Thäler zurück, die Sonne schien heiter, aber d'Espinac erschien nicht. Sein Verschwinden, die bedenkliche Krankheit seiner Schwester löste ganz die gewöhnliche Ordnung des Lebens im Schlosse auf. Rathlos und verworren liefen die Bewohner unter einander, und nur in der Stube der kranken Frau beschäftigten sich der Arzt, der von seinem Unglück gebeugte Gatte, der Hausherr und ein paar Dienerinnen mit der Pflege der fortdauernd Phantasirenden. Vom Schlosse aus verbreitete sich die Verwirrung in alle Häuser, die | Phantasie der Gebirgsbewohner war aufgeregt. D'Espinac war, sagten sie, der Sendbote des alten verstorbenen Herrn an den Geist des Gebirges, er war in seine Gewalt gerathen und hatte sich verpflichtet, ihm drei Monate im Jahre zu dienen und unterwürfig zu sein. Jetzt behält ihn der Geist, seine Zeit ist um, er wird nicht wieder erscheinen.

Und in der That, sie schienen Recht zu behalten. Am Nachmittage schon machten sich die rüstigsten jungen Leute auf, vertheilten sich, durchstrichen das Gebirge in jeder Richtung und entdeckten ihn nicht. Erst in der Nacht des langen dunkeln Sommertages gaben sie das Suchen auf. Herr von Brisson glaubte, daß d'Espinac

verloren sei. Am andern Tage fing das Suchen wieder an, eben so vergeblich. Erst am dritten Tage fand man die Leiche furchtbar zerschmettert in einer der wildesten Gegenden des Gebirges. Oben am Rande eines steilen Felsens flatterte der weiße Mantel, von dem Gebüsch festgehalten. — Jahre vergingen, ehe die Familie ihre
5 frühere Heiterkeit wiedergewinnen konnte.

Indessen fing die Lage der Hugenotten an immer bedenklicher zu werden. In seinem 85sten Jahre starb der Herr von Brisson, früher waren schon seine Brüder gestorben, auch d’Espinacs
10 Schwester. Sein Sohn, der ihm folgte, ging selbst seinem Grabe entgegen, und es war vorauszusehen, daß nach kurzer Zeit das Gut in die Hände seines Enkels fallen würde. Der älteste seiner Enkel war gestorben, dieser in dem hohen Alter seines Vaters erst
15 geboren, ein Jüngling von 20 Jahren. Der Großvater, als er seinen Tod nahe sah, erkannte die bedenkliche Lage seiner Nachkommen. Die Krankheit seines Sohnes führte ihn sichtbar dem Grabe entgegen, der Arzt gab ihm kaum ein Jahr, und dann trat, als der Herr dieser Gegend, ein noch nicht mündiger Enkel ein. Schon
20 jetzt mußte der Jüngling unter der Leitung eines Oheims sich den Geschäften widmen. Zwar versprach dieser junge Mann viel. Er hatte sich die mannigfaltigsten Kenntnisse erworben, sein Gemüth war freundlich, sein Sinn heiter, aber jung schien er, unreif und unerfahren für die gefährliche Zeit, die sich jetzt näherte. Den Tag
25 vor dem Hinscheiden ließ der sterbende Brisson seinen hoffnungslos erkrankten Sohn und seinen blühenden Enkel zu sich rufen. Alle mußten sich entfernen, nur ein alter ehrwürdiger hugenottischer Prediger und der Oheim des Jünglings, sein für den wahrscheinlich nahen Tod des Vaters bestimmter Vormund, blieben bei dem Sterbenden.
30

Du gehest Deinem Tode entgegen, mein Sohn, sprach der Alte, und es ist möglich, daß die heitere Zeit, die so lange in dieser Gegend Friede und Wohlstand aufrecht hielt, sich noch erhält bis nach Deinem Tode; Du aber, Jüngling, mußt Dich auf eine

furchtbare Zeit bereit machen. Die Vertilgung der Hugenotten ist beschlossen, sie ist ganz fest und entschieden beschlossen, und nichts vermag ihren Untergang abzuwenden, selbst der Kampf der Verzweiflung nicht. Du wirst das Land Deiner Väter verlassen
5 müssen, wenn Du, wie ich zu Gott hoffe, Deinem Glauben treu bleibst. Die heitere Seite des Lebens wendet sich frühzeitig von Dir ab, es tritt Dir in seinem vollen furchtbaren Ernste entgegen; Du mußt den Spielen und Neigungen des Jünglings frühzeitig
10 entsagen, noch bist Du jung, aber es ergeht die Forderung an Dich, plötzlich ein Mann zu werden. So lange Dein Vater lebt, erdulde im Stillen Alles; die Liebe, die in dieser Gegend Katholiken und Hugenotten, mit einander verbindet, durch göttliche Fügung
15 von meinem alten Vater gegründet, ist nun in die Familien hineingedrungen, ist nun seit fast hundert Jahren feste Gesinnung geworden; sie wird die Gefahr für einige Zeit aufhalten, dieselbe abzuwenden vermag sie nicht. So, hoffe ich, wird mein Sohn noch
20 hier seine Grabstätte finden. Jetzt schon ist die Gefahr so nah, daß binnen kurzer Zeit entschiedene Schritte geschehen müssen, wenn die Hugenotten gerettet werden sollen. Eine gewaltsame Bekehrung stehet nahe bevor; in den östlichen Provinzen denkt
25 man schon an eine nahe Auswanderung. Du mußt Dich auf eine ähnliche hier vorbereiten, denn die Grausamkeit unserer Gegner wird uns bald das Wegziehen verbieten, uns als die bestimmten Opfer ihres Gottesdienstes hinzuschlachten. Bei der herrschenden
30 Stimmung, und ehe die jetzt noch friedlichen Einwohner durch hergeschickte Pfaffen aufgeregt und fanatisirt werden, läßt sich im Stillen ein Umsatz der Güter durch Scheinverkauf auf eine vortheilhafte Weise einleiten. Ich bin überzeugt, der treffliche katholische Prediger wird selbst seine Hand dazu bieten, auch nach ihm habe ich gesandt, ich will an der Schwelle des Grabes das Schicksal
meiner Glaubensgenossen in seine Hände legen, er vermag am meisten. Du aber, mein Enkel, bist zu größeren Gefahren berufen. Täglich rückt das unvermeidliche Schicksal näher, aber wehe Dir, wenn Du Deinen Vater verließest.

Seine übrige Rede war von der Erde ab dem Himmel zugewandt. Der katholische Geistliche sah den sogenannten Ketzer mit Ruhe, ja mit Heiterkeit sterben, ganz Gott und seinem Heiland hingegeben. Er machte keinen Versuch die heilige Zuversicht der letzten Stunde zu trüben, freundlich mit dem hugenottischen Prediger vereinigt, segnete er den Sterbenden ein, im Namen dessen, von welchem Beide des Heil erwarteten, und Beide schlossen ihm die Augen, als er gestorben war.

Das Edikt von Nantes war aufgehoben. In allen Gegenden Frankreichs, wo Hugenotten lebten, fanden die furchtbarsten Verfolgungen statt, und in den Gebirgen der Cevennen waffnete man sich zum verzweifelten Widerstande. In dem einsamen Gebirgsthale unter den schroffen Pyrenäen war Alles friedlich und ruhig, aber die Einwohner gingen traurig herum, denn fast die Hälfte war verschwunden. Seit einem Jahrhundert und länger hatten die Hugenotten und Katholiken hier friedlich nebeneinander gewohnt. Durch den stillen Einfluß des Gutsbesizers war es gelungen, für die hiesige Gegend Pfarrer zu erhalten, die Duldung als religiöse Pflicht betrachteten. Ganz im Verborgenen und ohne Aufsehen zu erregen bildeten diese eine Schule, man konnte es eine Sekte nennen, die sich von den übrigen Katholiken nicht trennte, die alle gottesdienstlichen Ceremonien der Kirche festhielt, treu den Kultus in allen Richtungen bewahrte, aber dennoch in religiöser Liebe den sogenannten Ketzern zugethan blieb. Eine solche Ansicht konnte sich nicht ausbilden, ohne ein gemeinschaftliches, selbst religiöses Band zu erkennen, welches die im Glauben Getrennten verband, und so trat die Gewalt der innern Gesinnung als der eigentliche Kern aller äußern Ceremonien hervor, eine wahre Herzensfrömmigkeit im protestantischen Sinne, verhüllt in den bunten Wechsel, in die blühende phantastische Welt der Heiligen, der Messen und Prozessionen, wie sie bei der Stufe der Bildung, die hier stattfand, fast natürlicher und mit der eigentümlichen Natur der Einwohner, mit der üppigen Vegetation und

der glühenden Sonne übereinstimmender erschien, als jene allem äußern Lebensreize ganz entsagende Lehre der Hugenotten. Diese friedlichen Katholiken, abgeschnitten von dem übrigen Frankreich, durch die Milde ihres Glaubens selbst liebevoll gestimmt, sahen eine jede Verpflichtung gegen einen Hugenotten um so mehr als eine nie zu verletzende an, je tiefer sie diese bedauerten, daß sie den Schutz der gebenedeiten Jungfrau und der Heiligen und der kindlichen Freude der Prozessionen und Festlichkeiten entbehren müßten. Es war nicht zu verwundern, daß der Jansenismus in seiner reinsten Gestalt den Pfarrern zum Stützpunkte ihrer wohlthätigen Lehre diente; aber auch diese neue Lehre blieb verborgen. Die Sekte nahm an den Streitigkeiten keinen Antheil, selbst ein altes Augustinerkloster, dessen Besitzungen an das Thal grenzten, dessen Mönche von den Jesuiten und Benediktinern abgewandt waren, diente dazu, die Abweichung der innern Gesinnung von dem herrschenden Katholicismus zu verheimlichen. So gelang es den guten Hugenotten, fast ohne daß es bemerkt ward, allmählig zu verschwinden. Was sich in Geld umsetzen ließ, ward auf geheimen Wegen verkauft, die Güter der Entwichenen wurden von den zurückgebliebenen Katholiken treu verwaltet, scheinbar als ihr Besitz. Die letzte Familie machte sich zur Abreise bereit. Es war ein heiterer Frühlingstag, nachdem in dem vergangenen Herbst der Vertilgungskrieg gegen die unglücklichen Hugenotten von dem irre geleiteten Könige beschlossen war. Wer jetzt floh, hatte mit großen Gefahren zu kämpfen, denn das Auswandern war streng verboten, die Küsten und Grenzen besetzt, und obgleich alle Maaßregeln sorgfältig getroffen waren, obgleich ein kleines Schiff auf den Küsten von Roussillon bereit lag, die Fliehenden nächtlich aufzunehmen, war man doch wegen der letzten ausgewanderten Schaar, die, um weniger aufzufallen, getrennt in einzelnen Partien fortzog, äußerst besorgt. Unter Thränen hatte man sich von diesen Ausgewanderten, die mit Frauen, Kindern und Greisen so großen Gefahren entgegengingen, losgerissen. Ein tiefes Element der geheimnißvollsten Liebe drohte mit den

Hugenotten zu verschwinden. Das religiöse Mitleiden, welches sie mit den Ketzern verband, durch die Verehrung für die Besten erhöht, diente dazu, dieser Liebe eine Innigkeit und Tiefe zu ertheilen, die reinigend auf die Gesinnung der Meisten wirkte. Die hochgeachtete Familie des Gutsbesitzers war selbst Hugenot- 5 tisch geworden. In vielen seiner Glaubensgenossen hatten sie die ausgezeichnetsten Bewohner des Thals anerkannt. Sie begriffen es nicht, wie diese Männer sich entschließen konnten, dem heitern Cultus, der sie beglückte, zu entsagen; und obgleich auf der Familie des Herrn ein geisterhafter Schleier ruhte, obgleich sie die 10 Hauptglieder desselben in einem geheimen Bunde mit unsichtbaren Geistern glaubten, nahm dennoch dieser Glaube, der sonst, wo er entsteht, so gefährlich zu werden pflegt, hier eine Wendung, die die Verehrung | steigerte. Der mächtige Geist, der mit der Familie im Bunde war, galt ihnen als der Schutzgeist der Gegend. 15 Alle Hugenotten betrachteten sie als solche, die, wenn auch nur mittelbar, in näherer Beziehung zu diesem ständen. So war es ihnen, als wäre mit den Hugenotten auch dieser Geist, der ihre Gegend beschützte, verschwunden.

Diese Unglücklichen hatten nun die schöne blühende Heimat 20 verlassen. Weit entfernt in einer weniger glücklichen, ja, ihrem Sinne nach, traurigen, nördlichen Gegend von Deutschland, unter fremden Menschen, deren Sprache ihnen unbekannt war, hatten ihre früher ausgewanderten Glaubensgenossen liebevolle Aufnahme, Hülfe und Schutz gefunden; und um jene traurigen 25 Gegenden, wo die warme Sonne erkaltet schien, wo sich die trüben Waldungen, das düstere, starre Grün des wilden Gebirges in die Ebenen hinabzog, daß die Bäume, die als die finsternen Wächter der untern schönern Wäldern aus den Höhen herunterblickten, den lebendigen Pflanzenwuchs verdrängten und dicht ihre zukünftigen 30 ärmlichen Wohnungen umschlossen, — um diese Gegenden, wo die Sprache selbst als eine völlig fremde, rauhe, hart klingende ihnen erscheinen mußte, zu erreichen, mußten sie das Leben wagen. In allen Häusern der zurückgebliebenen Katholiken war

es traurig und | öde. An dem frühen Morgen des heitern Tages, der die letzten Hugenotten verschwinden sah, lagen Frauen und Töchter in Kapellen und auf den Straßen knieend da, und riefen den Schutz der Heiligen für die Ausgewanderten an, die ihre Hülfe 5 verschmähten. Die Glocken läuteten, als der Tag höher stieg, der Prediger erschien in vollem Ornat, das Kreuz hochtragend, welches für Katholiken, wie Hugenotten gleich heilig war. Eine feierliche Prozession ging nach der Kirche. Was sie bedeuten sollte, ward nicht ausgesprochen, aber Jeder verstand es. Still bewegte sich der Zug fort, alle Einwohner schlossen sich an, ein feierlicher 10 Choral empfing sie in der Kirche, tausend Ströme von Thränen flossen während des stillen Gottesdienstes, das Ganze klang wie eine düstere Todtenmesse in einer Gegend, wo die Pest gewüthet hat.

Aber noch war ein Hugenott zurück, und es war ihnen der theuerste unter allen, es war der junge Brisson selbst, der heitere, liebevolle Jüngling, der allgemein angebetet war. Wie sehnsuchtsvoll hatte man der Zeit entgegen gesehen, in der er als der mündig erklärte Herr die Herrschaft übernehmen würde. Gern nannten 15 sich Alle seine Unterthanen; seit langer Zeit an liebeiche Herren gewöhnt, hatte die kleine Gemeinde, für alles Glück, das sie genoß, für den wachsenden Wohlstand, | das Heil der Familien einen persönlichen, lebendigen Mittelpunkt in dem Herrn gefunden. Die treue Anhänglichkeit war ihnen Natur geworden, die Liebe, 20 die von dem Herrn ausstrahlte, gehörte so unverändert zu ihrem innern Wesen, wie das Sonnenlicht zur äußern Natur; aber keiner von denen, die jetzt lebten, hatte einen Jüngling die Herrschaft übernehmen sehen. Ueber allen Aeüßerungen der Liebe ruhte bis jetzt der Ernst des Alters, der den hellen Glanz, wenn auch 25 leicht, verschleierte. Jetzt zum ersten Male sahen sie die Gluth der ungetrübten Jugend sich am wolkenlosen Horizont erheben. Es war der schönste, heiterste innere Morgen, der sie begrüßte, und Alles jubelte ihm entgegen. Und eben dieser Jüngling sollte nun fliehen. Und man mußte es als ein großes Unglück beweinen,

daß er nicht fliehen konnte. Sein Vater näherte sich dem Tode, aber lebte noch. Seit zwei Jahren erwartete er den Tod, an Rettung war gar nicht zu denken, und die letzten Monate brachte er von furchtbaren Schmerzen gepeinigt zu. Man hatte die übrigen Glieder der Familie zum Auswandern fast zwingen müssen, man stellte ihnen vor, daß Alles zu Grunde ginge, wenn sie blieben, und sie mit. Nur der junge Brisson harrte pflegend an dem Sterbette seines Vaters aus und mit ihm sein junges Weib. Sie war vor wenigen Tagen ihm | angetraut, die Tochter eines hugenottischen Gutsbesitzers der Nachbarschaft, mit d'Espinaç verwandt. Als die Eltern und Geschwister auswanderten, erklärte sie, daß sie ihren Geliebten aussuchen, sich nie von ihm trennen würde. Man wollte sie zwingen, sie ward bis zur Abreise eingesperrt und bewacht, war aber des Morgens auf eine geheimnißvolle Weise verschwunden. Das Gemach, so erzählte man, in welchem sie gefangen gehalten wurde, war eröffnet. Die Wache versicherte, daß sie in der Nähe des Gemachs nichts vernommen habe, aber als der Morgen zu dämmern anfang, entdeckten sie von den Fenstern aus eine Gestalt, in einen weiten weißen Mantel gehüllt, die ein zartes Mädchen zu tragen schien, am Rande des Waldes, in welchem sie verschwand.

Das Mädchen erschien am frühen Morgen desselben Tages ohne alle Begleitung auf der äußern Treppe des Schlosses; Keiner hatte sie kommen sehen. Ihr Anzug war prächtig, wie für ein Fest bestimmt, sorgfältig geordnet, als wäre sie aus einem benachbarten Hause herausgetreten. Sie stieg ruhig mit festen Schritten die Treppe hinauf und zeigte keine Spur von Ermüdung. Selbst ihre Schuhe, zart von seidnem Stoff, glänzten, von keinem Schmutz befleckt. Der junge Herr erschien an der Thür, als hätte er sie erwartet. Der | hugenottische Prediger, der erst mit der letzten Familie entfliehen wollte, kam ungerufen eilig herbei. Sie blieben stundenlang in einem einsamen Gemach zusammen. Wie sie gekommen war, auf welchem Wege Brisson und der Prediger von ihrer Ankunft unterrichtet wurden, was unter ihnen in

dem entlegnen Gemach verhandelt ward, hat Niemand erfahren. Aber die Geliebte erschien nicht in dem Prachtgewande, welches sie bei der ersten Erscheinung trug, sondern in einem einfachen Hauskleide, am Sterbette des Vaters ihres Geliebten. Tag und Nacht pflegte sie ihn mit einer ununterbrochenen Sorgfalt. Am zweiten Tage nach ihrer Ankunft wurden einige der vertrauesten Freunde im Dorfe, Katholiken und Hugenotten, nach dem Schlosse beschieden. Die Letztern waren schon zum Auswandern gerüstet und schoben die Reise einige Stunden auf. Hier wurden sie in das Krankenzimmer des Sterbenden geführt. Dieser hatte sein Testament aufgesetzt, machte die Versammelten mit dessen Inhalt, als mit seinem letzten Willen, bekannt, dann trat der Prediger hervor und sprach auf eine ergreifende Weise: Wir sind aus der Heimat getrieben, unser alter Herr wird von Gott abgerufen, daß er nicht länger unsern Jammer sehe. Diese fromme Maid ist mit demjenigen, dem die Herrschaft hier gebührt, in dem wir alle unser zukünftiges Glück zu | finden glaubten, in treuer Liebe verbunden. Sie gehören sich zu, ein gleicher Sinn, der gleiches Unglück tragen soll, hat sie vereinigt, und was Gott verband, darf der Mensch nicht trennen. Ich aber will, von Gott dazu berufen, diesem Bündniß die heilige Weihe geben, damit die, welche in inniger Liebe sich zugethan sind, fortan für die harten Prüfungen, die sie zu bestehen haben, auch irdisch unzertrennlich bleiben. — Er wechselte die Ringe, verrichtete die Trauung, während die Liebenden kniend, flehend, die Braut weinend, vor ihm lagen. Während dieser Zeit faltete der Sterbende die Hände, die schon halb gebrochenen Augen leuchteten, ein fröhliches Licht glänzte aus ihnen. Die Trauung war vollendet, das Brautpaar kniete vor dem Bette des Sterbenden, der sie segnete. Diesem ward jetzt das heilige Abendmahl gereicht, und der Prediger und die Zeugen eilten fort. Wenige Stunden nachher hatten der Prediger und die hugenottischen Zeugen die Gegend verlassen. Mehrere Tage vergingen noch; der Vater schien diese Tage ganz nach innen gekehrt zuzubringen, seine Hände waren gefaltet; man hörte ihn murmeln, ohne ihn zu

verstehen. Die Gefahr war eben am drohendsten. Ein paar verdächtige Mitglieder der Gemeinde, die allgemein mit Mistrauen betrachtet wurden und sich von den Berathungen zum Besten der | fliehenden Hugenotten ausgeschlossen sahen, auch einige Zeit abwesend gewesen waren, kamen jetzt zurück. Sie wurden von Unbekannten begleitet, und man mußte den Aufenthalt des Sterbenden und seiner Umgebung geheim zu halten suchen. Es gelang, erzählt die Sage, auf eine unbegreifliche Weise, die Verdächtigen waren wie verblindet. Man konnte nicht verhindern, daß sie das verlassene Schloß untersuchten. Einige treue Freunde des Brissonschen Hauses begleiteten sie; sie waren in der tödtlichsten Angst. Die Feindseliggesinnten hatten schon das ganze Schloß untersucht, sie gingen durch die wüsten, öden Säle, alle Thüren standen offen, sie näherten sich dem Flügel, in welchem der Sterbende lag. Eine Küche war ganz nahe bei dem Krankenzimmer, auf der andern Seite das Schlafgemach des jungen Ehepaares und die Kammer des treuen Dieners. Diese ganz abgesonderte Partie war durch eine Thüre verbunden, die zu einem eigenen schmalen Gange führte, der hier den großen Hauptgang verengerte. Schon hatten, so erzählten die begleitenden Einwohner, die feindlichen Späher die Thür erreicht, die Entdeckung schien unvermeidlich; da wandte sich, eben wo die Thüre war, einer um. Wie ist das möglich, sagte er, daß sich hier eine so lange Wand hinzieht, ununterbrochen, ohne irgend einen Eingang? Zwar, antwortete ein Anderer, ist das eine seltsame | Bauart, aber erinnert Euch doch, von jenem Nebengange aus, aus dem wir eben herkommen, durchschritten wir ja eine ganze Reihe von Gemächern, die alle mit einander verbunden waren und keine Oeffnung nach diesem Gange heraus zeigten. Die Uebrigen waren verwirrt, besannen sich, und da der Gang wenige Schritte weiter völlig geschlossen war, so kehrten sie um, andere Gegenden des Schlosses sorgfältig untersuchend. Da erkannten wir, erzählen die Zeugen, daß Gott den Sterbenden und das junge Ehepaar beschützte, daß er die Feinde verblindet und ihre Sinne verwirrt hatte. Sie verließen das

Dorf und berichteten, daß alle Hugenotten verschwunden wären. Nur ein Späher blieb zurück.

Ein paar Tage nachher starb der Alte und sollte begraben werden. Das war nun eine schwere Aufgabe. Der muthige junge Herr erklärte, das Begräbniß müsse feierlich und öffentlich stattfinden. Wer den Muth hat, die Leiche des geliebten Herrn zu begleiten, der folge. Mein Vater soll ruhen neben seinen Vätern. Die hugenottische Kapelle ist noch da; wagt der höllische Sinn unserer Verfolger die geweihte Grabstätte zu erbrechen, zu zerstören, so soll er das gemeinschaftliche Schicksal seiner Väter theilen. Ich werde mit meinem Weibe und dem alten treuen Freunde die Leiche feierlich begleiten. Wir werden ihn, wenn Keiner uns zu helfen wagt, auf den Leichenwagen heben. Lange erwartete mein Vater seinen Tod, der Sarg steht da, in der Kapelle ist der Platz für ihn lange bereitet.

Und so geschah es. Früh des Morgens traten in tiefe Trauer gehüllt, blaß und schmerzerfüllt der junge Herr von Brisson mit seiner anmuthigen Frau aus dem wüsten Schlosse. Der Sarg stand auf dem alten, mit Zierathen überladenen Leichenwagen; Pferde mit schwarzen Decken zogen ihn, fast alle Einwohner des Dorfes begleiteten ihn. Ein jeder wollte die Schuld theilen.

Die Kirche der Hugenotten stand verlassen auf einem einsamen insolirten Berge, der sich fast mitten im Thale, von den Häusern etwas entfernt, erhob. Als der Leichenzug sich dieser näherte, hielt der Zug auf einmal voll Schrecken still, denn sie hörten sehr vernehmliche Orgeltöne; doch der junge Herr von Brisson und seine Frau faßten sich bald. Voll Erwartung der seltsamsten Dinge schritt der Zug immer näher, den Choral, welchen der junge Mann bei der Beerdigung seiner Mutter und, ein Jahr später, seines Großvaters gehört hatte, erkannte er immer deutlicher. Der Sarg hielt vor der Kirchenthür, man glaubte diese aufschließen zu müssen, aber beide Flügel waren weit geöffnet. | Der Zug ging nun in die Kirche hinein, die, mit Blumen und Kränzen geputzt, völlig gereinigt war, nach der Grabkapelle der Familie, die sie ebenfalls

geöffnet fanden, der Stein war von der Familiengruft gewälzt und Alles aus das Sorgfältigste zum Herabsenken des Sarges vorbereitet. Alle waren erstaunt, glaubten aber, daß dieses in's Geheim von dem Pfarrer des Dorfes mit Hülfe seiner Vertrautesten veranstaltet wäre, daß sie aber aus Furcht vor den Spähern in der Nacht alle Anstalten getroffen hätten. Die Orgel spielte indessen fort, aber ein hohes Gitter verbarg den Organisten. Der gespielte Choral ward mit der geheimnißvollen Begleitung von dem Herrn von Brisson, seiner Frau und dem Diener gesungen. Man sprach ein Gebet über die Leiche, nachdem sie heruntergelassen war, der schwere Stein ward mit Hülfe der Einwohner über die Gruft gewälzt, und alle verließen die Kapelle wehmüthig, an den guten Herrn denkend, den sie liebten und verehrten, der Jahre lang dem Tode entgegen gesehen hatte, dem es unter so gefährvollen Verhältnissen dennoch gelungen war, ruhig und den Verfolgern verborgen in seiner Heimat zu sterben, und der jetzt neben seinem Vater und Großvater ruhte. Blaß und in tiefe Trauer versunken schwankten die drei jetzt allein übrig gebliebenen Glaubensgenossen des Verstorbenen durch die | Kirche. Als sie den Hauptgang wieder erreichten, stutzte der ganze Zug. Auf der Kanzel kniete eine Gestalt, die das Gesicht mit den gefalteten Händen verbarg. Man erschrak heftig, als diese jetzt plötzlich sich erhob und man den hugenottischen Prediger erkannte, der vor einigen Tagen das junge Ehepaar getraut, dem Sterbenden Trost zugesprochen und das Abendmahl gereicht hatte, und der dann mit der letzten Familie weggezogen war. Sein Gesicht war blaß, sein Kleid zerrissen, aus der verwundeten Brust quoll Blut. Er sprach in einem hohlen Tone von dem, was jetzt seinen Glaubensgenossen bevorstände, von ihrem Unglücke, ihrem verzweifelten Kampfe, den Wundern, welche diesen begleiten würden, und ihrer völli- gen Unterdrückung. Wenn drei Menschenalter verschwunden sind, schloß er, dann werden die Hugenotten zwar zurückkehren, aber in ein furchtbar zerrüttetes Land. Zwei Geschlechter sehe ich diesem folgen, dann wird der Herr des Landes wieder friedlich

in der hiesigen Gegend wohnen. Dich, mein Sohn, schloß er, und Deine junge Frau wird Gott beschützen, und Du wirst mitten unter Deinen Feinden unangetastet davon ziehen und auf wunderbare Weise gerettet werden, damit Du seine Macht erkennen und ihn nie vergessen sollst.

| Obgleich von Entsetzen ergriffen, blieben doch alle Begleiter der Leiche wie betäubt stehen, starrten die Gestalt an, vernahmen die Worte; als der Prediger geschlossen hatte, war er plötzlich verschwunden. Wer die Orgel gespielt hatte, wußte Keiner, und man erfuhr es nie. Man hörte ein Arbeiten in der Kapelle, Einige, die den Muth hatten, zurückzugehen, sahen, wie die Bretter, die, als sie die Leiche hineintrugen, um die Gruft lagen und von ihnen in der Kapelle bei Seite gestellt waren, die Stricke und was sonst als Vorbereitung zur Herabsenkung der Leiche vorgefunden wurde, verschwunden war. Kaum hatten sie durch einen flüchtigen und erstaunten Blick dieß erkannt, als die Flügel der Thüre zur Kapelle wie von selbst sich schlossen. Als Alle die Kirche verlassen hatten, schloß sich auf die nämliche Weise langsam und still die Kirchenthüre, als würde sie durch eine unsichtbare Hand bewegt. Viele hörten, wie der Schlüssel sich umdrehte, aber man sah Niemand.

Mit einem unheimlichen Gefühle zerstreuten sich die Begleiter der Leiche, die drei Leidtragenden aber durften sich nicht dem Erstaunen und dem Schrecken hingeben. Denn bis jetzt hatten sie noch nicht an ihre eigene Rettung gedacht, ja voller Verzweiflung mußten sie gestehen, daß ein Entweichen fast unmöglich schien. | Voll Sorge, ungewiß, welchen Entschluß sie fassen sollten, saßen sie nun allein in den bekannten Gemächern des verlassenen Schlosses. Da trat der katholische Pfarrer, von einigen alten Einwohnern begleitet, blaß und zitternd herein. Das Thal, sagten sie, ist von Truppen umringt, die mit der größten Grausamkeit gegen alle Hugenotten wüthen. Eine Abtheilung der zuletzt entflohenen Familie, an welche der Prediger sich angeschlossen hatte, ist überrascht worden, ein einziger junger Mann ist entflohen, der Prediger ward erkannt und durch einen Lanzenstich in die Brust

ermordet; einige der Begleiter wollten ihren Prediger retten. Ueber den Widerstand entrüstet, wurden nun alle Männer, Weiber, Greise und Kinder erschlagen. Der arme Hugenotte erschien bald darauf, ein junger, starker Mann, der Arm war verwundet; Blut lag geronnen auf dem Kleide und deckte die Wunde. — Jetzt, da die Gefahr so entschieden da war, schien der alte Heldenmuth der Familie den jungen Brisson zu erheben. Du bleibst hier, sagte er zu dem Verwundeten, Du theilst unser Schicksal, vor Allem muß augenblicklich für Deine Wunde gesorgt werden. Ihr aber, gute, treue, alte Freunde, die Ihr den Glauben, aber nicht den Haß unserer Verfolger theilt, ich beschwöre Euch, | entfernt Euch eilig, Euer Hiersein kann die Entdeckung beschleunigen und Euch in Gefahr bringen.

Was von jetzt an in dem Schlosse geschah, erfuhr man nur durch ein Mädchen, die den jungen Mann liebte und sich auf dem Schlosse einschlich. Wunderliches erzählte diese. Als die Wunde des jungen Mannes untersucht und verbunden war, die man zum Glück nicht bedeutend fand, wären alle vier unwillkürlich in einen tiefen Schlaf versunken; als sie furchtsam hereintrat, fand sie sie hier und da zerstreut und in voller Bekleidung auf Stühlen ruhend, in Ecken, an Tische gelehnt. Ihr fielen die Geschichten von verfallenen Schlössern ein, und sie wußte nicht, ob sie bleiben oder sich eilig davon machen sollte. Noch mehr entsetzte sie sich, als sie ein Lärmen in der nahen Stube hörte. Schubladen wurden eilig aus- und eingeschoben und, wie es schien, ausgeleert; sie glaubte, daß plündernde Räuber in das Schloß eingebrochen wären. Als nun die Schlafenden völlig erwacht waren, sahen sie sich erstaunt an und alle sagten zu gleicher Zeit: Die Kleider, die wir brauchen, die Sachen, die wir mitnehmen wollen, Juwelen und Geldsummen sind ja schon eingepackt, und uns bleibt nichts übrig, als nach dem Gebirge zu entfliehen. Ja, sprach die Frau, und das schwerste Paket trägt der im weißen Mantel! Wir | haben ihn alle gesehen, erwiederten die Andern. Hier liegt das schwerere Paket für mich, sagte der Verwundete, — und hier das leichtere,

für mich bestimmt, setzte der alte Diener hinzu. Der Mann in dem weißen Mantel hat versprochen, zur rechten Zeit da zu sein, wir müssen gehen. — Sie erhoben sich wirklich, aber noch immer verwirrt und wie im Traume. Alle vier erschienen dem Mädchen fast gespensterhaft. Sie zogen eilig bereit liegende Reisekleider an, hüllten sich stillschweigend in die Mäntel und schwebten Schatten ähnlich an dem erschrockenen Mädchen vorbei. Sie ward nicht bemerkt, starrte blaß und zitternd die Gestalten an, und hatte nicht den Muth, den Geliebten, der jetzt auf immer verschwand, anzureden. Der junge Mann und der Diener gingen voran, jeder sein Bündel tragend. Herr von Brisson und seine Frau folgten. Die Magd sah, wie sie die Treppen hinunter eilten, und schlich wie betäubt nach. Das Dorf war schon von den königlichen Truppen besetzt. Alle Häuser wurden durchsucht, und die Truppen waren eben im Begriff, nach dem Schlosse heraufzusteigen, als, ohne um sich zu sehen, die drei Hugenotten mit der zarten Dame in der Mitte die hohe Treppe hinunterstiegen und ruhig, mit sichern Schritten, fortgingen. Es war, als lösete ein unbekanntes Schrecken die Verfolgung, sie | blieben erstarrt stehen und rührten sich nicht. Plötzlich drängte sich lärmend ein Geistlicher durch, es war Pater Laurentius. Was steht Ihr hier? rief er. Die sind es ja; ergreift, ermordet diese Halsstarrigen, die Tollkühnen, die sich noch hier herumzutreiben wagen. — Als Keiner sich zu rühren wagte, schritt der Pater, ein Kreuz, in der Hand haltend, kühn dem Zuge vor und suchte das Fortschreiten zu hemmen.

Aber die theilnehmenden Einwohner des Dorfes, die scheu und erschrocken in der Ferne standen und nach Allem, was sie gesehen hatten, jetzt ein Wunder zur Errettung der fliehenden Herrschaft erwarteten, hatten schon lange nach dem Gebirge hingestarrt; dort, zwischen den wildesten Felsen, die sich dem Dorfe näherten, sahen sie einen Mann schnell hervortreten. Er schien mit Riesenschritten von einem Felsen auf den andern zu schreiten, er hatte einen mächtigen Knotenstock in der Hand, den Kopf und das Gesicht bedeckte ein breiträndiger Hut, er war in einen

weißen Mantel gehüllt und auf dem Rücken lastete ein schwerer Mantelsack, durch Riemen, die über die Schultern gingen, festgehalten. Es ist d'Espinac, flüsterten sich die Einwohner zu, den wir zerschmettert aus dem Gebirge bringen und begraben sahen.

1 Der Mönch stand eben vor den Fliehenden und sperrte ihnen
den Weg. Er sprach eine Beschwörungsformel, und die Fliehenden
stutzten und blieben stehen, aber so ruhig, mehr erstaunt, als
erschrocken, als hätten sie von der Gefahr, in welcher sie waren,
gar keinen Begriff. In demselben Augenblick trat der Mann in
dem weißen Mantel dicht neben den Mönch. Seid Ihr endlich da? 10
sprach der junge von Brisson, als hätte er den Mönch gar nicht
gesehen, was er sprach, durchaus nicht vernommen. Nun müssen
wir eilen, nach dem Gebirge zu kommen. — Ihr habt recht, sprach
die geheimnißvolle Gestalt, folgt mir nur. Er hatte den Mantel in
die Höhe gehoben, der Hut bedeckte das gebückte Gesicht, und 15
der Mönch hatte noch nicht den Muth verloren, obgleich die Trup-
pen, noch immer von Entsetzen gelähmt, sich nicht rührten. Wer
bist Du? rief der Mönch und hielt der Gestalt das Kreuz entge-
gen. Da erhob diese den Kopf, zog den Mantel von dem Gesicht
zurück und starrte den Mönch an. Blaß, am ganzen Leibe zitternd, 20
stürzte dieser zurück. D'Espinac, schrie er, warum verfolgst Du
mich noch? Halb besinnungslos nannte er eine Menge Heilige und
sank taumelnd hin. Von jetzt an war an keine Verfolgung mehr
zu denken. Ruhig gingen die vier Männer und die junge Frau
nach dem wildesten Gebirge | zu, dort verschwanden sie in einer 25
Gegend, die allgemein als völlig unzugänglich betrachtet wurde.
Lange blickten die freundlichen Einwohner, wie die Verfolger nach
dem Gebirge hin. Die Fliehenden waren verschwunden; die Trup-
pen sowohl, als die Einwohner fingen an sich zu zerstreuen. Da
sah man sie zwischen den wildesten Felsenzacken wieder zum 30
Vorschein kommen. Der weiße Mantel flatterte im Winde, und
man erkannte, wie die unheimliche Gestalt bis zur Riesengröße sich
ausgedehnt hatte, und sorgfältig verhüllt in ihren Armen die junge
Frau, die mit ihm verglichen nur ein Kind zu sein schien, forttrug.

Von jetzt an waren sie völlig verschwunden. Viel später erfuhr man auf geheimen Wegen, daß sie einen nördlichen Hafen in Catalonien unerkannt erreicht und dort ein Schiff gefunden hatten, durch welches sie glücklich in einen italienischen Hafen gelangt waren.

5 In der Gegend erhielt sich die Sage, daß, wenn fünf Geschlechter hingestorben wären, die Familie Brisson wiedererscheinen würde.

1835

10 Jedermann kennt den Herrn von Brisson, den wunderlichen rüstigen Greis, der noch bis vor zwei Jahren | in Berlin unter den Linden eine Belle-Etage bewohnte, dessen großes Vermögen und Gastfreiheit allgemein bekannt war. Er zeichnete sich durch seinen sorgfältigen Anzug, der um etwa 30 Jahre hinter der Mode des Tages zurückblieb, aus und erschien immer in Galla. Dieser Mann hielt das Hofleben unter Friedrich dem Ersten für die eigentliche Blütezeit der preußischen Monarchie. Der Herr von Besser war ihm eine der großartigsten Gestalten dieser Zeit, und obgleich er mit der 15
deutschen Poesie bis auf Göthe eben so genau bekannt war, wie mit der französischen Schule bis vor der Revolution, war ihm doch der Freiherr von Kanitz einer der allervollkommensten Dichter. Er hatte in seinem Hause ein strenges Regime. Sein Kabinettssekretär ward als der erste Beamte betrachtet. Dieser gab dem Haushofmeister Audienz; alle untergeordneten Diener des Hauses mußten in dem Vorgemach des Kabinettssekretärs warten, bis sie vorgelassen wurden. Der Kammerdiener war dem Haushofmeister, der Jäger dem Kammerdiener und so weiter nach unten strenge subordinirt. Keiner durfte anders, als durch den Kabinettssekretär, und zwar 25
meistens schriftlich, Klagen oder Wünsche dem Herrn von Brisson vortragen. Selbst der Kammerdiener zog ihn stillschweigend aus und an. Dennoch war dieser wunderbare Mann ein religiöser Freidenker, und | haßte und verachtete tief alles Phantastische. Er war seiner politischen Ueberzeugung nach ein Liberaler. Wenn er seine

sehr feinen Diners gab, waren der Speisesaal und die Nebenzimmer von prächtig gekleideten Bedienten erfüllt; sie bewegten sich still flüsternd untereinander, und hinter dem Stuhle des Herrn stand der Kammerdiener. Dem Kabinettssekretär wurde in dem Nebenzimmer servirt und alle Gäste wurden vortrefflich bedient. Während der Zeit ergoß sich Herr von Brisson in der Sprache, die zu Ludwig des Vierzehnten Zeit herrschte, in philanthropinische Deklamationen. Die Revolution war ihm zwar verhaßt, aber die menschliche Glückseligkeit liebte er überschwänglich, und die Befreiung aller Geringern von der Dienstbarkeit, als das höchste Gut einer herrlichen Zukunft, bildete fast immer das Hauptthema seiner Gespräche; die Schriften Malesherbes, Sentenzen aus Rousseaus Emil, Reminiscenzen aus Basedow, Kampe, aus Salzmann über das menschliche Elend, und dergleichen Schriften spukten in seinem Kopfe. Als die allgemeine deutsche Bibliothek aufhörte, schloß er mit der deutschen Literatur ab, und selbst Biesters berlinische Monatsschrift ward seitdem nicht mehr gelesen. Heinrich der Vierte war ihm der Anfang der Menschengeschichte, was vor ihm lag, mythisch. Die neueste Geschichte spielte in Berlin und ging mit dem Anfange des Jahrhunderts zu Ende.

Ich hatte beschlossen, eine Reise nach den Pyrenäen zu machen, als ich das Glück hatte, diesen seltsamen Mann kennen zu lernen, der übrigens in vieler Hinsicht liebenswürdig genannt werden konnte. Als er nun meine Absicht erfuhr, stutzte er und verfiel in tiefes Nachdenken. Er ging auf mich zu, als wollte er eben ein Gespräch mit mir anknüpfen, schien sich darauf zu besinnen, warf mir, offenbar nur der Höflichkeit wegen, einige Worte zu, verbeugte sich und schien sehr zufrieden, als er erfuhr, daß aufgetragen war. Das Diner war zu Ende, die Gäste entfernten sich und auch ich wollte mich empfehlen, als er mir kaum hörbar zuflüsterte: Ich wünsche Sie zu sprechen.

Nun erfuhr ich Manches über seine Familie aus der Zeit vor der Auswanderung. Genauere Bekannte wußten zwar seit lange, daß wunderbare Ereignisse mit dieser Auswanderung verbunden

gewesen, daß man die Tradition in der Familie sorgfältig bewahre. Was ich aber jetzt hörte, bewies, daß der alte Herr selbst zwar eine große Idee von der Wichtigkeit seiner Familie hatte, daß seltsame Traditionen, die völlig fabelhaft klangen, die Auswanderung bezeichneten, aber einen verständigen Zusammenhang wußte man in allem diesem nicht zu finden. Die Tradition hatte besonders einer Handschrift erwähnt, die den ältesten Einwohnern der Stadt versiegelt übergeben worden war; in dieser wäre, so erzählt man, die geheime Geschichte des Hauses vor der Auswanderung sorgfältig verzeichnet. Bei der Familie Brisson erschien die Gegend der Pyrenäen, in welchen die verlorene Besetzung lag, als ein Paradies, und der alte Herr bezeichnete mir deutlich die Lage des Guts. Es wird Ihnen, sagte er, selbst wenn sie Perpignan erreicht haben, schwer fallen, den Weg nach diesem abgeschlossenen Thale zu finden. Es muß nach Allem, was ich weiß, äußerst versteckt liegen. Die Glieder unserer Familie wurden immer abgehalten, die Gegend aufzusuchen. Nun beschwöre ich Sie, wenn Sie doch die Pyrenäen bereisen, besuchen Sie die Gegend. Nach Allem, was ich gehört habe, wird Sie dieser Ausflug nicht gereuen. Die Einwohner sollen, behauptet man, wenig von der Zeit berührt sein. Der alte Aberglaube, aber auch die alte Rechtlichkeit und natürliche Unschuld soll noch da herrschen; auch, hat mir ein flüchtig Reisender geschrieben, herrscht in der Gegend unter dem Volke eine Art von Weissagung, als würde die Familie Brisson wieder zurückkehren. Die prophetisch angedeutete Zeit wäre jetzt da, man erwartet uns, und dennoch, setzte er lächelnd, wie von der Macht des Geheimnisses ergriffen, hinzu, ich zwar bin zu alt, aber mein dichterischer Sohn, von überschwänglicher, phantastischer Poesie und ästhetischer Religiosität durchdrungen, könnte sich wohl entschließen die Gegend zu besuchen, ja, wenn es die dortigen Verhältnisse erlauben, sich dort anzukaufen. Sind die Sagen von der Unschuld der Einwohner gegründet, so wäre es wohl möglich, denkbar wenigstens, daß die Pietät der Einwohner die Handschrift unentsiegelt erhalten hätte. Sie darf nur von

demjenigen entsiegelt werden, der, wäre die Familie in dem Besitz geblieben, als Majoratsherr Besitzer des Gutes wäre. Das bin in diesem Augenblicke ich, schloß er feierlich, und Sie werden, haben Sie die Güte, meinen Wunsch zu erfüllen, vidimirte Dokumente, die es beweisen, erhalten. 5

Ich lernte seinen Sohn kennen, aber er gehört zu der herrschenden Sorte, die jetzt auf allen Straßen zu finden ist; hatte zehn Jahre lang bei der Universität Vorlesungen gehört und Alles genossen, was in irgend einer Beziehung für etwas Apartes gilt. So war er Philosoph, Poet, Naturforscher selbst, betete Göthe, Byron, Tieck an, drängte sich zu Rahel und Bettine, | und liebte Bilder, Theater und auch wohl Kirchen ab und zu, über alle Maßen. 10

Ich war ein Jahr später in Perpignan. Ein großer Theil der Pyrenäen war mir schon bekannt. Der unglückliche Bürgerkrieg war nahe, aber noch nicht ausgebrochen. Mit Mühe gelang es mir, das versteckte Thal zu entdecken. In der Stadt schien es fast unbekannt. Auf sehr beschwerlichen Wegen gelangte ich endlich hin, und der Leser wird mir verzeihen, daß ich die Lage der Gegend nicht genauer angebe, selbst den Namen des Guts geheim halte, ich wünschte nicht die Fluth der Reisenden hinzuziehen. So viel ist gewiß, dringen neugierige Reisende hier herein, so wird es Keiner, der es früher kannte, wieder erkennen. Binnen kurzer Zeit werden französische und englische Hotels von Equipagen und Gästen wimmeln, und die wunderliche, anmuthige, unberührte Magd wird einer Dirne ähnlich sehen, die nur zu viel erlebt hat. Wirklich schien das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert unverändert sich hier erhalten zu haben. Ich ward freundlich und mit einer Vertraulichkeit aufgenommen, die mir selbst | wie ein Wunder erschien. Die guten Menschen schienen von einem möglichen Betrüge keine Ahnung zu haben, und als ich Brissons Namen nannte, als ich ihnen sagte, wie ich im Auftrage des Mannes erschiene, der, wäre die Familie nicht ausgewandert, jetzt ihr Herr sein würde, brach das Entzücken laut in der ganzen Gegend aus. 15 20 25 30

Ich erfuhr nun, daß der uralte Brisson, obgleich in den Augen der Kirche ein Ketzer, hier durchaus als ein Heiliger verehrt wurde, der eigentliche Unterschied zwischen Hugenotten und Katholiken hatte sich in der Länge der Zeit ganz verwischt. Die Brissonsche Familie galt für eine rechthgläubige, die in genauerer Beziehung, als alle andern, zu der Madonna und zu den Heiligen gestanden hätte; ja durch eine Art von heiligem Betrüge hatte man dem alten Brisson eine Kapelle errichtet. Er hieß mit Vornamen Guido, und diesem Heiligen, dem selten die Ehre zu Theil wird, ward die hugenottische Kirche geweiht, aber die Einwohner verehrten dort Brisson, und ich selbst habe das »Sancte Brissonie, ora pro nobis« gehört. Er war der Schutzgeist des Gebirges geworden, blieb aber unsichtbar; öfters aber erschien, wie in seinem Auftrage, der in seinen weißen Mantel gehüllte d'Espinac, dem Gul ten hilfreich, dem Schlechten strafend. So war das Gebirge selbst sein mächtiges Schloß, und in der That, sie hatten Grund, dieses Gebirge zu segnen, welches sie wohlthätig von der verworrenen Welt ausschloß. 5 10 15

Sie zeigten mir die versiegelte Handschrift. Sie war immer dem ältesten der Einwohner anvertraut, die Siegel waren völlig unverletzt, das Papier, in welchem es lag, vom Alter gelb, sie galt als der heiligste Schatz der Gegend und das Haus glaubte man gesegnet, in welchem es aufbewahrt würde. Als ich den Wunsch andeutete, die Handschrift für den jetzt lebenden Brisson zu erhalten, fand ich einen entschiedenen Widerstand. Es half mir nichts, daß ich die Dokumente vorlegte. Wir kennen kein Mißtrauen, sagten die alten Bauern, die eine Art Ausschuß bildeten, um wöchentlich ein Mal sich von dem Zustande des anvertrauten Schatzes zu überzeugen, aber ein heiliges Gelübde verpflichtet uns, die Handschrift nur in die Hände des dazu berechtigten Brisson zu übergeben. Ein solcher lebt, wie wir mit Freuden erfahren. Er oder sein Sohn wird hier erwartet; sagen sie ihm, wie sorgfältig der Schatz hier aufgehoben wird, wie sehnsüchtig wir seiner harren, ihm gebührt es allein, das geheimnißvolle Dokument zu entsiegeln. 20 25 30

Ich konnte den Wunsch des alten Herrn nicht befriedigen, aber ich erhielt eine Abschrift von den Sagen, die sich mit dem Verschwinden des letzten Brisson gebildet hatten, wie ich sie hier mitgetheilt habe. Sie war aus den Ueberlieferungen der Einwohner im Jahre 1726, vierzig Jahre später, zusammengetragen. Im Dorfe wäre es gefährlich, an ihrer Wahrheit zu zweifeln. 5

Ich bereiste zwei Jahre Spanien, kam wiederum zurück und konnte der Neigung, die herrlichen Einwohner des Thales zu besuchen, nicht widerstehen. Da fand ich das Schloß bewohnt, der junge Brisson war da, sein Vater gestorben. Das Dorf fühlte sich unbeschreiblich glücklich, und es schien fast, als wollte die Gewalt der Liebe, die sich an ihn andrängte, reinigend auf seine Gesinnung wirken. Ihm war das ungemein erfreulich, sich selbst in die Mitte eines mythischen Daseins versetzt zu sehen. Ich erhielt die Handschrift und durfte sie abschreiben. Das fernere Schicksal dieser seltsamen Gegend und ihrer Einwohner, die jetzt der Sorge eines so phantastischen Menschen anvertraut sind, ist mir unbekannt geblieben. Er hatte das Gut von einem Besitzer gekauft, der nur, als er es erhielt, auf wenige Tage dahin kam, seitdem nie wieder dort erschien. Auch Herr von Brisson wollte nur 2 Monate im Jahre hier zubringen, sonst nur in Paris leben. Ich war einigermaßen beruhigt, als er mir heilig versprach, nie die Aufmerksamkeit anderer Menschen auf diese Gegend hinzulenken, er sah es ein, daß nur das tiefste Geheimniß ihm diesen seltenen Schatz zu bewahren vermöchte. 25

Die Trauung

| Die Insel *Seeland* ist gegen Nordwesten durch eine schmale, 5
 wüste, sandige Landstrecke mit einer Halbinsel verbunden, die
 anmuthig, fruchtbar, mit Dörfern bedeckt ist, und einen eige-
 nen Bezirk (Olsherred) bildet. Aber jenseit der einzigen kleinen
 Stadt der Halbinsel ragt ein Theil derselben in das wilde Katte- 10
 gat hinein. Es bildet eine Gegend von einem furchtbar öden und
 wilden Ansehn. Der Flugsand hat allen Pflanzenwuchs verdrängt.
 Bewegliche Sandhügel, das Spiel der Stürme, die von dem rauhen
 Meer unbehindert über das Land sausen, verändern fortdauernd
 ihre Stelle, entstehen, verwehen und häufen sich an einem andern 15
 Orte wieder an. Ich brachte, die Gegend durchreisend, hier eine
 Stunde zu, die mir ein unvergeßliches Bild der wildesten Zer-
 störung hinterließ, und nicht ohne Gefahr war. Indem ich die
 öde, sandige Gegend einsam durchritt, erhob sich vom Meere,
 aus Norden her, ein Sturm mit Gewitter. Die Wellen hoben sich,
 die Wolken jagten sich unruhig, der Himmel ward dunkler und 20
 drohender, der Sand fing an, sich immer in grö-ßern und grö-ßern
 Massen unter den Füßen des Pferdes zu bewegen, er erhob sich
 im Wirbel und erfüllte die Luft. Der Weg ward unkenntlich, das
 Pferd sank tief in den losen Sand hinein; Himmel, Erde und Meer
 wurden vermischt und alle Gegenstände in eine Staub- und Sand- 25
 wolke verhüllt. Keine Spur von Leben oder Vegetation; der Sturm
 sauste durch die Luft, die Wellen des nahen Meeres peitschten
 das Ufer, der Donner rollte in der Ferne, und durch die Staub-
 wolke drang der Blitz, trübe, dunkel, röthlich, kaum hindurch. Die
 Gefahr war augenscheinlich, als ein plötzlicher gewaltiger Gewit- 30
 terregen den Sand zur Ruhe brachte und mich, völlig durchnäßt,
 den Weg nach der kleinen Stadt finden ließ. Es war eine grauen-
 hafte Vermischung aller Elemente. Wie das Erdbeben ein Seufzer
 der Natur aus tiefer Brust ist, gab dieses Chaos das Bild eines

wild zerrissenen Gemüthes: alle Hoffnung zerstört, jede Freude
 verschüttet, die Trümmer der Vergangenheit, grause Wuth und
 Kummer verdeckend, unter der wüsten Stätte unruhiger Leiden-
 schaften vergraben, die Stimme des Gewissens drohend, donner-
 ähnlich, in der Ferne das verzehrende Feuer dunkel leuchtend in
 der trüben Seele, bis die längst versiegten Thränenquellen sich
 gewaltsam fluthend eröffnen, und die Wehmuth die zerrissene
 Seele in ihren Wellen begräbt.

| In dieser traurigen Gegend war vor Zeiten ein Dorf, *Rörwig*,
 etwa eine Viertelmeile vom Ufer entfernt. Der Flugsand hat das
 Dorf verschüttet, die Einwohner, meist Schiffer und Fischer, haben
 sich dicht am Ufer angebauet, nur die feste Kirche, auf einem
 Hügel erbaut, steht noch einsam, von der traurigen, beweglichen
 Oede umgeben. Sie ist der Schauplatz dieser räthselhaften Erzäh- 15
 lung.

In der einsamen Stube saß, in der ersten Hälfte des vorigen Jahr-
 hunderts, der alte ehrwürdige Prediger des Ortes, in fromme
 Betrachtung versunken. Es war gegen Mitternacht. Das Haus
 lag am Ende des Dorfes, und die einfachen Sitten der Einwohner
 kannten das wechselseitige Mistrauen so wenig, daß Schloß und
 Riegel ihnen fremd waren, und jede Thüre offen blieb. Die nächt-
 liche Lampe brannte trübe, die feierliche Stille ward nur von dem
 Rauschen des Meeres unterbrochen und der blasse Mond spie-
 gelte sich in seinen Wellen. Da hörte er die Thüre unten öffnen,
 vernahm starke Männertritte auf der Treppe, und erwartete schon
 die Aufforderung, irgend einem Sterbenden mit geistlichem Troste
 beizustehen. Zwei fremde | Männer traten schnell herein, in weiße
 Mäntel gehüllt. Der eine näherte sich ihm höflich. Mein Herr, sagte 30
 er, Sie werden uns sogleich folgen. Sie müssen eine Trauung ver-
 richten; das Brautpaar wartet schon in der entfernten Kirche.
 Diese Summe, sprach er ferner und zeigte dem Greis eine volle
 Geldbörse, wird Sie für die Mühe und für den Schrecken über
 eine so unerwartete Aufforderung hinlänglich entschädigen. Der

Greis starrte die fremden Gestalten, die ihm etwas Furchtbares, ja Gespenstisches zu haben schienen, stumm und erschrocken an. Der Fremde wiederholte seinen Antrag dringend und gebieterisch. Als der Greis sich erholt hatte, fing er mild an, dem Fremden vorzustellen, wie sein Amt ihm nicht erlaubte, eine solche feierliche Handlung, ohne Kenntniß der Personen und ohne diejenigen Förmlichkeiten, welche die Gesetze fordern, zu begehen. Da trat der andere drohend hervor. Mein Herr, Sie haben die Wahl, folgen Sie uns und nehmen Sie die angebotene Summe, oder bleiben Sie hier, aber dann fährt eine Kugel durch Ihren Kopf. Er hielt ihm ein Pistol vor die Stirne und erwartete die Antwort. Der alte Prediger erblaßte, erhob sich furchtsam und stillschweigend, kleidete sich schnell an und sagte dann: Ich bin fertig. Die Fremden hatten zwar Dänisch gesprochen, aber so, daß man die Ausländer nicht erkennen konnte. Die räthselhaften Männer gingen schweigend in der nächtlichen Stille durch das Dorf; der Prediger folgte. Es war eine völlig dunkle Herbstnacht, denn der Mond war schon untergegangen. Als sie aus dem Dorfe traten, sah der von Schrecken und Erstaunen betäubte Greis die Kirche hell erleuchtet; und noch immer stillschweigend schritten seine Begleiter, in ihre weißen Mäntel gehüllt, schnell durch die öde, sandige Fläche, während er mühsam und nachdenklich zu folgen strebte. Als sie die Kirche erreicht hatten, verbanden sie ihm die Augen. Die dem Prediger wohl bekannte Nebenthür öffnete sich knarrend, und er ward in ein dichtes Gedränge von Menschen gewaltsam hineingestoßen. Um sich her hörte er durch die ganze Kirche ein Gemurmel, in seiner Nähe Gespräche in einer ihm völlig unbekanntem Sprache. Wie er vermuthete, war es *Russisch*. Und als er nun mit verbundenen Augen, von allen Seiten gedrängt, rathlos und in großer Verwirrung dastand, fühlte er sich von einer Hand ergriffen und ward mit Gewalt durch das dichte Gedränge gezogen. Endlich war das Volk, wie es schien, zurückgewichen; man löste die Binde, er erkannte den einen seiner nächtlichen Begleiter und fand sich vor dem Altar stehend. Eine Reihe großer brennender Wachslichter,

in prächtigen silbernen Leuchtern, zierte den Altar; die Kirche selbst war durch viele Lichter so hell erleuchtet, daß man die entferntesten Gegenstände erkannte; und war kurz vorher, als er erblindet in das Gewühl des dichten Haufens gedrängt ward, das Gemurmel ihm fürchterlich, so erfüllte jetzo die furchtbare Stille unter der großen Menge die bange Seele mit Entsetzen. Obgleich die Nebengänge und Stühle dicht mit Menschen besetzt waren, so war dennoch der mittlere Gang völlig leer, und der Prediger erkannte tief unten ein frisch aufgewühltes Grab. Der Stein, der es sonst bedeckte, stand an einen Stuhl gelehnt. Der Prediger sah nichts, als Männer, nur in einem entfernten Stuhle glaubte er eine Frau undeutlich zu erkennen. Die Stille dauerte einige Minuten, ohne daß Jemand sich rührte. So mag in der verirrtten Seele ein stilles, dumpfes Brüten jeder entsetzlichen That vorangehen.

Endlich richtete sich ein Mann auf, dessen prächtiger Anzug ihn von den übrigen unterschied und seinen hohen Stand verrieth. Er schritt rasch den leeren Gang entlang, indem die Menge ihn anstarrte, und seine Tritte hallten in der Kirche wieder. Der Mann war von mittelmäßigem Wuchse, breitschultrig, von gedrungenem Bau, sein Gang trotzig, das Gesicht gelblichbraun, die Haare rabenschwarz, die Züge strenge, die Lippen wie voll Ingrim geschlossen, eine kühn gebogene Nase erhöhte das Gebieterische seines Ansehens, lange dunkle und buschige Augenbraunen überschatteten die kleinen schwarzen Augen, in welchen eine wilde Gluth brannte. Er trug ein grünes Kleid, mit starken goldenen Tressen besetzt, und an dem Kleide blitzte ein Stern. Die Braut, die neben ihm kniete, war prächtig, ja mit Sorgfalt angezogen. Ein himmelblaues Gewand, reich mit Silber besetzt, umschlang die schlanke Gestalt und warf sich in großen Falten über die anmuthigen Glieder. Ein Diadem, von Edelsteinen blitzend, zierte die blonden Haare. Die höchste Anmuth und Schönheit ließ sich in den obschon entstellten Zügen des Gesichts erkennen. Die leichenhaften Wangen waren völlig wie erstarrt, kein Zug bewegte sich, die erblaßten Lippen schienen todt, die Augen wie gebrochen, und

die erschlafften Arme hingen völlig gerade an dem zusammengesunkenen Leib herab. So kniete sie, ein Bild des Todes, und ein furchtbares Entsetzen schien so Bewußtsein, wie Leben in einem wohlthätigen Schlummer festzuhalten.

Jetzt erst entdeckte der Prediger ein altes häßliches Weib in einem fratzenhaft bunten Anzuge, den Kopf mit einem blutrothen Turban bedeckt, welches grimmig, ja spöttisch über die knieende Braut weg blickte. Hinter den Bräutigam hatte sich ein riesenhafter Mann gestellt, von finstern Ansehen, der unbeweglich, starr und ernst vor sich hinsah.

Der Prediger, vor Schrecken gelähmt, blieb einige Zeit stumm, als ein wilder Blick von dem Bräutigam ihn an die Trauung mahnte. Was ihn in neue Verwirrung brachte, war die Ungewißheit, ob das Brautpaar seine Sprache verstehen würde. Es war ihm nicht wahrscheinlich. Dennoch faßte er sich und wagte es, den Bräutigam nach dem Namen des Brautpaares zu fragen. *Neander, Feodora*, antwortete dieser mit einer rauhen Stimme.

Der Prediger fing nun an, die Trauungsformel herzulesen, indem seine Stimme schwankte und er, oft sich irrend, die Worte wiederholen mußte, doch ohne daß das Brautpaar seine Verwirrung zu bemerken schien, wodurch er in seiner Vermuthung, daß Beiden die Sprache, wenn auch nicht völlig, unbekannt sein müßte, bestätigt ward. Als er nun fragte: *Neander, willst Du die hier neben Dir knieende Feodora für Dein rechtmäßiges Eheweib erkennen?* da zweifelte er, ob der Bräutigam, der Sprache unkundig, antworten würde; aber zu seinem Erstaunen sprach dieser laut, ja fast schreiend, das Ja, in einem furchtbar gellenden Tone, der durch die ganze Kirche drang. Tiefe Seufzer, die allenthalben aus der Menge hervordrangen, begleiteten das entsetzliche Ja, und ein stilles Zucken, wie ein entfernter Blitz, setzte die todtenbleichen Züge der Braut in vorübergehende Bewegung. Er wandte sich darauf, lauter redend, als wollte er sie aus dem Todesschlummer erwecken, an die Braut, indem er sagte, *Willst Du, Feodora, den neben Dir knieenden Neander für Deinen rechtmäßigen Ehegemahl erkennen, so*

antworte durch ein vernehmliches Ja! Da erwachte die entseelte Braut, ein tiefes, grauenhaftes Entsetzen bewegte die erschlafften Wangen, die erblaßten Lippen bebten, ein schnell verfliegendes Feuer blitzte aus den Augen, die Brust hob sich, ein gewaltsamer Thränenfluß löschte die Gluth der Augen, und das Ja ließ sich hören wie das Angstgeschrei einer Sterbenden, und schien in den unwillkürlichen Tönen des Schmerzes, die aus jeder Brust der Menge hervorbrachen, ein tiefes Echo zu finden. Die Braut sank der widrigen Alten in die Arme. Einige Minuten vergingen in furchtbarem Stillschweigen. Da sah der Prediger die leichenblasse Braut, wie vorher, in tiefer Betäubung knien und beendigte die Trauung. Der Bräutigam erhob sich und führte die schwankende Braut nach ihrem vorigen Platze; die Alte und der riesenhafte Mann folgten. Die Begleiter des Predigers erschienen wieder, verbanden ihm die Augen, zogen ihn, nicht ohne Mühe, durch das Gedränge, und nachdem sie ihn aus der Thür gestoßen hatten, verriegelten sie dieselbe inwendig und überließen ihn sich selber.

Hier stand er nun einsam und ungewiß, ob das schauerhafte Ereigniß, mit allen seinen furchtbaren, ja gespensterähnlichen Umständen nicht ein Traum wäre, der ihn ängstigte. Als er aber die Binde von den Augen gerissen hatte, als er die hellerleuchtete Kirche vor sich sah und das Gemurmel der Menge hörte, mußte er sich wohl von der Wirklichkeit der räthselhaften Begebenheit überzeugen. Um den Erfolg, so viel möglich, zu erfahren, verbarg er sich in einem Winkel außerhalb der Kirche, an der entgegengesetzten Seite, und indem er hier lauschte, hörte er, wie das Gemurmel immer stärker ward. Es war, als entspönte sich ein heftiger Streit; er glaubte die rauhe Stimme des Bräutigams zu erkennen, die gebieterisch Stillschweigen gebot. Dann erfolgte eine lange Pause. Ein Schuß fiel, das Geschrei einer weiblichen Stimme ließ sich hören. Darauf wieder eine Pause; dann ein Wühlen und Arbeiten, welches fast eine Viertelstunde dauerte. Die Lichter wurden ausgelöscht, das Gemurmel erhob sich wieder, und die ganze Menge stürzte zur Kirche hinaus und eilte lärmend dem Meere zu.

Jetzt erhob sich der alte Prediger und eilte nach seinem Dorfe. Dort erweckte er Nachbarn und Freunde, indem er ihnen, was ihm Wunderbares und Unglaubliches begegnet war, noch von Schrecken ergriffen, erzählte. Aber so ruhig, still, durch die gewohnten Grenzen des Herkömmlichen bestimmt, war alles, was diesen einfachen Menschen entgegentrat, daß sie von einem ganz andern Entsetzen ergriffen wurden. Sie glaubten nämlich, daß irgend ein unglücklicher Zufall die Einbildungskraft des geliebten Lehrers in Unordnung gebracht hätte, und nur mit vieler Mühe, und indem sie sich nach seinen vermeintlichen Phantasieen richten wollten, überredete er einige, sich mit Brecheisen und Schaufeln zu versehen und ihm nach der Kirche zu folgen.

Indessen war die Nacht verschwunden, die Sonne zeigte sich schon, und als der Prediger mit seinen Begleitern den Hügel zur Kirche hinaufstieg, erkannten sie ein Kriegsschiff unter vollen Segeln, welches sich vom Ufer entfernte und nach Norden hinsteuerte. Ein so überraschender Anblick in dieser einsamen Gegend machte die Begleiter schon zweifelhaft; aber noch geneigter waren sie, dem Greise Glauben beizumessen, als sie die Nebenthüre der Kirche gewaltsam erbrochen fanden. Voll Erwartung betraten sie die Kirche. Der Prediger zeigte ihnen nun das Grab, welches er in der Nacht aufgewühlt gesehen hatte. Man erkannte leicht, daß der Stein abgewälzt und von Neuem daraufgelegt war. Das Brecheisen ward angesetzt und in dem eröffneten Grabe fand man einen neuen, reich geschmückten Sarg. Mit fast jugendlicher Ungeduld stieg der Greis selber mühsam in das Grab hinab, Andere folgten ihm; der Deckel ward abgehoben und der alte Prediger fand seine entsetzliche Ahnung bestätigt. In dem Sarge lag die Braut ermordet. Das prächtige Diadem war verschwunden. Die Kugel war in der Gegend des Herzens durch die Brust gegangen. Die entstellenden Züge des tiefen Grames waren aus ihrem Antlitze verschwunden, ein himmlischer Friede hatte das schöne Gesicht verklärt, und wie ein Engel lag sie da. Der alte Greis stürzte laut weinend neben dem Sarge nieder und betete für die Seele der

Ermordeten, und stumme Verwunderung und Grauen ergriff die Begleiter.

Der Prediger fand sich verpflichtet, dieses Ereigniß dem Bischofe von Seeland, als seiner höchsten Behörde, ungesäumt und umständlich zu melden, und bis er aus Kopenhagen Nachricht erhielt, nahm er den Freunden einen Eid ab, daß sie still schwiegen. Das Grab ward wieder zugedeckt und Keiner wagte etwas zu sprechen. Plötzlich erschien ein angesehener Mann aus der Hauptstadt, erkundigte sich genau nach Allem, ließ sich das Grab zeigen, lobte das bis dahin beobachtete Stillschweigen, forderte strenge, daß der Vorfall beständiges Geheimniß bleiben sollte, indem er jeden, der davon zu sprechen wagte, mit der härtesten Strafe bedrohte.

Nach dem Tode des Predigers fand man einen schriftlichen Aufsatz, die Erzählung dieses Ereignisses, dem Kirchenbuche beige-fügt. Einige glauben, daß es mit den schnellen und gewaltsamen Thronveränderungen nach *Peter* des Ersten und *Katharinens* Tode in irgend einer geheimen Beziehung stehen mag. Das tiefe Räthsel dieser schauerhaften That zu lösen, wird schwer, wo nicht unmöglich sein.

**Die letzten Worte
des
Pfarrers von Mittelfahrt
auf Seeland.**

Von
F. W. J. von Schelling.

| Die müden Glieder neigen sich zur Erde 5
 Und bald kann ich dies Schweigen nicht mehr brechen;
 Es sieht mich an mit stehender Geberde
 Das stumme Bild, und dringt mich, noch zu sprechen:
 Warum, o Erde, hatt'st du keinen Mund,
 Und warst so trüg, die Frevelthat zu rächen? 10
 Ihr ew'gen Lichter, die des Himmels Rund,
 So weit es reicht, mit stummem Glanz erfüllen,
 Steht das Verbrechen auch mit euch im Bund?
 Kann nur der Mensch, was er geschn, enthüllen,
 Warum denn konnten mir die Zunge binden 15
 Ein falscher Eidschwur und ein feiger Willen?
 Laß mich nicht sterben, Gott, in meinen Sünden,
 Nimm diese Last von der gedrückten Seele,
 Und laß dies Blatt den rechten Leser finden,
 Daß es der Zeit, die kommen wird, erzähle. 20
 Was ich geseh'n, und nicht in ew'ger Nacht
 Ein Grab mit mir die Greuelthat verhehle.
 | Es war in tiefer, dunkler Mitternacht,
 Wann kräft'ger die Gedanken sich entzünden;
 Als einsam ich beim Wort des Herrn gewacht, 25
 Um es am andern Morgen zu verkünden,
 Daß unversehns zwo brauende Gestalten
 Wie es geschehen, konnt' ich nicht ergründen,
 Indem ich sinnend sitze, vor mir halten,
 Schwarz wie die Nacht und ihre dunkeln Mächte. 30
 Wo war't ihr da, ihr schirmenden Gewalten?
 War abgewendet eure heil'ge Rechte,
 Dem Frommen eine feste Burg und Mauer
 Vor bösem Anlauf und Gefahr der Nächte?

Schon sank ich in des sichern Todes Trauer;
 Die Seele wandte sich zum ew'gen Lichte,
 Die Glieder aber löste kalter Schauer.
 Doch während so das Här'te ich erdichte.
 Das Aeüßerste zu dulden schon mich rüste.
 Geschah es mir, wie ich wahrhaft berichte:
 Es ist ein Ort nicht fern der Meeresküste,
 Verwitwet steht der Kirche alt Gemäuer
 In des Gefildes dürrer sand'ger Wüste,
 Seit Gottes Hand an eines Sonntags Feier
 Das alte Dorf durch Sturm und Meeresbraus
 Bedeckte mit des Sandes dichtem Schleier.
 | Dorthin zu gehen in dem näch'ten Graus
 Befahl der Eine: »Willst die Glieder laben,
 So folge mir zu spätem Hochzeitschmaus,
 Du kannst das wohl nicht alle Tage haben.«
 Der Andre sprach: »Nimm dieses Gold und eile;
 Wo nicht, so bist du morgen schon begraben.«
 Indem ich mich bedenkend noch verweile,
 Werd' mit Gewalt und Dräun ich fortgezogen;
 Der Weg ist wohl von einer halben Meile.
 Die Sterne standen an des Himmels Bogen,
 Sonst war die Nacht von keinem Lichte heiter.
 Und fernher tosten dumpf die Meereswogen;
 Doch unsres Weges einz'ger, sichrer Leiter
 War ferner Laut, wie ich ihn nie vernommen;
 Denn schnell durch's Dunkel gingen die Begleiter.
 Und als wir endlich näher nun gekommen
 Dem Ziel der Reise, hielten die Gefährten;
 Und mehr und mehr war mir das Herz beklommen.
 Sie sprachen mit einander durch Geberden,
 Drauf gaben sie den Augen eine Hülle,
 Wodurch sie nur die innre Nacht vermehrten.

Ich wurde nun in meiner Seele stille.
 Und wiederholte gläubig stets die Worte
 Voll Trost und Kraft: Herr, es gescheh' dein Wille!
 | Und bald gelangt' ich zu dem stillen Orte, 5
 Wohin so oft voll Andacht ich gegangen,
 Und auf ein Zeichen öffnet sich die Pforte.
 Von andern Händen werd ich da empfangen.
 Obwohl geblendet, kenn ich alle Schritte
 Und weiß, daß zum Altare wir gelangen. 10
 Ich hört' Geräusch, als wären's Menschentritte,
 Und leise Laute durch die Stille schweben,
 Doch hatt' ich Muth zur Drohung nicht, noch Bitte;
 Jetzt aber schien die Ruhe aufzuleben,
 Schon war ich meiner Sinne nicht mehr Meister, 15
 Und dachte: nun wird sich's zu Ende gehen;
 So machte Furcht und Schrecken selbst mich dreister.
 Daß ich die Stimme herzhaft so erhoben:
 »Seid abgeschiedne ihr, doch gute Geister,
 Die Gott den Herrn und Jesum Christum loben, 20
 So sprecht, was treibt euch noch, zurück zu kehren
 In diese Welt von jener Welt dort oben?
 Doch seid ihr nicht aus jenen sel'gen Sphären,
 Wer gab euch Macht, euch also zu erfreuen,
 Die heil'ge Ruhe dieses Orts zu stören?« 25
 Doch hört' ich, kaum war dies vergönnt zu sprechen,
 Ein schrecklich Wort mir an das Ohr getragen,
 Und stark wie Felsen durch das Herz mir brechen.
 | Es galt nicht weder Fragen mehr noch Klagen,
 Ich konnte meinen Willen nicht mehr regen, 30
 Denn selbst die Kraft des Wollens war zerschlagen.
 Die Hülle fällt, und schon steht mir entgegen
 Das junge Brautpaar, harrend am Altare,
 Und wartend auf den priesterlichen Segen;

Das Mädchen mit dem frischen Kranz im Haare,
 Zwar schön, doch bleich, als käm sie aus dem Grab,
 Der Jüngling in der Blüthe seiner Jahre,
 Und hinter ihnen weiter noch hinab 5
 Sah ich beim hellen Schimmerglanz der Lichter
 Im mittlern Gang ein frisch geöffnet Grab.
 Und nah und fern ein Volk, das dicht und dichter
 Sich wölkte, als es jemals sonst gewesen;
 Es waren eigne, seltsame Gesichter, 10
 Worin man glaubt' ein fernes Land zu lesen;
 Doch ihre Herkunft war nicht auszumittlern,
 So fremd und unbekannt war Tracht und Wesen.
 Und alsbald hör' ich durch die Kirche zittern
 So Orgelton als sonderbare Klänge,
 Dergleichen auch den stärksten Sinn erschüttern.
 Und als verstummt Orgel und Gesänge,
 An Sprach' und Weise keinen zu vergleichen,
 Sah ich zum Altar drängen sich die Menge,
 | Das Mädchen gegen mich sich freundlich neigen, 20
 Mit einem Blick — ich werd' ihn immer schauen —
 Und dieser Blick schien mir ein willig Zeichen.
 Darob ergriff ich ohne Furcht und Grauen
 Des Mädchens kalte, lilienblasse Hand,
 Um sie dem schönen Jüngling anzutruen.
 Wie war's, daß ich das Zittern nicht verstand.
 Als ihre Hand zu seiner sich gewendet,
 Und warum knüpft' ich solch unselig Band?
 Kaum war der letzte Segensspruch vollendet,
 (In griech'scher Zunge, wie man mir befohlen,) 30
 So wurden mir die Augen neu verblendet,
 Woraus sich Thränen nicht umsonst gestohlen.
 So schied mein Blick von der vermählten Braut,
 Drauf ließen sie ein Crucifix sich holen,

Auf das ich muß' mit Heller Stimm und laut
 Ein ewig Schweigen dieser Nacht geloben.
 Mit einem Schwur, ob dem mir jetzt noch graut.
 Dies war mir noch die härteste der Proben, 5
 Und als auch diesen Zwang ich überstanden,
 Ward ich zur Kirche still hinausgeschoben.
 Nun frei, löst' ich sogleich mich von den Banden,
 So mir die Augen starr und fest umzogen,
 Die lichtbegierig sich nach oben wandten. 10
 | Die Sterne glänzten noch am Himmelsbogen,
 Und sahen auf des alten Dorfes Trümmer,
 Doch näher brausten laut die Meereswogen:
 Und in der Kirche war noch schwacher Flimmer,
 Doch bald draus sah ich's dunkel drinnen werden, 15
 Und es erstarb des Lichtes letzter Schimmer.
 So legt' ermüdet von der Nacht Beschwerden,
 Kraftlos und matt, um weiter noch zu wallen,
 Ich eine Weile nieder mich zur Erden,
 Noch eine Weile, und ich hört' ein Schallen: 20
 Der Wind trug's deutlich von der Kirch' herüber.
 Es däuchte mir, als wär ein Schuß gefallen,
 Darob ergriff mich Schau'r und kaltes Fieber,
 In allen Gliedern schien es mich zu packen,
 Ich sah noch einmal in die Nacht hinüber. 25
 Dann wandt' ich eilig ihr die flücht'gen Hacken;
 Und fliehend schnell durch Dornen, Schilf und Moor,
 Als säße Tod und Hölle mir im Nacken,
 Kam ich vor meines Hauses offnes Thor.
 Dort warf der Schrecken mich gewaltsam nieder: 30
 Doch früh am Morgen riß es mich empor.
 Nicht Ruh noch Rast für die zerschlagenen Glieder:
 Noch eh die Sonn' emporstieg an dem Himmel,
 Stand ich schon vor der alten Kirche wieder.

| Verschwunden war der dunkeln Nacht Gewimmel,
 Die Kirche färbte sich mit goldnem Saume,
 Es legte sich der Sinne wild Getümmel,
 Mir war's, als wacht' ich auf aus einem Traume.
 War es des heitern Morgens frische Kühle,
 Die alte Still' in diesem heiligen Raume;
 War es der Trost der himmlischen Gefühle,
 Die dieser Ort so oft auf mich ergossen
 In mancher Leiden schwerer, banger Schwüle?
 Mir war die Nacht wie ein Gesicht zerflossen.
 Aufs neue war das Herz dem Glauben offen,
 Und schon hatt' ich die Kirche aufgeschlossen.
 Der erste Punkt, auf den das Aug' getroffen,
 Ist jener Ort, wo ich das Grab erblickt:
 Ich gehe hin, und öffn' es, stark im Hoffen,
 So tief ist mir das Zutraun eingedrückt.
 Ich öffn' und finde — o ihr ew'gen Wunden!
 Ihr ew'gen Dolche, die auf mich gezückt! —
 Die bleiche Braut, so ich dem Tod verbunden.
 Warum hat euch, ihr allzutreuen Augen,
 Nicht schwarze Nacht auf immer gleich gebunden?
 O Herz, woran so viele Qualen saugen,
 Was hinderte dich damals abzusterben?
 Ihr Lippen, die noch Lebensathem hauchen,
 | Was hielt euch ab, euch damals zu entfärben?
 O Kräfte, die allmählig mich zerstören,
 Was wehrt' euch, damals gleich mich zu verderben?
 Und so viel Jahre muß' ich in mir nähren
 Das traurige Geheimniß, das mich quälet.
 Und so mir selbst den Weg zu Gott verwehren;
 Indeß der Tod schon meine Stunden zählet.
 Und vor mir steht in jedem Schreckensbild
 Die Braut der Nacht, die ich ihm einst vermählet!

Stefan Höppner

Nachwort: Henrich Steffens als Novellenautor¹

Henrich Steffens² war einer der populärsten deutschen Erzähler der 1820er und 1830er Jahre, und das vor allem mit Texten, die er in seiner norwegischen Heimat spielen ließ. Mit der vorliegenden Ausgabe werden seine Novellen, die oftmals zu Zyklen von tausend und mehr Seiten zusammengefasst waren, erstmals seit Steffens' Tod wieder im Druck zugänglich gemacht. Zwar gibt es schon lange germanistische und skandinavistische Forschungen zu Steffens. Dabei wurden vor allem sein bewegtes Leben,³ seine

¹ Dieses Nachwort basiert teilweise auf dem Kapitel zu Steffens in meinem Buch *Natur/Poesie: Romantische Grenzgänger zwischen Literatur und Naturwissenschaft*, Würzburg 2017, S. 535–703..

² Es kursieren drei verschiedene Schreibweisen des Vornamens – Henrik, Henrich und Heinrich –, die Steffens auch in unterschiedlichen Lebensphasen benutzte. Selbst in der Forschung ist die Namensgebung nicht einheitlich, und die Wahl des Namens hängt historisch überwiegend damit zusammen, welche nationale Zugehörigkeit man jeweils betonen wollte. Während die ältere deutsche Forschung gewöhnlich die Formen Henrik und Heinrich benutzt, ist in der skandinavischen Forschung meist die dänische Form Henrik im Gebrauch – eine Wahl, der sich ein Teil der deutschen Forschung inzwischen angeschlossen hat. Die vorliegende Ausgabe der Novellen benutzt den Vornamen Henrich. Die Diskussion um die »korrekte« Wahl ist aus zwei Gründen müßig: Zum einen gehört Steffens teilweise noch einem Europa vor der Durchsetzung eines strikt nationalen Denkens an, zum anderen wird das »k« im dänischen Vornamen »Henrik« ohnehin wie ein deutsches »ch« ausgesprochen; vgl. dazu Bernd Henningsens Einführung in Steffens' Autobiographie *Was ich erlebte: Aus der Erinnerung niedergeschrieben*, Bd. 1, Berlin 2014, S. 215.

³ Vgl. zuletzt: Bernd Henningsen, »Henrik Steffens: Ein norwegisch-dänisch-deutscher Gelehrter, ein europäischer Intellektueller, ein politischer Professor«, in: Henrik Steffens, *Einleitung in die philosophischen Vorlesungen*, übers. von Jan Steeger, hrsg. von Bernd Henningsen und Jan Steeger, Freiburg 2016, S. 159–199. Zu empfehlen sind auch die folgenden Titel: Fritz Paul, *Henrich Steffens: Naturphilosophie und Universalromantik*, München 1973 (zu

Arbeiten als Geologe und romantischer Naturphilosoph behandelt, aber auch seine kulturelle Leistung als Vermittler der deutschen Literatur und Philosophie um 1800 nach Skandinavien. Der Erzähler Steffens kam dabei meist nur am Rande vor.

Das folgende Nachwort versteht sich dagegen speziell als Einführung in Steffens' literarisches Werk. Außer seiner Biographie und einem Überblick über seine erzählerischen Arbeiten wird es dabei um Steffens' Bild seiner norwegischen Heimat gehen; um seinen besonderen Ort in der Literaturgeschichte zwischen Romantik und Biedermeier; seine Beziehung zur Novellenliteratur und zum historischen Roman seiner Zeit; um die Vorbildwirkung seines Freundes, des Romantikers Ludwig Tieck; und schließlich um das Urteil seiner Zeitgenossen und späterer Generationen. Neben dieser allgemeinen Einführung gibt es spezielle Vorworte im jeweils ersten Band der einzelnen Novellenzyklen, in denen diese näher vorgestellt werden – auch auf den ersten Seiten dieses Buches, in dem verschiedene Erzählungen von Steffens abgedruckt sind, die nicht zu den großen Werkgruppen gehören. Diese Zusammenstellung ist nicht neu – in dieser Kombination erschienen sie schon 1837 als erster Band von Steffens' *Gesammelten Novellen*.

Steffens' Leben bis 1804); Dietrich von Engelhardt, »Einleitung«, in: Henrik Steffens, *Was ich erlebte: Aus der Erinnerung niedergeschrieben, 1840–1844*, hrsg. von Dietrich von Engelhardt, Bd. 1, Stuttgart-Bad Cannstadt 1995, S. 9*–79*; sowie Marit Bergner, *Henrich Steffens: Ein politischer Professor in Umbruchzeiten 1806–1819*, Frankfurt am Main 2016. Für einen Überblick über Steffens' Ort in der romantischen Naturphilosophie vgl. Sibille Mischer, *Der verschlungene Zug der Seele: Natur, Organismus und Entwicklung bei Schelling, Steffens und Oken*, Würzburg 1997, sowie Dietrich von Engelhardt, »Henrik Steffens«, in: *Naturphilosophie nach Schelling*, hrsg. von Thomas Bach und Olaf Breidbach, Stuttgart-Bad Cannstadt 2005, S. 701–735.

Die Karriere eines Schriftstellers

*Auch bin ich doch ein Gelehrter, –
ich darf nicht bloß als ein Dichter erscheinen.⁴*

Geboren wurde Henrich Steffens am 2. Mai 1773 im norwegischen Stavanger. Sein Vater kam aus dem damals dänischen Holstein. Er selbst war sogar in der niederländischen Kolonie Surinam geboren, wuchs aber in Rendsburg auf und diente in der dänischen Armee als Regimentsarzt. Zu Hause wurde sowohl deutsch als auch dänisch gesprochen. Steffens verstand zwar deutsch und konnte die Sprache auch lesen, aber erst als Erwachsener lernte er, sie auch flüssig zu sprechen.

Die Familie Steffens stammte also nicht ursprünglich aus Norwegen, das damals zur dänischen Krone gehörte. Über einige Zwischenstation landete die Familie schließlich 1787 in Kopenhagen. Schon als Kind hatte Steffens gern Märchen gehört und fand besonderen Gefallen an Erzählungen vom Überleben auf einsamen Inseln nach Daniel Defoes *Robinson Crusoe* (1719), besonders an Johann Heinrich Campes *Robinson der Jüngere* (1776), das Ende des 18. Jahrhunderts eines der populärsten Kinderbücher überhaupt gewesen ist. In der Bibliothek seines Vaters begann Steffens, zunächst die Literatur der deutschen Aufklärung für sich zu entdecken, darunter damals so populäre Autoren wie Friedrich Gottlieb Klopstock, Albrecht von Haller und Christian Fürchtegott Gellert. Für neuere Bücher hatte dem Vater das Geld gefehlt; die jüngeren Dichter des Göttinger Hains – Ludwig Heinrich Christoph Hölty, Johann Heinrich Voss oder die Brüder Stolberg –, die als Klopstock-Bewunderer die deutsche Lyrik revolutionierten, lernte er schon im Kreis seiner Schulfreunde kennen. Am meisten beeindruckten ihn jedoch zwei andere Autoren: Lessing und

4 Henrich Steffens, Brief an Josef Max vom 6. Februar 1840, in: Max Tietzen (Hrsg.), *Zur Erinnerung an Henrich Steffens: Aus Briefen an seinen Verleger*, Leipzig 1871, S. 53.

Goethe. Bei Lessing war es »nicht der Inhalt allein, ja nicht einmal vorzüglich dieser, der mich anzog, es war mehr noch die klare, in sich abgeschlossene Form der Darstellung. Ich las alles, was ich von ihm auftreiben konnte, mit einem wahren Heißhunger.«⁵ Goethe prägte ihn noch weitaus mehr, vor allem der erste Teil des *Faust*:

Die Sprache selbst schien mir einen Klang zu haben, den ich bis jetzt nie vernommen hatte, eine geheime Macht, einen Zauber zu besitzen, den ich noch nicht kannte. [...] Immer von Neuem wurde ich von der seltsamen Sprache angezogen, die mir wie wunderbare Geistermusik aus dem Innersten, Verborgenen der Seele wieder heraustönte. Der geheime Schmerz, der kaum geahndet in der Freude des Wissens ruht, ward ein geheimer Stachel, der die Luft erhöhte, nicht hemmte. Viele Stellen habe ich wie unwillkürlich in meinem Gedächtniß aufbewahrt, sie waren nicht zu verdrängen. Gretchens Kummer und Wehklagen erschienen mir als die tiefsten des ganzen Daseins [...] Ein neuer Grundton meines ganzen Daseins war angeschlagen und bebte leise, in gewaltigen Schwingungen in meinem Innern nach. Noch immer gibt es Stellen im *Faust*, die, wenn sie mir unwillkürlich entgegentreten, mich überwältigen und mit der Macht eines ganzen Lebens ergreifen. Es war die innerste, die erste, tiefste Erschütterung des jugendlichen Gemüths, die mannigfach variirt angeschlagen wurde und als ein geheimer Klagegesang eines schuldbeußten Daseins immer wieder von neuem aus dem Innersten sich hören ließ.⁶

⁵ Heinrich Steffens, *Was ich erlebte: Aus der Erinnerung aufgeschrieben*, Bd. 2, Breslau 1840, S. 104–105 (Neuausgabe: Berlin 2015–2018, Bd. 2, S. 69).

⁶ Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 1, S. 292–294 (Neuausgabe: Bd. 1, S. 174/175). Ob sich dieses Erweckungserlebnis so abgespielt hat, darf man bezweifeln. Steffens datiert seine *Faust*-Lektüre zwar auf das Jahr 1789. Die erste Buchausgabe von Szenen aus dem Stück stammt allerdings überhaupt erst von 1790. Vielleicht geht es eher um eine Teleologie im Hinblick auf den persönlichen Umgang mit Goethe, den er nicht nur bewunderte, sondern mit dem er später auch Umgang hatte.

Zum Zeitpunkt seiner *Faust*-Lektüre besuchte Steffens bereits die Kopenhagener Universität. Nach den Plänen seiner Eltern hätte er Theologie studieren und Priester werden sollen. Er hatte aber längst Interesse an den Naturwissenschaften entwickelt und dazu bereits als Schüler Vorlesungen an der Universität gehört. Allerdings musste er sich das Studium selbst finanzieren: Die Mutter war gestorben, der verwitwete und verschuldete Vater hatte sich in seine Heimatstadt, das holsteinische Rendsburg versetzen lassen. Ein Onkel nahm den jungen Steffens zwar in sein Haus auf, wollte aber nicht die Kosten des Studiums tragen. Seinen Lebensunterhalt verdiente er daher mit Privatstunden in Chemie und Pharmazie sowie mit schriftstellerischen Kleinaufträgen. Formell eingeschrieben war er nicht und betrachtete sich als Privatgelehrter.

Auch mit dem literarischen Schreiben hatte Steffens bereits in der Schulzeit begonnen, zunächst auf Dänisch. Beeindruckt von Henry Fielding und Samuel Richardson verfasste er ganze Romane, die heute verloren sind. Seine frühesten noch erhaltenen literarischen Texte stammen von einer Forschungsreise in die norwegische Heimat, die er 1794 im Auftrag der privaten Kopenhagener Gesellschaft für Naturgeschichte unternahm. Allerdings führte ihn die Reise nicht in die Region, in der er seine frühe Kindheit verbracht hatte, sondern in die Gegend um das weiter nördlich gelegene Bergen, wo er Mollusken sammeln und die Struktur der dortigen Gebirge erforschen sollte. Es war keine glückliche Zeit: Der wissenschaftliche Ertrag war aus seiner Sicht ungenügend, der Bischof von Bergen überzog ihn mit seinem Zorn, weil man ihn als Parteigänger von dessen Gegnern verleumdete. Obendrein hatte Steffens mit einer schweren Melancholie zu kämpfen:

Wenn ich rasch durch die weiten Thäler schritt, mit übertriebener Eile die steilen Abhänge hinaufkletterte, da fühlte ich eine gewisse reine Zuversicht, mit den ungeheuern Massen zu ringen, ja sie zu besiegen. Aber, wenn ich auf den kahlen Höhen herumging, wenn ich in das weite brausende Meer

unklar durch den Nebel blickte, dann beschlich mich ein Gefühl des Verlassenseins, dann drängte sich das Bewußtsein meiner furchtbaren Einsamkeit auf, und ich sah keine Hülfe für die Gegenwart, keine Hoffnung für die Zukunft.⁷

In dieser Stimmung begann er in einem Notizbuch die Passage aus den *Leiden des jungen Werther* zu übersetzen, in welcher der verzweifelte Protagonist vor der geliebten Lotte Stellen aus den angeblichen Gedichten des gälischen Autors Ossian liest, einer Fälschung des schottischen Lehrers James Macpherson, die das gebildete Lesepublikum in ganz Europa faszinierte. Dann bricht der Text ab, und Steffens dichtet selbst in ossianischem Stil auf Dänisch weiter.⁸

Vom wissenschaftlichen Ertrag der Reise war Steffens, wie gesagt, enttäuscht. Allerdings bildeten seine Erlebnisse die Keimzelle für die farbenreichen Schilderungen der norwegischen Landschaft und Kultur, die seine Novellen später beliebt machten. Da er sich schämte, mit seinen mageren Ergebnissen nach Kopenhagen

7 Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 3, S. 62 (Neuausgabe: Bd. 3, S. 46).

8 »Ossian! dein Geist beseelt mich. Fürchterlich sausen die Winde zwischen den halbtoten Gletschern, mischen ihren Laut mit dem niederrasenden Wildbach. Heulender Regen hatte seine Wasser anschwellen lassen, schäumend stürzen sie nieder von steilen dunklen Klippen. Die herabfallenden Tropfen kleben im Moos der Steine, verdunkeln die Seiten der Klippen. Leicht gleitet der Fuß des ermatteten Wanderers aus, der vor dem Abgrund erschauert und sich ängstlich am trockenen Gras festklammert. – Dunkle Wolken bedecken den Himmel und verbergen den schrecklichen Blick auf die ragenden Bergspitzen und den hell leuchtenden Tagkönig. – Wir sehen ihn nicht, sehen nicht die ragenden Berggipfel – zitternd traten sie hinter die dunkelgrauen Wolken zurück. Das verwelkte Laub deckt die Erde. Traurig stehen die entblößten Bäume, die ihre Zier verloren haben. Die Samen mit ihren weißen Schwingen der trotzigen Distel wehen traurig umher und bitten um Rast und finden sie nicht. Der Regen netzt das trockene Gras – aber ach! er stärkt es nicht. Zu spät kommst du, sonst so erquickender Regen. Das Gras stirbt in deinen Armen. O! Selig, zehnfach selig, wer das Laub der Bäume fallen und die Pflanzen welken sieht und nur denkt: jetzt kommt der Winter« (zit. nach der Übersetzung von Paul, *Henrich Steffens*, S. 72/73). Dort ist auch der dänische Originaltext abgedruckt. Zur Bedeutung des Notizbuches für Steffens' Entwicklung siehe Fritz Paul, »Naturwissenschaften und Spekulation: Heinrich Steffens' Tagebuch von 1794 als ein Spiegel einer Bewußtseinskrise«, in: EDDA: NORDISK TIDSKRIFT FOR LITTERATURFORSKNING 71 (1971): S. 301–307.

zurückzukehren, beschloss Steffens, zunächst nach Deutschland zu reisen. Schon jetzt hatten die philosophischen und wissenschaftlichen Entwicklungen dort seine Aufmerksamkeit geweckt: »Alles, was die Deutschen wollen, [...] was ihre größten Geister suchen, ist auch Gegenstand deines sehnsüchtigen Strebens; dort regt sich ein geistiger Kampf, an dem du Theil nehmen muß; du bist hier, aber schon jetzt lebst du dort; erst, wenn es dir gelungen ist, dich auszuzeichnen, wirst du nach Kopenhagen zurückkehren.«⁹

Steffens' erstes Ziel war Hamburg, doch auf der Reise dorthin erlitt er Schiffbruch und verlor mit Ausnahme des Notizbuchs seine gesamten wissenschaftlichen Aufzeichnungen. Nach dem erfolglosen Versuch, in der Hansestadt Fuß zu fassen, zog er zum Vater ins dänisch-holsteinische Rendsburg. Obwohl Steffens seit seiner Kindheit mühelos Deutsch gelesen und verstanden hatte, begann er erst jetzt, die Sprache flüssig zu sprechen. Seinen dänischen Akzent legte er jedoch bis zum Lebensende nicht ab. Aus der Rendsburger Zeit sind einige wenige dänische Gedichte erhalten; das wichtigste literarische Projekt war eine Übersetzung von *Wilhelm Meisters Lehrjahre* ins Dänische, für die sich jedoch kein Verleger fand.

Ab 1796 las Steffens als Privatdozent für Naturgeschichte an der deutschsprachigen Universität in Kiel. Beeindruckt von Friedrich Heinrich Jacobis Buch *Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn* (1785), begann er sich intensiver mit der deutschen Philosophie und Literatur der Gegenwart zu beschäftigen. Daher wünschte er sich, eine längere Zeit in den Zentren dieser neuen Bewegung, nämlich in Weimar und Jena zu verbringen. Diese Gelegenheit ergab sich 1798, als Graf Ernst Heinrich Schimmelmann, der dänische Finanz- und Handelsminister, Steffens ein Stipendium für die Bergakademie im sächsischen Freiberg verschaffte.

Steffens nutzte das Geld zunächst aber für etwas anderes – einen längeren Aufenthalt in Jena, wo er mit dem gerade dorthin berufenen Friedrich Schelling (1775–1855) eine lebenslange Freundschaft

9 Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 3, S. 118 (Neuausgabe: Bd. 3, S. 76).

schloss. Beide ergänzten sich und beeinflussten einander wechselseitig: Schellings Naturphilosophie verlieh Steffens' wissenschaftlichen Untersuchungen die notwendige Tiefe, während Schelling sich aus dem enormen Wissensfundus des zwei Jahre Älteren bediente, um seine Arbeiten mit empirischen Beispielen anzureichern. Durch ihn geriet Steffens in den Kreis der Jenaer Romantiker, die einen engen Zirkel formten, in dem sie sich austauschten und gegenseitig anregten. Obwohl er diese Zeit später als seine »Wiedergeburt« beschrieb, hatte er auch Vorbehalte, vor allem gegen Friedrich und August Wilhelm Schlegel: »Ihr Mangel an eigentlicher Wissenschaft war mir immer zuwider [sic].«¹⁰ Alles in allem nahm Steffens aber enthusiastisch an der sich bildenden Romantik teil. Sie war es, die seine wissenschaftlichen und literarischen Grundsätze formte, mit der er sich später in seinen Novellen aber auch kritisch auseinandersetzte.

Auch Goethe lernte er kennen, der ihn nach anfänglichem Zögern herzlich aufnahm. Selbst als er später Vorbehalte gegen Steffens' spekulative Naturphilosophie hegte, nannte Goethe ihn noch einen »Sirius unter den kleinen Gestirnen«, der »mit cometenartigen Strahlen«¹¹ funkele. Über den Komponisten Johann Friedrich Reichardt, dessen Tochter Steffens später heiratete, lernte er Ludwig Tieck (1773–1855) kennen, den zweiten lebenslangen Freund aus dem Kreis der Romantiker, der später zu seinem wichtigsten literarischen Vorbild avancierte. Obwohl Steffens damals keine Dichtungen publizierte, schmuggelte er gelegentlich Gedichte in Briefe ein. In den nächsten Jahrzehnten scheint er tatsächlich kaum literarisch tätig gewesen zu sein.

Steffens hielt sich so lange in Jena auf, dass ein Brief seiner Geldgeber »aus Dännemark« ihm, wie er berichtet, sein »Theoretisieren

¹⁰ Henrich Steffens, Brief an Friedrich Schelling vom 18. Oktober 1800, in: Wolfgang Feigs, *Deskriptive Edition auf Allograph-, Wort- und Satzniveau, demonstriert an handschriftlich überlieferten, deutschsprachigen Briefen von H. Steffens*, Bd. 2, Bern 1979–1982, S. 77.

¹¹ J.W. Goethe, Brief an Friedrich August Wolf vom 31. August 1806, in: Johann Wolfgang Goethe, *Goethes Werke: Weimarer Ausgabe*, hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, Bd. IV/19, Weimar 1887–1919, S. 187.

sehr ernstlich vorwarf« und ihm »gnädigst befahl, [sich] mit dem Hüttenwesen zu beschäftigen.«¹² Nun begab er sich endlich nach Freiberg. Ihren exzellenten Ruf verdankte die dortige Bergakademie ihrem Leiter Abraham Gottlob Werner (1749–1815), der heute als Begründer der wissenschaftlichen Mineralogie gilt. Werner korrespondierte nicht nur mit Goethe und beeinflusste dessen Ansichten, er bildete eine ganze Generation romantischer Wissenschaftler aus, unter ihnen Novalis, Alexander von Humboldt, Gotthilf Heinrich Schubert und den Dichter Theodor Körner.¹³ Steffens fand Freiberg und seine Umgebung erschreckend hässlich, aber wissenschaftlich wurde es eine produktive Zeit für ihn. 1801 erschien das Ergebnis seiner Studien, die Goethe gewidmeten *Beyträge zu einer inneren Naturgeschichte der Erde*. Sie erregten großen Aufsehen, gerade weil die Geologie, der Blick ins Innere der Erde, zur Leitdisziplin der romantischen Naturforschung aufstieg und Novalis, Tieck und später auch E. T. A. Hoffmann das Hinabsteigen als Blick ins Innere der menschlichen Seele zum literarischen Topos machten. An dieser Entwicklung hatten auch die *Beyträge* ihren Anteil.

1802 kehrte Steffens nach Kopenhagen zurück, um dort eine Stellung zu suchen, und hielt zwei populäre Vorlesungsreihen. Mit der ersten, der erst kürzlich ins Deutsche übertragenen *Einführung in philosophische Vorlesungen*, die er im Winter 1802/03 hielt, vermittelte er das Gedankengut der deutschen Romantik nach Dänemark. Zwar hatte es bereits vorher Einzelne gegeben, die sich mit der Philosophie Kants und seiner Nachfolger beschäftigt

¹² Henrich Steffens, Brief an Friedrich Schelling vom 26. Juli 1799, in: Feigs, *Deskriptive Edition*, Bd. 2, S. 3.

¹³ Vgl. Alexander M. Ospovat, »Romanticism and German Geology: Five Students of Abraham Gottlob Werner«, in: *EIGHTEENTH-CENTURY LIFE 7.2* (1982): S. 105–117, sowie ausführlicher: Michaela Haberkorn, *Naturhistoriker und Zeitenseher: Geologie und Poesie um 1800: Der Kreis um Abraham Gottlob Werner*, Bern 2004. Eingehender zu Werners Rolle für die romantische Naturwissenschaft vgl. auch: Andre Wakefield, »Abraham Gottlob Werner: Geld, Romantik, Klassifikation«, in: *Physik um 1800: Kunst, Naturwissenschaft oder Philosophie?*, hrsg. von Olaf Breidbach und Roswitha Burwick, München 2012, S. 139–160.

hatten, doch Steffens wirkte als Katalysator, der eine breitere Beschäftigung mit der deutschen Literatur und Philosophie der Zeit in Dänemark inspirierte.¹⁴ Die zweite Vorlesungsreihe, die sich mit Goethe beschäftigte, ist leider verloren; sofern Steffens sie nicht überhaupt aus dem Stegreif hielt – auch dafür waren seine Vorlesungen bekannt.

Steffens' Hoffnung auf eine Professur in Kopenhagen zerschlug sich. Stattdessen erhielt er 1804 einen Lehrstuhl für Philosophie in Halle, wo Wilhelm Grimm, Joseph von Eichendorff und Karl August Varnhagen von Ense zu seinen Studenten gehörten und der romantische Theologe Friedrich Schleiermacher zeitweise sein Hausgenosse wurde. Nach den Niederlagen gegen Napoleon bei Jena und Auerstedt wurde die preußische Universität jedoch aufgelöst. Steffens war abermals ohne feste Stellung und versuchte sein Glück noch einmal – und wieder vergebens – in Dänemark. 1808 konnte er an die verkleinerte Universität Halle zurückkehren, die jetzt zum Königreich Westfalen gehörte. Dort regierte allerdings Napoleons Bruder, König Jérôme, der in Kassel residierte. Für Steffens war es auf Dauer kein haltbarer Zustand, gerade für diesen Dienstherrn zu arbeiten. Zudem war die Zahl der Studenten in Halle bedrohlich zurückgegangen – viele Professoren konnten unter diesen Bedingungen kaum noch ihren Lebensunterhalt verdienen. Nach einem weiteren Fehlversuch zur Rückkehr nach Dänemark hoffte Steffens, an die neu gegründete Universität in Berlin wechseln zu können, wo sich Freunde wie Schleiermacher oder der ebenfalls aus Halle berufene Mediziner Johann Christian Reil für ihn verwendeten. Diese Hoffnung zerschlug sich bald. Dafür erhielt Steffens 1811 das Angebot, auf eine Professur für Naturgeschichte an der Universität Breslau zu wechseln. Er nahm notgedrungen an und engagierte sich an seinem neuen Wirkungs-ort, gab aber die Hoffnungen auf Berlin nie ganz auf.

¹⁴ Vgl. Helge Hultberg, »Henrich Steffens«, in: *Dänische ›Guldalder‹-Literatur und Goethezeit: Vorträge eines Kolloquiums am 29. und 30. April 1982*, hrsg. von Klaus Bohnen, Sven-Aage Jørgensen und Friedrich Schmöe, Kopenhagen/München 1982, S. 22.

In Schlesien engagierte sich Steffens schon bald in anti-napoleonischen Zirkeln, deren Treffen jedoch geheim bleiben mussten. Nach der Niederlage des französischen Kaisers bei Moskau sah er die Gelegenheit, aus der Deckung zu kommen, und rief seine Studenten öffentlich dazu auf, sich als Freiwillige für den Kampf gegen Frankreich zu melden. Neben Schleiermacher, dem Philosophen Johann Gottlieb Fichte und dem Biologen Lorenz Oken gehörte Steffens zur intellektuellen »Generation von 1813«, die wesentlich zur verbalen Mobilmachung gegen Frankreich beitrug. Steffens beließ es auch nicht bei flammenden Worten – der preußisch-deutsche Nationalist mit dänischen Wurzeln verließ selbst zeitweise seine Professur, um als Verbindungsoffizier für August Neidhart Gneisenau, den Stabschef Blüchers, zu arbeiten. Steffens nahm an der »Völkerschlacht« bei Leipzig teil und zog 1814 mit dem preußischen Heer in Paris ein, auch wenn er diese Gelegenheit vor allem zu Treffen mit führenden Naturforschern nutzte. Trotz aller Abneigung gegen Frankreich fiel seine Aversion noch vergleichsweise moderat aus, wenn man sie mit den aggressiveren Texten von Zeitgenossen wie Heinrich von Kleist, Ernst Moritz Arndt oder Theodor Körner vergleicht. Im Mai 1814 aus dem Heer entlassen, kehrte Steffens nach Breslau zurück und setzte den Lehrbetrieb fort. Neben den wissenschaftlichen Arbeiten wurde die politische Publizistik sein neues Betätigungsfeld. Steffens verstand sich selbst als gemäßigten Konservativen, die radikalen Anhänger einer deutschen Einigung wie der »Turnvater« Friedrich Ludwig Jahn waren ihm zuwider. Die Erläuterung seiner politischen Ansichten nahm in diesen Jahren einen Großteil von Steffens' Arbeitszeit in Anspruch. *Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden* (1817) und die zweibändigen *Caricaturen des Heiligsten* (1819–1821) waren in dieser Phase seine wichtigsten Texte.¹⁵ Auch gegen den Zusammenschluss zwischen der

¹⁵ Zu Steffens' politischer Publizistik vgl. Werner Abelein, *Henrik Steffens' politische Schriften: Zum politischen Denken in Deutschland in den Jahren um die Befreiungskriege*, Tübingen 1977; sowie Bergner, *Henrich Steffens: Ein politischer Professor*.

lutherischen und der reformierten Kirche in Preußen wandte er sich und engagierte sich im Namen der »altlutheranischen« Gemeinde in Breslau, die sich gegen die Fusion sperrte. Wie andere Naturwissenschaftler in dieser späten Phase der Romantik schrieb auch er eine eigene *Anthropologie* und veröffentlichte sie 1822.

Die frühen 1820er Jahre waren aber auch die Zeit, in der Steffens' eigentliche belletristische Tätigkeit begann. Nach den *Geschichten, Märchen und Sagen* (1823), einem gemeinsamen Sammelband mit Friedrich Heinrich von der Hagen und E. T. A. Hoffmann, erschienen vier große Novellenzyklen, die oft mehr als tausend Druckseiten umfassten: *Die Familien Walseth und Leith* (5 Bde., 1827), *Die vier Norweger* (6 Bde., 1828), *Malkolm* (4 Bde., 1831) und *Die Revolution* (3 Bde., 1837). Damit gewann er schnell eine enorme Popularität, erntete aber auch vernichtende Kritiken. Beides, das Werk und seine Rezeption, werden unten ausführlich dargestellt.

Das Jahr 1832 brachte die letzte große Veränderung in Steffens' äußeren Verhältnissen: Den Traum von einem Wechsel nach Berlin hatte er nie aufgegeben, und er versuchte weiterhin seine dortigen Verbindungen – etwa zu Rahel Varnhagen – zu seinen Gunsten einzusetzen. Aber erst der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm IV. bewirkte Steffens' Versetzung, wohl auch, um religiöse Streitigkeiten in Breslau zu befrieden.¹⁶ Steffens hielt Vorlesungen, wurde 1834/35 zum Rektor der Universität gewählt und 1835 in die Berliner Akademie der Wissenschaften berufen. Auch am intellektuellen Leben der Stadt nahm er teil. In seinen letzten Lebensjahren zog sich Steffens allerdings zurück und widmete sich der Niederschrift seiner Autobiographie *Was ich erlebte*, die 1840–1844 in nicht weniger als zehn schmalen Bänden erschien. Als der Druck der fast viertausend Seiten abgeschlossen war, schrieb er wehmütig seinem Verleger Josef Max: »So ist also unsere literarische Verbindung, wer weiß ob nicht *auf immer*, geschlossen [...]. Ich vergesse nie die Freundschaft und die Güte, mit welcher sie

¹⁶ Vgl. Henningsen, »Henrik Steffens«, S. 192.

mich so lange Jahre hindurch behandelt haben.«¹⁷ Wenige Monate später, am 13. Februar 1845, starb er an einem Blutsturz. Friedrich Schelling schrieb in seinem Nachruf: »[W]er noch in den letzten Jahren ihn hörte und sah, wie er in freier, überströmender Rede, mit herzugewinnender Freundlichkeit, noch immer ergriffen, von den höchsten Dingen redend, sein Inneres aufschloß, der wird mir beistimmen, daß man von ihm sagen könne: Er ist in seiner Jugend gestorben.«¹⁸

Nach seinem Tod geriet Steffens schnell in Vergessenheit. Das galt besonders für seine Novellen, für die im gewandelten Zeitgeschmack des Poetischen Realismus kein Platz mehr schien. Anders erging es der Autobiographie *Was ich erlebte*, die von Wilhelm Dilthey in seiner 1870 erschienenen Biographie Friedrich Schlegels gewürdigt wurde und später gelegentlich Neuauflagen – auch in Auszügen – erlebte, zuletzt in den 1990er Jahren durch den Wissenschaftshistoriker Dietrich von Engelhardt, bevor das Werk nun, ebenfalls im Golkonda-Verlag, von Bernd Henningsen neu herausgegeben wird.

Selbstbild und Gesamtwerk

*Ich war von Schreiben und Ärger ganz elend.*¹⁹

Obwohl Steffens sich im Zirkel der Frühromantiker bewegte und mit vielen einflussreichen Schriftstellern seiner Zeit befreundet war, fand er erst spät zu einer Existenz als belletristischer Autor. Eine eigene Poetik hat er nie entwickelt; trotzdem sind seine früheren Schreibversuche ein Thema, auf das er in der Autobiographie

¹⁷ Henrich Steffens, Brief an Josef Max vom 7. Dezember 1844, in: Tietzen, *Zur Erinnerung an Henrik Steffens*, S. 80.

¹⁸ Friedrich Schelling, »Aus einem öffentlichen Vortrag zu H. Steffens Andenken, gehalten am 24. April 1845«, in: Henrich Steffens, *Nachgelassene Schriften*, Berlin 1846, S. LVII.

¹⁹ Henrich Steffens, Brief an Adam Oehlenschläger vom 2. November 1828, in: Feigs, *Deskriptive Edition*, Bd. 2, S. 353.

immer wieder die Rede bringt. Gern hätte er schon in der Jenaer und Freiburger Zeit ein Epos verfasst, das Dantes *Göttlicher Komödie* ebenbürtig gewesen wäre.²⁰ Dabei scheiterte er aber immer wieder, teils an den eigenen hohen Ansprüchen, teils, weil er nicht fähig war, seine überschäumende Phantasie mit Hilfe passender Formen zu zähmen:

Das Gedicht, welches mir vorschwebte, würde ein Epos des Alls sein, und die Geschichte erstirbt an der Ausarbeitung dieses Gedichtes; wie sollte ein beschränkter Mensch es darstellen können? Der geborne Dichter hat seine Freude an der Darstellung; er ist gleichgültiger in der Wahl des Gegenstandes. Mir war der Gegenstand jederzeit zu mächtig. Doch wenn die Seligkeit des Dichters darin besteht, daß der ganze Gegenstand bei einer jeden, auch scheinbar engen Darstellung ihn durchdringt, so habe ich sie gefühlt wie wenige.²¹

Aber wozu die schriftstellerischen Versuche, wenn sie aus Steffens' Sicht nur »zum Beweise dienen, wie wenig, ich doch im strengen Sinne Dichter genannt werden kann«?²² Weil er in ihnen eine Seite seiner Subjektivität aussprechen konnte, für die in seinen wissenschaftlichen und politischen Schriften kein Raum war – und wenn er, »was mich innerlich erfüllte«,²³ trotzdem dort äußerte, stieß er auf Kritik bei den Rezensenten. Dies wohl umso mehr, je stärker die romantischen Versuche einer Synthese zwischen Philosophie, Naturwissenschaft und Dichtung, wie sie etwa Novalis und Schelling, aber auch ihre Zeitgenossen Johann Wilhelm Ritter und Gotthilf Heinrich Schubert um 1800 anstrebten,²⁴ bei späteren Generationen in Misskredit gerieten. Gleichzeitig wurde das

²⁰ Vgl. Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 9, S. 347.

²¹ Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 4, S. 401–402 (Neuausgabe: Bd. 4, S. 235–236).

²² Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 4, S. 402 (Neuausgabe: Bd. 4, S. 236).

²³ Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 9, S. 349.

²⁴ Vgl. dazu ausführlich Höppner, *Natur/Poesie*.

Bedürfnis, im Schreiben seine Überzeugungen aussprechen, bei Steffens immer stärker:

Besonders ging ein Gedanke, der sich nicht abweisen ließ, durch mein ganzes Leben, der Allem seine höchste Wahrheit verlieh. Durch die Religion erhielten alle Begriffe ihre höchste Bestätigung, als sittlich religiöse Thaten. Daher die fast krankhafte Neigung, mit der ich viel zu kämpfen hatte, mein Inneres da zu enthüllen, ja eine Beichte abzulegen, wo es weder passend, noch schicklich war. Ein Ausweg schien mir die Dichtung.²⁵

Dabei hatte sich Steffens, als er literarisch aktiv wurde, zunächst mehr als Herausgeber alter Texte denn als eigenständiger Autor verstanden. Angeregt durch Sammlungen wie *Des Knaben Wunderhorn* (1806/08) von Clemens Brentano und Achim von Arnim, den Arbeiten seines Studenten Wilhelm Grimm und den *Minneliedern aus dem schwäbischen Zeitalter* (1803) seines Freundes Ludwig Tieck,²⁶ begann auch Steffens, sich näher mit Volksliedern, Märchen und der Literatur des Mittelalters zu beschäftigen. Er gestand zu, dass es die persönlichen Beziehungen waren, die ihn auf diese »geistige Bewegung der Zeit« aufmerksam gemacht hatten, aber »doppelt wichtig erschien sie mir, weil [...] Deutschland, wie es aus der uralten, noch zum Theil verschlossnen dunklen Vergangenheit, mir nahe trat, mir immer bedeutender ward, und selbst meine eignen Studien [...] aus der alten Quelle deutschen Geistes entsprangen und eine Verwandtschaft der fremdartigen Bestrebungen des *einen*, in allen seinen Richtungen bewegten Lebens kund thaten und erkennen ließen«.²⁷

²⁵ Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 9, S. 348.

²⁶ Zum Sammeln als literarischer Tätigkeit seit Herder vgl. ausführlich: Günter Häntzschel, *Sammel(l)ei(denschaft): Literarisches Sammeln im 19. Jahrhundert*, Würzburg 2014.

²⁷ Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 6, S. 120.

Sein literarisches Debüt waren daher seine Beiträge zum gemeinsamen Projekt mit einem Breslauer Freund und Kollegen, dem Philologen Friedrich Heinrich von der Hagen (1780–1856), der vor allem durch seine Editionen des *Nibelungenliedes* und der *Edda* bekannt geworden war. Der bei seinen Kollegen wegen eigentümlicher Editionstechniken umstrittene Hagen plante einen Band, der bei seinem Erscheinen 1823 den schlichten Titel *Geschichten, Märchen und Sagen* trug und der im Vorwort zu diesem Band ausführlich vorgestellt wird. Steffens hatte mehrfach vergeblich versucht, Ludwig Tieck zu einem Beitrag zu überreden.²⁸ Stattdessen enthielt der Band den Erstdruck von »Meister Johannes Wacht«, einer Erzählung von E. T. A. Hoffmann.

Die *Geschichten, Märchen und Sagen* waren wegen ihrer philologischen Grundhaltung kaum mehr als ein Vorspiel zu Steffens' eigentlichem literarischem Werk. Vor allem die ersten drei Zyklen – *Die Familien Walseth und Leith*, *Die vier Norweger* und *Malkolm* – begründeten Steffens' literarischen Ruhm. In ihnen feierte er den Typus des rauhen, aber edlen Norwegers, der sich vom sittlichen Niedergang Kontinentaleuropas – und besonders Frankreichs – fernhalten will.

Steffens' stilisiertes Bild seiner Geburtsheimat speist sich aus seiner Herkunft, die er in seinen Schriften immer wieder idealisiert, aber auch aus den Erfahrungen der missglückten Forschungsreise und einer weit ehrenhafteren, die ihn 1824 nach Norwegen und Schweden führte. Im heutigen Oslo, das damals noch den Namen Christiania trug, nahm er am Storting, der norwegischen Volksversammlung teil. In einem eigenen Buch brachte er sie und die norwegische Verfassung seinen deutschen Lesern nahe.²⁹

Auf dieser Reise fand Steffens zum eigentlichen Stoff seiner

²⁸ Vgl. Steffens' Briefe an Tieck vom 8. und 14. September 1819 sowie aus der ersten Jahreshälfte 1821 in: Feigs, *Deskriptive Edition*, Bd. 2, S. 272, 274 und 283.

²⁹ Dabei verschwieg der überzeugte Konservative Steffens wohlweislich, dass die Verfassung, damals eine der fortschrittlichsten der Welt, nach dem Vorbild der französischen von 1793 gestaltet war, die auf dem Höhepunkt der Revolution entstand.

Novellen: Er entschloss sich, »eine Darstellung des norwegischen Lebens zu wagen. Ueber die Form war ich noch nicht mit mir einig. Alle meine Erinnerungen von Norwegen, Alles, was ich mittelbar durch Freunde und Verwandte vernommen hatte, erhielt nun erst einen ordnenden Mittelpunkt.«³⁰ Ein weiterer Grund dürfte allerdings die akute Finanznot gewesen sein, in der sich Steffens nach der Reise befand: »Ich hatte eine gewaltige Menge Schulden, einen sehr verwickelten Process sogar und einen Advocaten, der mich immer tiefer in den Dr– hineinführte: Ich ass aus einer Garküche und schrieb Novellen[.] [...] Aber konnte ich wie ich wollte? Die nahen Gläubiger zwangen mich.«³¹ Wohl auch darum schlug ihm sein Verleger Josef Max vor, in den verhältnismäßig lukrativen belletristischen Markt einzusteigen.

Das war aber nicht seine einzige Motivation. Später sprach er auch von einer »inneren Heimath«, einer »Phantasiewelt«, in die er sich gern versenke. An Max schrieb er vor der Arbeit an *Die Revolution*: »Ich freue mich schon auf eine Arbeit, die dem Geiste in jeder Rücksicht freie Bahn läßt und was innere Erfahrung mir gab, an äußerlich Erlebtes wie an den natürlichsten Faden anknüpft.«³²

Auch wenn die Schulden die Initialzündung für Steffens' novellistisches Werk abgaben, verfolgte er als Autor durchaus inhaltliche Ziele; insofern er seine religiösen und politischen Überzeugungen in eine erzählerische Form goss, waren Steffens' literarische Arbeiten Teil einer konservativen *litterature engagée*, die einen Mittelweg suchte zwischen der bloßen Rechtfertigung der alten Kleinstaaterei vor 1806 und einer jungdeutschen Bewegung, die sie als zu radikal ablehnte. Da der Nicht-Muttersprachler Steffens seine Schriften und damit auch die Novellen auf Deutsch verfasste, fanden sich in den Manuskripten regelmäßig grammatische Fehler, wie man

³⁰ Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 9, S. 238.

³¹ Vgl. etwa Steffens' Brief an Adam Oehlenschläger vom 2. November 1828, in: Feigs, *Deskriptive Edition*, Bd. 2, S. 353–355.

³² Henrich Steffens, Brief an Josef Max vom 6. September 1835, in: Tietzen, *Zur Erinnerung an Henrik Steffens*, S. 34/35.

besonders an seinen unredigierten Briefen sieht.³³ Sie mussten also vor dem Druck korrigiert werden. Bei den Novellen übernahm dies wohl Steffens' Freund und Verleger Josef Max, bei dem die meisten seiner späten Schriften auch erschienen.

Der erste Zyklus, *Die Familien Walseth und Leith*, ist in vieler Hinsicht der ambitionierteste von allen. Hier verfolgt Steffens die Geschichte zweier deutsch-norwegischer Familien durch das Europa des 18. Jahrhunderts. Schon hier stellt Steffens die norwegische Idylle und ein moralisch vielfach verdorbenes Kontinentaleuropa gegeneinander, versucht aber gleichzeitig, die Geschichte beinahe eines ganzen Jahrhunderts mit abzudecken – etwa die pietistische Bewegung der Herrnhuter, den Siebenjährigen Krieg, die Korsische Republik der 1750er Jahre und die Französische Revolution. Höhe- und Wendepunkt des Zyklus ist sein chronologisches Ende, ein Brand im Kopenhagener Schloss 1793, den Steffens als Student selbst miterlebt hatte.

Allerdings tut Steffens hier etwas, das für seine Erzählungen charakteristisch werden sollte: Der Schlossbrand bildet zwar den Höhepunkt der ersten Novelle, die eigentliche chronologische Erzählung wird aber erst im Laufe der folgenden Bände entfaltet, während der Zyklus als Ganzes aber wiederum mit den Folgen des Feuers endet. Diese Abweichungen von der Chronologie sollen zwar die Spannung steigern, erschweren es dem Leser aber gleichzeitig, dem Verlauf der Handlung zu folgen – ein typischer Zug von Steffens' Erzählungen, den seine Kritiker immer wieder ins Lächerliche zogen.

Die vier Norweger verfahren bereits anders. Im Mittelpunkt des 1828 erschienenen Zyklus stehen die vier norwegischen Freunde Thorstein Asbiörn, Adolph Rossing, Edward Thaulow und Axel Flinthrough. Der erste und letzte Band sind zum großen Teil in Norwegen angesiedelt und bilden einen Rahmen um die anderen vier. Im ersten Band retten die Freunde die junge Clara van der Nael vor ihrem Onkel, einem katholischen Geistlichen, der sie zur

Konversion zu seinem Glauben zwingen will. Ausführlich wird die majestätische Landschaft am Hardangerfjord zwischen Stavanger und Bergen beschrieben, der im Lauf des 19. Jahrhunderts zu einem Symbol der norwegischen Nationalidentität wurde. Bereits in diesem Band zeigt sich die Faszination, die Deutschland und Autoren wie Goethe, Schiller und Fichte auf die vier Protagonisten ausüben. Alle planen, in Deutschland zu studieren, reisen jedoch auf getrennten Wegen dorthin.

Der zweite bis fünfte Band beschreiben die Erlebnisse der vier in Deutschland, wobei jeweils eine der Figuren im Mittelpunkt steht und die anderen nur gelegentlich auftauchen. Alle vier werden mit Aspekten von Steffens' Biographie ausgestattet und durchlaufen ähnliche Erfahrungen und Konflikte wie er. Der Geologe Rossing erlebt in Dresden und seiner Umgebung den Umschlag der Romantik in religiöse Schwärmerei. Der Historiker Thorstein schließt sich 1806 dem Partisanenkampf gegen ihn an und bewährt sich im Kampf gegen Verräter, die ihn und seine Mitkämpfer an das feindliche Heer ausliefern wollen. Der vierte Band handelt vom Kaufmannssohn Edward Thaulow, seines Zeichens Physiker und Mathematiker, der zeitweise in Paris lebt und sich in die Tochter eines französischen Offiziers verliebt. Doch obwohl Thaulow die Ereignisse zunächst aus französischer Perspektive erlebt und es sogar zu einer Begegnung mit Napoleon kommt, schließt er sich später dem Kampf gegen ihn an. Nach dem Ende des Krieges heiratet er die geliebte Französin und zieht sich mit ihr nach Norwegen zurück. Der fünfte Band handelt vom Lebensweg Flinthroughs, der als angesehener Arzt und Naturforscher typische Verfahren der romantischen Medizin praktiziert und den jungen Deutschen Burow – ein wiederkehrendes Motiv in den *Vier Norwegern* – gerade noch vor der Konversion zum katholischen Glauben bewahren kann.

Im Mittelpunkt des sechsten und letzten Bandes, der wiederum in Norwegen angesiedelt ist, steht eine Bergbaukolonie mit utopischen Zügen, die Thorstein, Rossing und Thaulow gemeinsam

³³ Vgl. die Briefe in: Wolfgang Feigs, *Deskriptive Edition*, Bd. 2.

gegründet haben,³⁴ die jedoch kurz vor dem finanziellen Ruin steht. Bewohner eines nahen Dorfes um den intriganten Anwalt Blehr wollen die Kolonie zerstören, um sie wieder ihrem früheren Besitzer Sven Thor zuzuschlagen. Flinthrough und Sven Thors Sohn gelingt es jedoch, den Plan zu vereiteln; die Kolonie kann weiterbestehen.

Sind die *Vier Norweger Steffens'* am stärksten autobiographisches Werk, so ist der nächste Zyklus, *Malkolm*, wohl derjenige, der am wenigsten mit Steffens' eigenen Lebenserfahrungen zu tun hat. Der Titelheld stammt von einem schottischen Clan ab, den es Jahrhunderte zuvor nach Norwegen verschlagen hatte und der im Grenzgebiet zu Schweden eine archaische Existenz unter der Aufsicht seiner uralten Stammutter führt. Deren Sohn, Malkolms Vater, sagt sich von seiner Familie los. Sein Sohn wiederum, der Titelheld, unterstützt die Großmutter zwar finanziell, wird jedoch von ihr verflucht, weil er seine Wurzeln verleugnet. Malkolm durchläuft in Stockholm eine steile Karriere als Politiker und hat glänzende Aussichten, wird jedoch von der geheimnisvollen jungen Bertha angezogen. Heiraten will er sie nicht, weil er ahnt, dass sie eng verwandt sind. Als er sich in Mathilde verliebt, verlässt er Bertha, die inzwischen ein Kind von ihm erwartet. Diese frühere Beziehung erlebt der Titelheld als schuldhaftes Verstrickung.

Den Zenit seiner Laufbahn erfährt Malkolm als Schlossbesitzer und schwedischer Offizier in der Nähe des Kinnekulla-Gebirges. Er ist mit Mathilde verheiratet und Vater eines kleinen Sohnes, wird von den Bewohnern der Gegend geachtet und hat eine glänzende Karriere vor sich. Sein größter Fehler – neben der früheren Liebe zu Bertha, die er Mathilde verschweigt – ist die Wahl seiner Vertrauten. Der Norweger Thorgreen und der ebenfalls von

³⁴ Die Kolonie in den *Vier Norwegern* ist der stärkste Beleg für Joanna Smerekas These, dass Steffens sich in seinem Norwegenbild an der utopischen Literatur in der Nachfolge von Thomas Morus orientiere; vgl. Joanna Smereka, *Henrik Steffens: Ein Breslauer Wissenschaftler, Denker und Schriftsteller aus dem hohen Norden*, Leipzig 2014, S. 188–195.

Schotten abstammende Sinclair erweisen sich als Intriganten. Sie erwecken den Anschein, dass Malkolm einen Umsturz plane. Er wird verhaftet und verliert seinen Besitz. Nun plant er tatsächlich einen Aufstand, aber nur, um seinen eigenen Untergang zu besiegeln. Thorgreen überredet ihn, sich mit dem Großbauern Jacob Helle zu verbünden, der die norwegische Ratsversammlung, den Storting, stürzen und die Unabhängigkeit Norwegens von Schweden ausrufen will. Als Malkolm erkennt, dass er damit ein Unrecht begeht, liefert er sich freiwillig aus und wird von den Schweden zum Tode verurteilt. Mathilde stirbt im Augenblick seiner Hinrichtung. Trotzdem endet der Text auf einer versöhnlichen Note, nämlich mit der Aussicht auf die Hochzeit von Malkolms Sohn Edmund.

Malkolm bedeutet einen Neuanfang in Steffens' Œuvre: Das Buch lebt nicht mehr vom Kontrast zwischen einem idealisierten Norwegen und einem dekadenten Europa. Es konzentriert sich ganz auf seinen skandinavischen Schauplatz im Grenzgebiet zwischen Norwegen und Schweden – die Personalunion von 1814 zeigt ihren Einfluss. In viel stärkerem Maße werden positive und negative norwegische und schwedische Figuren nebeneinandergestellt, und kein anderer von Steffens' Zyklen ist so stark auf eine einzige Hauptfigur ausgerichtet. Der Riss zwischen Gut und Böse verläuft durch ihn hindurch. Die autobiographischen Elemente treten dagegen zurück.

Nach *Malkolm* trat zunächst eine Pause in Steffens' literarischem Schaffen ein, wobei sich seine Novellen weiterhin gut verkauften. 1837/38 wurden sie als *Gesammelte Novellen* noch einmal neu aufgelegt. Den Großteil machen die bisherigen drei Zyklen aus. Der erste der sechzehn Bände – die Vorlage des Buches, das Sie gerade in Händen halten – enthielt Steffens' Beiträge aus den *Geschichten, Märchen und Sagen*, reichte sie aber um zwei Texte an: Friedrich Schellings Version von Steffens' »Trauung« in Terzinen und die bis dahin unveröffentlichte Novelle »Die schlafende Braut«, die zu keinem der großen Zyklen gehört und wohl erst in den 1830er

Jahren entstanden ist. Eine ausführlichere Einleitung in diese Texte finden Sie am Beginn des Bandes.

Ebenfalls 1837 erschien Steffens' letzter Zyklus *Die Revolution*, der ihm besonders am Herzen lag, in dem er sich aber von seinen bisherigen Themen weit entfernte. Hier erzählt Steffens die Geschichte dunkler politischer Umtriebe in einem fiktiven deutschen Kleinstaat, die in einem misslungenen Attentat des Intriganten Adrian und dessen anschließendem Selbstmord gipfeln. Adrians Machenschaften haben aber weder echte politische noch soziale Gründe, sondern wurzeln in einem unbewältigten Familienkonflikt, der seinen Ausgang vor Generationen in Frankreich nahm; die eigentliche Motivation des Übeltäters ist sein Hass auf den alten Louvet, den Großvater des positiv gezeichneten Helden, ein junger Naturforscher romantischen Schlages namens Edward. Die literarische Zensur, die Rolle der Intellektuellen in einer restaurativen Gesellschaft, die beginnende industrielle Revolution – alles, was in den 1830er Jahren tatsächlich zu politischer Unruhe führte –, kommt bei Steffens nicht vor.

Die Revolution war vor allem als Abrechnung mit den liberalen politischen Umtrieben des Vormärz und der Literatur des Jungen Deutschland gedacht, als »ein Werk [...] welches nicht allein für diese Zeit heilsam, sondern auch, als ein Denkmal einer gährenden Epoche für die Zukunft denkwürdig sein würde«. ³⁵ Der Zyklus geriet Steffens zu einem bekenntnishaften Rundumschlag. An seinen Verleger schrieb er:

Wir haben nicht bloß mit [Ludwig] Börne und [Heinrich] Heine zu kämpfen. Die Herren [Karl] Gutzkow, [Eduard] Duller und wie diese Nachahmer der uns nachahmenden Franzosen heißen, bilden ein wahres Geschwür in unserer Literatur und vollends unsere überschwenglichen Weiberconfessionen,

³⁵ Henrich Steffens, Brief an Josef Max vom 6. September 1835, in: Tietzen, *Zur Erinnerung an Henrik Steffens*, S. 34.

umso krankhafter je genialer sie sind, wie Rahel [Varnhagen] und Bettina [von Arnim]. ³⁶

Die Angriffe auf die beiden Autorinnen überraschen auf den ersten Blick: Steffens verkehrte in ihren Berliner Salons, was sich bei Bettina von Arnim, der Schwester Clemens Brentanos, allerdings in dem Moment änderte, als sie selbst als sozial engagierte Schriftstellerin hervortrat. ³⁷ Mit den »uns nachahmenden Franzosen« sind speziell die von der deutschen Romantik beeinflussten Victor Hugo und Honoré de Balzac gemeint, die in der *Revolution* mehrfach namentlich genannt werden. Aber der Zyklus ist nicht nur Abrechnung mit der Gegenwartsliteratur der 1830er Jahre, er greift auch zwei ihrer literarischen Moden auf: erstens die posthume Verehrung des elsässischen Pfarrers Johann Friedrich Oberlin (1740–1826), die vor allem für die konservative Erbauungsliteratur der Zeit typisch ist. ³⁸ Heute kennt man von dieser Mode nur noch eines ihrer Echos, nämlich Georg Büchners Erzählung *Lenz* (1835), in der – historisch verbürgt – der vom Wahnsinn gequälte Sturm-und-Drang-Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz bei Oberlin Zuflucht sucht. Und zweitens spielt eine Episode auf einer Sklavenplantage in den US-amerikanischen Südstaaten. Die USA als Handlungsort waren damals gerade durch Übersetzungen der *Lederstrumpf*-Romane von James Fenimore Cooper und durch den Deutsch-Amerikaner Charles Sealsfield in Mode gekommen.

³⁶ Henrich Steffens, Brief an Josef Max vom 28. März 1835, in: Tietzen, *Zur Erinnerung an Henrik Steffens*, S. 30.

³⁷ Vgl. Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 9, S. 357–358.

³⁸ Vgl. stellvertretend: Henri Lutteroth, *Notice sur Jean-Frédéric Oberlin, pasteur à Waldbach, au Ban-de-la-Roche, mort le 1^{er} Juin, 1826*, Paris/Strasbourg 1826; Gotthilf Heinrich Schubert, *Züge aus dem Leben des Johann Friedrich Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthal*, 1827, 9. Aufl., Nürnberg 1855; D. E. Stöber, »Leben und Wirken Johann Friedrich Oberlin's, Pfarrers zu Waldbach im Steinthal, Ritters der Ehrenlegion, ausführlich und aktenmäßig beschrieben«, in: *Johann Friedrich Oberlin's, Pfarrers im Steinthal, vollständige Lebensgeschichte und gesammelte Schriften*, hrsg. von Wilhelm Burckhardt, Bd. 2/3, Stuttgart 1843.

Mit der *Revolution*, mit der Steffens sein literarisches Werk beschloss, konnte er nicht an seine früheren Erfolge anknüpfen – möglicherweise, weil seine so beliebten Norweger nicht in ihr vorkamen. Als einziger seiner Zyklen wurde sie kein zweites Mal wieder aufgelegt. Als *Die Revolution* erschien, war Steffens bereits 64 Jahre alt. Was ihm nun noch an literarischer Energie blieb, floss ganz in die Autobiographie: »Nie war ich eifriger für das Schriftstellern; denn ich fühle, daß ich eilen muß, wenn ich bekannt machen will, was mich in meinem bunten und mannigfaltig geistig bewegten Leben innerlich beschäftigt hat.«³⁹ Hier wird deutlich, dass Steffens mit der Autobiographie wohl eine noch passendere Form für das Bekenntnishafte seines Schreibens gefunden hatte. Das strikte Erzählen entlang der Chronologie erlaubte es Steffens, seine Biographie als Geschichte einer linearen Selbstverwirklichung darzustellen⁴⁰ – wobei man allerdings skeptisch sein darf, ob seine innere Entwicklung tatsächlich so linear verlief, wie er vorgibt.

Die Erfindung Norwegens

*Aber was fehlt uns denn? [...] Du möchtest uns in blasse,
empfindelnde Kopenhagener verwandeln. Hol der T– das
empfindsame Pack. Wir wollen stark sein, wie unsere
Felsen, und auch unerschütterlich wie sie.*⁴¹

Auch wenn *Die Revolution* der Text war, der Steffens besonders am Herzen lag: Es waren die norwegischen Novellen, die ihn

³⁹ Henrich Steffens, Brief an Josef Max vom 1. Oktober 1838, in: Tietzen, *Zur Erinnerung an Henrik Steffens*, S. 47.

⁴⁰ Vgl. dazu ausführlich Günter Oesterle, »Henrik Steffens, *Was ich erlebte*: Spätromantische Autobiographie als Legitimierung eines romantischen Habitus«, in: *Romantik im Norden*, hrsg. von Annegret Heitmann und Alexander von Bormann, Würzburg 2010, S. 191–206.

⁴¹ Henrich Steffens, *Die Familien Walseth und Leith: Ein Cyklus von Novellen*, Bd. 1, 2. Aufl., Breslau 1830, S. 5/6.

populär machten. Dabei war die Grundidee keineswegs originell. Der verdorbenen urbanen Zivilisation ein vermeintlich ursprünglich lebendes Volk entgegenzusetzen, das noch im Einklang mit der Natur lebt, ist ein uralter Topos, der mindestens bis auf die griechische Antike zurückgeht. Ein prominentes und gerade für Deutschland folgenreiches Beispiel ist die um 98 n. Chr. entstandene *Germania* von Tacitus. Hier schilderte der römische Historiker – der selbst nie in Germanien war – die Stämme östlich des Rheins als Musterbild an Freiheitsliebe und Reinheit der Sitten, die er indirekt der Dekadenz der römischen Zivilisation gegenüberstellte. Zwar wurde der Text schon im 15. Jahrhundert wiederentdeckt, neue Aktualität gewann er aber durch die napoleonische Invasion, wobei sich die deutschen Leser oft emphatisch mit den Germanen identifizierten und in ihnen die Ursprünge deutscher Geschichte ausmachten. Oder in ihnen sogar ein Vorbild sehen wollten für den Kampf gegen die französischen Invasionstruppen. Heinrich von Kleists brutale *Hermannsschlacht* (1808) war nur das prominenteste Beispiel.

1816 stellte der Sprachwissenschaftler Franz Bopp die Hypothese auf, dass es eine indoeuropäische Ursprache gegeben habe, von der beinahe alle heutigen europäischen Sprachen abstammten, aber auch Sanskrit, Persisch, Griechisch und Latein.⁴² Dieser gemeinsame Ursprung wurde von vielen aber nicht nur als ein sprachlicher, sondern auch als ethnischer verstanden, wobei die Sprachen des germanischen Zweiges als besonders eng verwandt galten. Damit wurde aber auch die wahrscheinliche gemeinsame Geschichte der deutschen und der skandinavischen Völker noch einmal interessanter. Philologen beschäftigten sich nicht mehr nur mit dem Minnesang oder dem *Nibelungenlied*, sondern auch mit Sprachen wie dem Altgotischen und mit skandinavischen Epen wie der *Edda* oder der altisländischen *Völuspa*. Tatsächlich widmete

⁴² Vgl. Franz Bopp, *Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache*, Frankfurt am Main 1816.

sich die Germanistik als akademische Disziplin ursprünglich nicht nur der deutschen Sprache und Literatur, sondern allen Kulturen dieses Sprachzweiges.

Aber nicht nur die Germanen wurden in der Literatur der Zeit gefeiert. Je konservativer, patriarchalischer und je weiter entfernt von den europäischen Metropolen eine Kultur lebte, als desto ursprünglicher und unverdorbenere konnte sie dargestellt werden. Wie der US-amerikanische Germanist Ellis Shookman anmerkt, gab es im 19. Jahrhundert eine breite Tendenz in der europäischen Literatur, solche am »Rand« des Kontinents liegenden Kulturen zu leuchtenden Leitbildern zu machen – ein Topos, der sich sowohl aus Jean-Jacques Rousseaus Maxime »Zurück zur Natur« wie aus Johann Gottfried Herders Idee eines Pluralismus gleichberechtigter Kulturen speiste. Steffens befand sich in guter Gesellschaft – seine Norweger gehören ebenso in dieses Bild wie die Schotten bei Walter Scott, die Schweizer Bergbewohner des Historikers Johannes von Müller oder die Kosaken in Leo Tolstoj's gleichnamiger Novelle.⁴³

Ihren Reiz bezogen die gefeierten Kulturen aus ihrer Exotik für die jeweiligen Leser – und aus der Widerstandsfähigkeit ihrer eigenständigen Kultur unter jeweils fremder Herrschaft. Wie die Schotten von England, die Kosaken vom russischen Zarenreich und die Schweizer ursprünglich durch die Habsburger beherrscht werden, so sind es die Dänen und später die Schweden, die über Steffens' Norweger herrschen, ohne dass diese aber ihre kulturelle Integrität aufgeben. Dabei war Steffens nicht der Erste, der die norwegische Kultur idealisierte. Schon Herder feierte sie, weil sie sich angeblich ihre Ursprünglichkeit bewahrt hatte, und einzelne Denker wie der Naturforscher Gotthilf Heinrich Schubert glaubten, das »Urvolk« der Menschheit habe nach der Schöpfung »nahe am Pol, in dem Wunderlande Atlantis« gelebt, »wo die Gluth der

43 Vgl. Ellis Shookman, »Fantasies in the Fringe: Romantic Concepts of Nationalism in Utopias Set at the Edges of Nineteenth-Century Europe«, in: HISTORY OF EUROPEAN IDEAS 16 (1993), S. 647–654.

noch jugendlichen Erde, [...] wo jetzt das Land von beständigem Eise startt, hohe Palmenwälder erzeugt« habe.⁴⁴ Dabei wurde wenig zwischen den einzelnen skandinavischen Kulturen differenziert, auch wenn Norwegen, Finnland und Island von Deutschland aus noch einmal exotischer wirkten als die etablierten europäischen Mächte Dänemark und Schweden. Der Kieler Professor Johann Christian Fabricius fand in einem Reisebericht der 1770er Jahre Formulierungen, die aus fünfzig Jahre jüngeren Texten von Steffens stammen könnten:

Die Einwohner in Norwegen gehören noch immer zu den wenigen glücklichen in Europa. Abgesondert von den übrigen Ländern durch undurchdringliche Felsen und Gebirge, leben sie in einer frohen Einsamkeit, entfernt von den Ausschweifungen und Lastern neuerer Zeiten. Sie haben daher auch noch die altväterlichen Tugenden, Redlichkeit, Gastfretheit, Tapferkeit, Mäßigkeit, und die sich darauf gründende Stärke des Körpers und Munterkeit des Gefühls erhalten.⁴⁵

Steffens griff also auf etablierte Topoi zurück. Das Neue war, dass er sie als Erster für die deutsche *Literatur* entdeckte – und dies zu einem Zeitpunkt, als sowohl der Germanenmythos als auch der historische Roman eine bislang nicht für denkbar gehaltene Konjunktur erlebten. Damit nicht genug: Dass er selbst in Norwegen geboren war, verlieh Steffens' Erzählungen eine besondere Authentizität – auch wenn seine bewussten Erinnerungen an sein Geburtsland zum allergrößten Teil von Reisen stammten, die er erst als Erwachsener unternahm.

Dabei propagierte er keinen nationalen Chauvinismus: Ebenso wenig wie Scott die nationale Unabhängigkeit Schottlands

44 Gotthilf Heinrich Schubert, *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft*, Dresden 1808, S. 4.

45 Johann Christian Fabricius, *Johann Christian Fabricius Lehrers der Oekonomie und Naturhistorie auf der Universität Kiel Reise nach Norwegen mit Bemerkungen aus der Naturhistorie und Oekonomie*, Hamburg 1779, S. LVII.

anstrebte,⁴⁶ arbeitete Steffens aktiv auf die nationale Unabhängigkeit Norwegens hin, auch wenn er als Däne mit der erzwungenen Personalunion mit Schweden nicht einverstanden war. Eher gingen seine Gedanken in Richtung eines friedlichen pangermanischen Zusammenlebens von Deutschen, Dänen und Norwegern, wie es in der Kolonie am Ende der *Vier Norweger* ausgestaltet ist, und selbst viele seiner norwegischen Figuren verbringen – wie ihr Schöpfer – große Teile ihres Lebens in Deutschland und beteiligen sich an den »Befreiungskriegen«. Selbst die pangermanische Kolonie in den *Vier Norwegern* trägt eher die Züge eines christlichen Refugiums, wie man es aus der utopischen Literatur kennt.⁴⁷ Mit dem Germanenkult zwischen 1871 und 1945, auch mit Steffens' verbalen Ausfällen gegen Frankreich, die sich durch seine politischen Schriften ziehen, hat dies noch wenig zu tun.

Besonders auffällig sind die Parallelen zwischen Steffens' Kolonie und einem der populärsten Romane des 18. Jahrhunderts, *Wunderliche FATA einiger Seefahrer* (1731–43) von Johann Gottfried Schnabel (1692 – vor 1760), besser bekannt unter dem Titel *Insel Felsenburg*, dem Namen seines Schauplatzes. Auf diesem Eiland im Südatlantik leben deutsche, niederländische und englische Protestanten (also auch sie »Germanen«) friedlich in einem abgeschotteten Refugium, das den Grundsätzen eines orthodoxen Luthertums folgt. Es ist vielleicht kein Zufall, dass Ludwig Tieck gerade 1828, im Erscheinungsjahr der *Vier Norweger*, eine neue Überarbeitung von Schnabels Roman herausgab. Gut möglich, dass Steffens sie gekannt hat. Ähnlich wie die Insel Felsenburg ist Steffens' Norwegen ein Ort, an den man sich vor den Widrigkeiten der Geschichte zurückziehen kann – fast könnte man sagen, ein Ort ohne Geschichte. Die angebliche Gleichförmigkeit bringt

⁴⁶ Vgl. Shookman, »Fantasies on the Fringe«, S. 649.

⁴⁷ Vgl. Shookman, »Fantasies on the Fringe«, S. 649/650. Auch Smereka argumentiert mit der Nähe der entworfenen Gesellschaften zur literarischen Utopie (*Henrik Steffens*, S. 188–195), ohne aber auf Shookmans Artikel zu verweisen, der in ihrer Bibliographie nicht berücksichtigt wird.

Steffens' Helden oft dazu, nach Süden zu ziehen, sie bietet ihnen aber auch einen Rückzugsort, wenn sie genug von der bewegten Historie Kontinentaleuropas haben. Vielleicht konnte Steffens seinen Geburtsort aber nur deshalb in so leuchtenden Farben beschreiben, weil er selbst nie ernsthaft eine Rückkehr nach Norwegen ins Auge fasste und sich nur besuchsweise dort aufhielt.

Es scheint, dass Steffens anfangs Zweifel hatte, ob Norwegen überhaupt als literarischer Schauplatz taugte. Am Beginn der ersten Novelle von *Die Familien Walseth und Leith* steht nämlich gar nicht der Kopenhagener Schlossbrand, der ihr den Titel gibt, sondern eine Gruppe von Norwegern, die in einem Wirtshaus über ihr Heimatland spricht. Wortführer ist der junge Adolph Bull, eine autobiographische Figur. Er ist drei Jahre im Ausland gewesen, vor allem hat er – die Handlung spielt 1793 – die französische Revolution und die literarischen und philosophischen Entwicklungen in Deutschland erlebt. Seine Landsleute, so klagt er, seien isoliert von den Umwälzungen, die den Kontinent erfasst haben. Dazu kommt, dass die Bewohner getrennt voneinander in kleinen Siedlungsinseln leben. Wenn »das Land, von aller inneren Berührung mit dem innern Leben Europas ausgeschlossen, nur eine Verbindung durch Eisen- und Holzladungen unterhält: wie, frage ich, soll da irgend etwas geistig Großes sich erzeugen können?«⁴⁸ Bull hatte zwar eine Lösung im Sinn, sie aber wieder verworfen:

Ich habe oft daran gedacht, ob es nicht möglich wäre, das norwegische Volksleben zum Gegenstande einer dichterischen Behandlung zu machen. Ja, es war in frühern Jahren einer meiner liebsten Träume; aber wahrlich, es ist nicht möglich; Alles, was ich vernehme, hat ein so hartes, rohes, platt prosaisches Gepräge, die großen Erinnerungen der längst verschwundenen Vergangenheit sind so durchaus dem jetzigen

⁴⁸ Henrich Steffens, *Die Familien Walseth und Leith: Ein Cyklus von Novellen*, Bd. 1, 2. Aufl., Breslau 1830, S. 12/13.

Leben entfremdet, daß ich mir nichts Trostloseres denken kann, als etwa einen norwegischen Roman.⁴⁹

Das Paradox besteht natürlich darin, dass Steffens genau einen solchen Roman schreibt – interessanterweise aber keinen norwegischen, sondern einen deutschen *über* Norwegen. Der in Dänemark aber durchaus Wirkung entfaltete und übersetzt wurde⁵⁰ – die literarischen Beziehungen zwischen beiden Ländern waren bis ins 19. Jahrhundert eng. Nicht nur Steffens, sondern auch Autoren wie Adam Oehlenschläger und Hans Christian Andersen unternahmen ausgedehnte Reisen nach Deutschland und ließen sich von der dortigen Literatur inspirieren, Oehlenschläger und Jens Baggesen schrieben sogar auf Deutsch. Klopstock brachte sein Versepos *Der Messias* mit Hilfe eines dänischen Stipendiums zu Ende. Und selbst als der dänische Naturwissenschaftler Hans Christian Ørsted als Erster das Phänomen des Elektromagnetismus beschrieb,⁵¹ tat er das auf der Basis von Vorarbeiten eines deutschen Freundes, des Physikers Johann Wilhelm Ritter (1776–1810), der wie Steffens zum Jenaer Romantikerzirkel gehörte.

49 Steffens, *Die Familien Walseth und Leith*, Bd. 1, 2. Aufl., S. 13.

50 Vgl. Henrich Steffens, *Familiærne Valseth og Leith: En Cyklus af Noveller*, übers. von Hans Lassenius Bernoft, 3 Bde., Christiania (Oslo) 1827/1828; ders., *Henrich Steffens Samlede Fortællinger*, 11 Bde., hrsg. von Carl Frederik Güntelberg, Kopenhagen 1834–1839. Letztere Ausgabe umfasste Steffens' gesamtes Erzählwerk: die Zyklen *Familiærne Walseth og Leith*, *De fire Nordmænd*, *Malkor* und *Revolutionen* (alle übersetzt von I. R. Reiersen) sowie den Band *Fjeldsagen*, den Güntelberg selbst übersetzt hatte.

51 Auch Ørsted und Steffens waren miteinander befreundet; zur wechselseitigen Rezeption in wissenschaftlicher Hinsicht vgl. Ernst P. Hamm, »Steffens, Ørsted, and the Chemical Construction of the Earth«, in: *Hans Christian Ørsted and the Romantic Legacy of Science: Ideas, Disciplines, Practice*, hrsg. von Robert Michael Brain, Robert S. Cohen und Ole Knudsen, Dordrecht 2007, S. 159–175.

Novellenwut und historischer Roman

Henrich Steffens gilt als Autor der Romantik. Dort liegen seine prägenden Anfänge, seine maßgeblichen wissenschaftlichen Schriften gehören der romantischen Naturforschung an, und mit der Literatur und den religiösen Tendenzen der Romantik setzen sich seine Novellen auseinander. Mit seinen belletristischen Werken steht Steffens jedoch schon im Übergang zwischen Romantik und Biedermeier. Nicht nur stand er inhaltlich bereits kritisch zur literarischen Romantik – den wissenschaftlichen Grundsätzen der romantischen Naturforschung blieb er lebenslang treu –, sein literarisches Werk ist auch zwei Genres verpflichtet, die sich so erst in den 1820er Jahren herausbildeten: der großformatigen, ursprünglich auf Serienproduktion angelegten Novelle und dem historischen Roman.

Obwohl es bereits seit der Antike literarische Texte gab, die Stoffe aus der jeweiligen Vergangenheit behandelten, setzte sich der historische Roman als literarische Gattung erst nach 1800 durch. Erst zu diesem Zeitpunkt waren wichtige Voraussetzungen gegeben: die Idee eines homogenen »Volkes« – und nicht etwa einzelner Herrscher oder Dynastien – als Träger der Geschichte, die Vorstellung einer Gesellschaft freier und gleicher Subjekte in der Folge der Französischen Revolution, und schließlich ein breites Bewusstsein davon, dass Kulturen und ihre Werte historisch variabel waren, die Voraussetzung des sogenannten »Historismus« in der Geschichtsschreibung. Erst dadurch wurde es interessant, vergangene Epoche nicht nur als malerische Kulisse einzusetzen, wie noch in Schillers Geschichtsdramen die sorgfältig recherchierten historischen Ereignisse letztlich als Folie für die überzeitlichen Konflikte ihrer Hauptfiguren erhalten müssen, sondern es ging darum, die Mentalität entfernter Zeiten und Völker *an sich* darzustellen – wie Schiller das in seinen historiographischen Arbeiten durchaus praktizierte.

Das heißt nicht, dass der historische Roman, wie er sich am

Anfang des 19. Jahrhunderts herausbildete, abwertend auf die Gegenwart blickte und kein Interesse an ihr hatte. Im Gegenteil diente die Darstellung der Vergangenheit, die oft auf ihre Glorifizierung hinauslief, häufig dazu, Probleme der Gegenwart zu diskutieren. Kurz: Es ging noch immer darum, was sich aus der Geschichte lernen ließ, nur dass es aus der Eigengesetzlichkeit der zeitlich und manchmal auch räumlich entfernten Gesellschaften abzuleiten war. Häufig wurden dabei »die« Geschichte und ihre »Gesetze« selbst zum Gegenstand des Erzählens.

Traditionell wird die Einführung des historischen Romans dem Schotten Walter Scott zugeschrieben, auch wenn man beliebig viele Vorläufer bis in die griechische Antike hinein ausmachen kann⁵² und obwohl sich zeigen lässt, dass das Genre sich eigentlich in mehreren europäischen Literaturen gleichzeitig herausbildete.⁵³ Trotzdem lieferte Scott mit dem zunächst anonym veröffentlichten *Waverley, or: 'Tis Sixty Years Hence* (1814) das wirkmächtigste Modell. Innovativ ist *Waverley*, das auf jahrelangen, sorgfältigen Quellenstudien basiert, gleich in mehrfacher Hinsicht. Wenn Scott das »authentische« Leben der schottischen Highlands und das »dekadente« der Engländer gegeneinander stellt, benutzt er zwar das schon bei Tacitus wirksame Modell, bettet es aber in einen zeitlichen Ablauf ein. Die »bessere« Gesellschaft der Vergangenheit gewinnt damit eine unmittelbare Beziehung zur Geschichte seiner Leser, aus der sich »etwas lernen lässt«, beispielsweise die Rückbesinnung auf scheinbar verloren gegangene Werte. Vermittelt wird dieser Blick auf die Geschichte in den *Waverley Novels* durch einen erfundenen »mittleren Helden«, der nicht selbst zu den großen Akteuren der Geschichte gehört, sondern in einer Nebenrolle auftritt und als Identifikationsfigur für den Leser dient. Diese – in der Regel männliche, mit »bürgerlichen« Tugenden ausgestattete – Hauptfigur verschafft dem Erzähler Spielraum für die

52 Vgl. dazu Hugo Aust, *Der historische Roman*, Stuttgart/Weimar 1994, S. 53–57.

53 Vgl. dazu ausführlich Fabian Lampart, *Zeit und Geschichte: Die Anfänge des historischen Romans bei Scott, Arnim, Vigny und Manzoni*, Würzburg 2002.

fiktionale Ausgestaltung der historischen Ereignisse. Sie schafft auch die Verbindung zu den oft sehr farbig ausgestalteten Figuren des »Volkes«, dem der Held selbst angehört oder das er zumindest im Lauf der Handlung genauer kennen lernt. Dieses Modell ist die entscheidende Inspiration für die frühen historischen Romane der deutschen Literatur, zum Beispiel für Willibald Alexis und Ludwig Tieck, aber eben auch für Steffens. Tieck ist es sogar selbst, der 1817 erstmals ein Exemplar von *Waverley* nach Deutschland bringt.

Mit *Ivanhoe* (1819) kreiert Scott gleich noch eine zweite Variante, in der an die Stelle des »mittleren Helden« eine heroische, oft ebenfalls fiktive Einzelfigur tritt, die zum entscheidenden Akteur der Geschichte stilisiert wird. Dieses Modell wendet Wilhelm Hauff mit dem Roman *Lichtenstein* (1826) erstmals in der deutschen Literatur an.⁵⁴ Bei ihm rettet ein idealisierter Ritter mit dem sprechenden Namen Georg Sturmfeder praktisch im Alleingang das Herzogtum Württemberg vor dem Untergang. Der eigentliche Souverän, Herzog Ulrich, erscheint dagegen geradezu passiv, als Spielball guter oder auch schlechter Berater, der nur durch den persönlichen Einsatz des »Helden« Sturmfeder wieder auf den richtigen Weg gebracht werden kann.⁵⁵

Schon in der zeitgenössischen Rezeption wurde Steffens häufig mit Scott verglichen⁵⁶ – zu Recht. Bei ihm werden sogar beide

54 Vgl. dazu Aust, *Der historische Roman*, S. 63–71.

55 Hauffs Roman war mindestens ebenso populär wie Steffens' Novellen – und noch einflussreicher: Begeistert riss ein Verwandter des württembergischen Königs das Jagdhaus in der Schwäbischen Alb ab, das mittlerweile an der Stelle der historischen Burg Lichtenstein stand, und errichtete stattdessen in den 1840er Jahren ein pseudo-mittelalterliches Schloss im historistischen Geschmack der Zeit, einen kleineren Vorläufer von Neuschwanstein. Noch bis Anfang des 20. Jahrhunderts fanden im Tal unterhalb der Burg jährliche Lichtenstein-Festspiele statt, in denen die Fabel des Romans von Schauspielern im historischen Kostüm nachgespielt wurde.

56 Vgl. etwa die Feststellung von Arthur Schopenhauers Schwester Adele in einem Brief an Goethe, in dem sie über *Die Familien Walseh und Leith* spricht: »Die treue Deutlichkeit der Naturschilderungen, das genaue Abspiegeln eines bewegten Volkslebens in seiner Eigenthümlichkeit, geben Steffens ein unbestreitbares Recht, ihn neben jenen Autor [Walter Scott, S. H.] zu stellen, mir ist im Deutschen kein vollkommeneres Erreichen dieser Aufgaben vorgekommen« (Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, Bestand GSA 28/820, zit. nach Smereka, *Henrik Steffens*, S. 145).

Typen des historischen Romans à la Scott wirksam: *Die Familien Walseth und Leith* und *Die vier Norweger* orientieren sich deutlich am *Waverley*-Typus. Ihre Hauptfiguren sind eher Zeugen als Akteure großer historischer Vorgänge. Auch wenn sie immer wieder deren Protagonisten wie Napoleon, Lessing, Diderot oder König Friedrich II. von Preußen begegnen oder an historischen Schlachten teilnehmen, sind sie selbst keine wichtigen Akteure der Geschichte. Die Tugenden der Hauptfiguren sind dezidiert bürgerlich. In *Die Familien Walseth und Leith* geht dieses Bekenntnis so weit, dass die adligen Geschwister Franz und Amalie von Kronfels freiwillig ihren Titel sowie die damit verbundenen Privilegien aufgeben und den bürgerlichen Namen Leith annehmen. Tatsächlich entwirft gerade dieser Roman ein breites historisches Panorama des 18. Jahrhunderts, und die Ereignisse kulminieren mit deutlichem historischen Abstand zu Steffens' Gegenwart, nämlich mit dem Kopenhagener Schlossbrand von 1793. In den *Vier Norwegern* ist der historische Abstand deutlich geschrumpft, rücken die Jahre zwischen 1795 und 1815, die prägenden Jahrzehnte aus Steffens' eigener Biographie, in den Mittelpunkt. Dafür werden einerseits der Kontrast zwischen norwegischer und kontinentaleuropäischer Gesellschaft, andererseits die Verbindungen zwischen den skandinavischen Protagonisten und dem Deutschland der Jahre um 1800 herausgestellt. Beide Texte arbeiten aber im Gegensatz zu Scott nicht mit einem, sondern mit einer ganzen Phalanx von Protagonisten, die in *Walseth und Leith* verschiedenen Generationen derselben Familien angehören, während es in den *Vier Norwegern* Freunde gleicher Herkunft sind, deren Lebensgeschichten sich simultan, aber in unterschiedlichen Bereichen der deutschen Gesellschaft abspielen. Auch in »Die schlafende Braut«, das seinerseits stark von Tiecks historischer Novelle »Der Aufruhr in den Cevennen« (1826) beeinflusst ist, ist Scotts Einfluss deutlich zu merken. Die Protagonisten Brisson und d'Espinaç sind zwar adliger Herkunft, aber nur Nebenfiguren in einem größeren Geschehen; über die religiöse Gemeinschaft mit

den Bewohnern ihrer Güter nähern sie sich bürgerlichen Einstellungen und Verhaltensweisen an. Wenn es hier einen historischen Helden gibt, ist es der französische König Heinrich IV., der für den Ausgleich zwischen Hugenotten und Katholiken steht.

Malkolm unterscheidet sich auch in dieser Hinsicht deutlich von den beiden Vorgängern und ist eher dem *Ivanhoe*-Modell verpflichtet. Hier spielt vor allem das (aus Sicht der deutschen Leser) »Exotische« der skandinavischen Gesellschaft eine Rolle, die zugleich viel stärker ausdifferenziert wird als in den beiden Vorgängertexten. Statt einer ganzen Gruppe von »mittleren Helden« rückt Steffens einen heroischen, aber fehlbaren Einzelnen in den Mittelpunkt. Der historische Abstand wird dagegen irrelevant, da die Ereignisse im schwedisch-norwegischen Grenzgebiet sich nicht oder kaum auf eine deutsche Gegenwart beziehen lassen. Über die schottische Herkunft des Helden wird trotzdem die Verbindung zum Vorbild Scott deutlich markiert.

Auf *Die Revolution* lässt sich das Modell des historischen Romans kaum anwenden. Die Haupthandlung spielt in einem fiktiven deutschen Kleinstaat der 1830er Jahre, der als Modell für Steffens' allgemeine Gesellschaftsdiagnose dienen soll. Der junge Naturforscher Edward als »mittlerer Held« ist dabei eher Zeuge der Vorgänge, die vor allem von dem Franzosen Adrian als Verschwörer in Gang gesetzt werden. Tatsächlich spielen konkrete historische Vorgänge und Gesellschaften wie das elsässische Steintal zur Zeit Johann Friedrich Oberlins hier nur eine Nebenrolle. Nur dort gibt es – in Ansätzen – so etwas wie eine Gegengesellschaft mit utopischen Zügen, die dem Norwegen der früheren Texte entspricht, und für den Roman als Ganzes ist sie eher irrelevant.

Einzelne Kritiker haben sogar behauptet, dass »die geschichtliche Färbung« von Steffens Novellen »durchaus nebensächlich« sei, dass er »also wie Tieck eine rein äußerliche Anregung von Scott empfangen«⁵⁷ habe. Tatsächlich hat Steffens selbst betont, er

⁵⁷ Fritz Karsen, *Henrik Steffens Romane: Ein Beitrag zur Geschichte des historischen Romans*, Breslau 1908, S. 35.

wollte »nicht dieses oder jenes, sondern eben das Innerste der Seelenzustände bei den hervorgehobenen Personen [...] darstellen.«⁵⁸ Das schließt die Wichtigkeit historischer Ereignisse aber nicht aus, im Gegenteil: Gerade sie sind es, die innere Entwicklungen der Hauptfiguren in Gang setzen, und besonders, wenn es sich um Ereignisse handelt, die einen Bezug zu Steffens' eigener Biographie haben wie der besagte Schlossbrand oder die »Völkerschlacht« bei Leipzig, werden seine Beschreibungen so eindringlich und farbig wie nur irgendeine Passage in den einschlägigen Erzählungen von Scott oder Tieck. Wenn diese Elemente in den »norwegischen« Passagen der ersten beiden Zyklen keine große Rolle spielen, dann deshalb, weil es in der bauerlichen Gesellschaft dort praktisch keine historischen Entwicklungen gibt – jedenfalls nicht aus Steffens' Sicht.

Henrich Steffens' Novellenzyklen entstanden aber nicht nur im Kontext des historischen Romans. Sie gehörten auch einem damit locker verbundenen Phänomen an – der so genannten »Novellenwut«, die die deutsche Literatur der 1820er und 1830er Jahre prägte. In viel größerem Maße als noch zur Zeit von Weimarer Klassik und Frühromantik war der literarische Markt von Taschenbüchern und umfangreichen Prosazyklen bestimmt, die zumeist zuerst in Zeitschriften erschienen und erst später in Buchform verlegt wurden. Steffens war in diesem Umfeld ausgesprochen erfolgreich – so erfolgreich, dass zweite Auflagen der drei Zyklen erschienen, die 1837 um eine Ausgabe seiner *Gesammelten Novellen* ergänzt wurden. Im ersten Band dieser Ausgabe wurden auch die Beiträge der Anthologie von 1823 wiederveröffentlicht, ange-reichert um den Erstdruck der Novelle »Die schlafende Braut«, die in den 1830er Jahren entstanden sein dürfte und zu keinem der großen Zyklen gehörte.

Mit dem Begriff war allerdings etwas anderes gemeint als im heutigen Verständnis. Eine Beschränkung auf wenige Hauptpersonen und einen einzigen Handlungsstrang wird man bei Steffens

58 Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 9, S. 351.

meist vergebens suchen, ebenso wie Dingsymbole oder eine aufs Äußerste konzentrierte Handlungsführung. Nicht viel anders sieht es aus für Wendepunkte, die die ganze Handlung beeinflussen, oder für die sprichwörtliche »unerhörte Begebenheit«,⁵⁹ die nach Goethe den Kern der Gattung ausmacht und in seiner eigenen »Novelle« (1828) mustergültig ausgeführt ist. Die dem Drama ähnelnde Struktur, die Gustav Freytag für die Gattung typisch fand, oder das Dingsymbol, um den ein Text kreist, der von Paul Heyse so genannte »Falke«,⁶⁰ die wichtige Rolle des »unerhörten« Ereignisses – das alles gehörte erst seit dem Poetischen Realismus der 1850er Jahre zum mehr oder weniger verbindlichen Repertoire.⁶¹ In Reinform findet sich eine Novelle nach solchem Muster bei Steffens allenfalls in »Die schlafende Braut«, wo der prophetische Traum Louisons von der Zukunft Frankreichs zugleich »unerhörte Begebenheit« wie Wendepunkt der Binnenerzählung ist.

Tatsächlich spricht Steffens auch deshalb von »Novellenzyklen«, weil die Bezeichnung »Novelle« in den 1820er Jahren gerade in Mode gekommen war. Hätte er *Die Familien Walseth und Leith* einen Roman genannt, rechtfertigt er sich, »so hätte es ausgesehen, als wäre ich in die Gesellschaft mit einem altmodischen Rock eingetreten.«⁶² Der Roman, der bis weit ins 18. Jahrhundert als niedere Gattung gegolten hatte und den die Romantiker nach Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* auf den Thron hoben, schien einerseits

59 Johann Wolfgang Goethe im Gespräch mit Johann Peter Eckermann, 25. Januar 1827, in: Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*, Bd. 19, hrsg. von Heinz Schlaffer, Berlin 2006, S. 203.

60 Vgl. Thomé/Werle, »Novelle«, S. 728. Daher muss es zu Fehlurteilen kommen, wenn der erst später entwickelte Begriff auf Steffens' Texte angewandt wird. So in der Biographie von Ingeborg Möller: »Zwar bezeichnete er seine Erzählungen mit der ihm eigenen Bescheidenheit als »Novellen«, doch flossen sie ihm zu Zyklen zusammen, die dann zu voluminösen Romanen anwuchsen« (Ingeborg Möller, *Henrik Steffens: Norwegens fortgewehtes Lorbeerblatt*, 1948, übers. von Hans Erich Lampl, Stuttgart 1962, S. 195).

61 Im Grunde verfehlt ist daher auch Joanna Smerekas Versuch, Steffens' Texte dezidiert in dieser späteren, erst im Realismus geprägten Tradition zu lesen. Vgl. Smereka, *Henrik Steffens*, S. 226–229. Ebenso skeptisch zu beurteilen ist ihr Versuch, die Form der Novellenzyklen mit Hilfe des frühromantischen Fragmentbegriffs zu erschließen (vgl. ebd., S. 229).

62 Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 9, S. 350.

sein Potenzial erschöpft zu haben und war andererseits durch eine steigende Zahl von Titeln der Genreliteratur, namentlich durch Abenteuer- und Schauerromane diskreditiert, von denen sich viele jüngere Autoren abzugrenzen suchten.

Der Begriff der Novelle schien dagegen unverbraucht und konnte im Kontext der Zeit jeden beliebigen Erzähltext meinen,⁶³ »weil der Gebrauch« des Begriffs, wie Steffens schreibt, »herrschend und allgemein geworden war; weil ein jeder einigermaßen wissen konnte, was er zu erwarten hatte, und doch zugleich bei der herrschend gewordenen Erweiterung der Bedeutung des Wortes kein bestimmtes Versprechen gegeben wurde«. ⁶⁴ Gerade die Beliebigkeit des Begriffes und die Abwesenheit fester Erwartungen bei seinen potenziellen Lesern waren für den poetologisch desinteressierten Steffens ein Argument, seine Erzählungen als Novellen zu deklarieren.

Tatsächlich war der Begriff gerade in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland verbreitet, sein Gebrauch aber kaum geklärt. Der Literaturwissenschaftler Reinhart Meyer listet für diese Zeit nicht weniger als zwölf verschiedene Bedeutungen des Gattungsbegriffes »Novelle« auf.⁶⁵ Damit kann zum Beispiel die Kurzform gemeint sein, wie sie Giovanni Boccaccio schon im 14. Jahrhundert mit seinem *Decamerone* etablierte. Dann bezeichnet sie mehr oder weniger kurze Geschichten, manchmal weniger als eine Seite lang, die in einem geselligen Rahmen erzählt werden. An diese Tradition des Erzählens schloss sich dann Goethe mit seinem Zyklus *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* (1795) an, wobei mit »Zyklus« hier etwas völlig anderes gemeint ist als bei Steffens: Bei Goethe handelt es sich um konzentrierte, abgeschlossene Erzählungen unterschiedlicher Figuren, die in einen größeren Rahmen eingebettet sind. Bei Steffens handelt es sich dagegen um eine umfassende, durchgängig Erzählung, die in einzelne, manchmal eher

63 Vgl. Thomé/Werle, »Novelle«, S. 726/727.

64 Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 9, S. 350.

65 Vgl. Meyer, »Novelle und Journal«, S. 249/250.

willkürlich wirkende Abschnitte unterteilt wird. Dazu kommen weitere Bedeutungen des Begriffs, die für Steffens kaum relevant sind, etwa im Sinn der Gesetzesnovelle; auch die Gleichsetzung von »Novelle« und »Neuigkeit aus der Zeitung« ist mehrfach belegt.⁶⁶ Heinrich von Kleist spielt das als Pointe in seiner Novelle »Die Marquise von O.« (1808) aus, in der eine Schwangere aus adliger Familie den ihr unbekanntem Vater des Kindes per Zeitungsannonce sucht – »unerhörte Begebenheit« und Zeitungsnachricht sind hier dasselbe. Zwar gab es bei vielen Autoren der Zeit einzelne Äußerungen zur Novellenpoetik, meist jedoch ohne den Anspruch, daraus eine konsistente Theorie zu entwickeln.⁶⁷ Dass die Grenzen zum Roman fließend blieben, machte es nicht einfacher: Ebenso wie von der Kurzform, wie sie erstmals im Italien des 14. Jahrhunderts auftaucht, wurde die Bezeichnung »Novelle« auch aus dem englischen *novel* abgeleitet und bezeichnete einen historischen Roman in der Nachfolge Scotts, Coopers oder Washington Irvings, was zumindest für *Die Familien Walseth und Leith, Malkolm* und Teile der *Vier Norweger* eine passende Zuordnung wäre. Allerdings setzte sich diese Bedeutungsnuance in Deutschland nicht durch,⁶⁸ auch wenn sie für Steffens sicher die zutreffendste war.

Da aber Steffens zumindest am Anfang aus monetären Gründen schrieb, wird er sich auch mit der Situation auf dem literarischen Markt beschäftigt haben. Sammelpublikationen wie Musenalmanache und Taschenbücher erreichten in den 1820er Jahren bisher ungekannte Verkaufszahlen. Sie richteten sich an ein bürgerliches, konservativ gestimmtes und oft weibliches Publikum

66 Vgl. Schröder, *Novelle und Novellentheorie in der frühen Biedermeierzeit*, S. 88; von hier aus lässt sich eine Beziehung zu Goethes »unerhörter Begebenheit« herstellen.

67 Vgl. Wolfgang Lukas und Madleen Podewski, »Novellenpoetik«, in: *Ludwig Tieck: Leben – Werk – Wirkung*, hrsg. von Claudia Stockinger und Stefan Scherer, Berlin/New York 2011, S. 357. Vgl. auch Reinhart Meyer, »Novelle und Journal«, in: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Bd. 5, hrsg. von Gert Sautermeister und Ulrich Schmid, München/Wien 1998, S. 235/236.

68 Vgl. Rudolf Schröder, *Novelle und Novellentheorie in der frühen Biedermeierzeit*, Tübingen 1970, S. 75; S. 213/214.

und enthielten zahlreiche Texte, die mit dem Etikett der Novelle versehen waren. Meist waren es konservative Autoren, die sich der Bezeichnung bedienten. Heute ist diese Taschenbuchliteratur weitgehend vergessen. Damals berühmte Herausgeber wie Karl Simrock, Carl Spindler, Josef Schreyvogel, Helmina von Chézy oder Karl Goedeke sind inzwischen nur noch Spezialisten bekannt. Heute bekanntere Namen wie Friedrich Rückert oder Wilhelm Hauff findet man dagegen selten in der damaligen Novellen- und Taschenbuchpublizistik. Tatsächlich galten die Taschenbücher als zweitrangige Form der Veröffentlichung und konnten dem Ruf von Autoren schaden; etwa, wenn sie sich ausschließlich an Frauen wandten, die von vielen Kritikern und Schriftstellern – und auch von Steffens – als minderwertiges Publikum angesehen wurden. Gleichzeitig waren diese Taschenbücher aber finanziell überaus erfolgreich.⁶⁹ Der ökonomische Aufstieg des Taschenbuchs war es, der zur Konjunktur der Novelle beitrug, weil er neue Publikationsmöglichkeiten schuf, denen sich die Autoren bereitwillig anpassten. Bestand der ursprüngliche Reiz des Taschenbuchs in der Mischung verschiedenster Textformen, so gewann die Novelle dort ab etwa 1830 das Übergewicht.⁷⁰ Die Blüte des Taschenbuchs dauert nur wenige Jahrzehnte an, etwa von 1815 bis 1848. Danach lösten reine Novellensammlungen wie Adalbert Stifters *Bunte Steine* und Gottfried Kellers *Die Leute von Seldwyla* zwar die Sammelpublikationen mit Texten von mehreren Autoren ab. Steffens aber schrieb auf dem Höhepunkt des Booms – und so ist seine Wahl der Bezeichnung »Novelle« nicht zuletzt die eines verkaufsträchtigen Etiketts.

69 Zum Status der Novelle in der Hierarchie der Literaturgattungen im Biedermeier vgl. Schröder, *Novelle und Novellentheorie in der frühen Biedermeierzeit*, S. 53–73, sowie Friedrich Sengle, *Biedermeierzeit*, Bd. 2, Frankfurt am Main 1971–1980, S. 40–55.

70 Vgl. Sengle, *Biedermeierzeit*, Bd. 2, S. 817. Reinhart Meyer schätzt, dass damals 85% aller Erzählungen mittlerer Länge reine »Journalprosa« waren, etwa 10% Wiederabdrucke in Buchform und nur 3%, darunter immerhin Goethes *Novelle* und Kleists *Michael Kohlhaas*, eigens zur Vervollständigung von Sammlungen in Buchform oder Werkausgaben geschrieben werden; vgl. Meyer, »Novelle und Journal«, S. 235.

Dazu kommt, dass Steffens sich zwar für religiöse und politische Positionen literarischer Texte interessierte, an poetologischen Diskussionen aber kaum interessiert war. Der bekenntnishafte Charakter war ihm weit wichtiger. Er selbst grenzte zwar in seiner Autobiographie die Novelle vom Roman ab, definierte aber nicht, worin dieser Unterschied denn genau bestünde. Orientierung erhoffte er sich vielmehr von einem seiner engsten Freunde, der in den 1820er und 1830er Jahren als *der* exemplarische Novellenautor der deutschen Literatur galt⁷¹ und sich auch mehrfach theoretisch dazu äußerte – nämlich Ludwig Tieck.

Das Vorbild Ludwig Tieck

Dass Steffens sich an Tieck orientierte, den er als »größten Dichter unserer Zeit«⁷² schätzte, der »wie Göthe früher [...] die Eigenthümlichkeit lebendiger Personen in der Dichtkunst zu schaffen«⁷³ wisse, lag auch ohne die Freundschaft der beiden nahe. Tieck hatte nach einer längeren Schreibblockade in den 1820er Jahren zu einer neuen Hochform gefunden und verfasste nun fast ausschließlich Novellen, womit er auch für Steffens zum Vorbild avancierte. Damit vollzog sich auch eine Wende innerhalb von Tiecks Schreiben. Er verabschiedete sich von genuin romantischen Erzählmodellen und integrierte zunehmend Gegenstandsbereiche, die um 1800 noch als zu prosaisch, zu alltäglich gegolten hatten. Mit dieser Abkehr lag er im Trend, denn diese Wende zum Alltäglichen gilt als typisch für die Erzählprosa des Biedermeier,⁷⁴ wenn auch »nur im weitesten Sinne der Abkehr vom phantastischen Realismus der Romantik, niemals

71 Vgl. Rudolf Schröder, *Novelle und Novellentheorie in der frühen Biedermeierzeit*, Tübingen 1970, S. 75; ausführlich zur Einordnung Tiecks im Horizont der Biedermeiernovelle vgl. ebd., S. 20–52.

72 Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 9, S. 323.

73 Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 4, S. 118.

74 Vgl. Wolfgang Lukas, »Novelle«, in: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Bd. 5, hrsg. von Gert Sautermeister und Ulrich Schmid, München/Wien 1998, S. 257.

aber im engeren Sinne jener, ›Realismus‹ benannten Literaturepoche.«⁷⁵ Tieck, so schrieb Steffens später in *Was ich erlebte*, hatte

diese ihm ganz eigenthümliche Dichtungsweise zuerst eingeführt, und in der Art, wie sie erschien, erfunden. Wenn unter den Italienern eine jede kleine Erzählung einer bedeutenden Begebenheit, welche die Menschen auf eine interessante Weise in Bewegung setzte, unter einander verwickelte und einen pikanten Schluß versprach, Novelle genannt wurde: so war es Tiecks Absicht, die verschiedenen geistigen und sittlichen Richtungen der Gegenwart in ihrer lebendigen Eigenthümlichkeit aufzufassen, durch geeignete Persönlichkeiten darzustellen, und in einem geistvollen Bilde zu vereinigen; und man weiß, wie es ihm gelungen ist.⁷⁶

Steffens erhoffte sich vom Freund immer wieder eine verbindliche Definition der Gattung, wohl auch, um selbst Orientierung zu gewinnen. Noch in Erwartung von Tiecks letztem großen Text *Victoria Accorombona* (1840) war er »gespannt, nun endlich einmal zu erfahren, wodurch er Novelle von Roman unterscheidet.«⁷⁷ Das verweist auf Steffens' Unsicherheit im Hinblick auf seinen eigenen Novellenbegriff, der gegenüber der Praxis für ihn eine ohnehin untergeordnete Rolle spielte – und die ihn offenbar noch zu einem Zeitpunkt beschäftigte, als er selbst schon keine belletristischen Texte mehr schrieb.

Tieck war wohl nicht der beste Anlaufpunkt, von dem eine wirkliche Klärung des Novellenbegriffs zu erhoffen war. Auch er selbst äußerte sich inkonsequent und widersprüchlich. Als er 1829 den elften Band seiner Werkausgabe einleitete, lieferte er zwar im Vorbeigehen eine eigene Definition der Gattung:

⁷⁵ Lukas, »Novelle,« S. 258.

⁷⁶ Steffens, *Was ich erlebte*, Bd. 9, S. 349.

⁷⁷ Henrich Steffens, Brief an Josef Max vom 29. April 1840, in: Tietzen, *Zur Erinnerung an Henrich Steffens*, S. 58.

Boccacaz, Cervantes und Göthe sind die Muster in dieser Gattung geblieben, und wir sollten billig nach den Vorbildern, die in dieser Art für vollendet gelten können, das Wort Novelle nicht mit Begebenheit, Geschichte, Erzählung, Vorfall, oder gar Anekdote als gleichbedeutend brauchen. [...] Eine Begebenheit sollte anders vorgetragen werden, als eine Erzählung; diese sich von Geschichte unterscheiden, und die Novelle nach jenen Mustern sich dadurch aus allen andern Aufgaben hervorheben, daß sie einen großen oder kleinern Vorfall in's helle Licht stelle, der, so leicht er sich ereignen kann, doch wunderbar, vielleicht einzig ist. Diese Wendung der Geschichte, dieser Punkt, von welchem aus sie sich unerwartet völlig umkehrt, und doch natürlich, dem Charakter und den Umständen angemessen, die Folge entwickelt, wird sich der Phantasie des Lesers um so fester einprägen, als die Sache, selbst im Wunderbaren, unter anderen Umständen wieder alltäglich werden könnte.⁷⁸

Tieck plädiert hier zwar für die Novelle als einen kurzen, streng gebauten Text, doch schon die Kategorien des Wunderbaren und des Alltäglichen verschwimmen ineinander. Auch darum erläutert er das Thema anekdotisch am Beispiel einer Erzählung aus Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*, in welcher ein Jüngling in einem Schreibtisch altes Geld und Papiere findet.⁷⁹ Worin dabei genau das Wunderbare bestehen soll, ob es übersinnlicher Natur oder nicht doch rational erklärbar ist, darüber geht er hinweg. Und gerade im Bemühen, der Novelle eine möglichst große formale und stoffliche Freiheit zu eröffnen, hebt Tieck sein

⁷⁸ Ludwig Tieck, *Schriften*, Berlin 1829–1846, Bd. 11, S. LXXXVI–LXXXVII.

⁷⁹ Lutz Hagedstedt weist darauf hin, dass Tiecks Beispiel nicht schlüssig sei, schon weil es als Wendepunkt nicht für den gesamten Text von Goethes Novelle taugt, sondern allenfalls für einen Teilabschnitt. Außerdem setze der Begriff des Wendepunktes eine Handlung, ein Ereignis voraus, nicht einen bloßen Gegenstand, wie es der erwähnte Ladentisch sei; vgl. Lutz Hagedstedt, *Ähnlichkeit und Differenz: Aspekte der Realitätskonzeption in Ludwig Tiecks späten Romanen und Novellen*, München 1997, S. 49.

eigenes Postulat einer Orientierung an den strengen Bauformen der Vorbilder gleich wieder auf und verweist stattdessen auf inhaltliche Kriterien:

Bizarr, eigensinnig, phantastisch, leicht witzig, geschwätzig und sich ganz in Darstellung von Nebensachen verlierend, tragisch wie komisch, tiefsinnig und neckisch, alle diese Farben und Charaktere läßt die ächte Novelle zu, nur wird sie immer jenen sonderbaren auffallenden Wendepunkt haben, der sie von allen andern Gattungen der Erzählung unterscheidet.⁸⁰

Wie ein solcher Wendepunkt allerdings beschaffen wäre, kann Tieck mit seinem Definitionsversuch nicht schlüssig zeigen. Zudem schrieb Tieck in der Praxis immer wieder an seinen eigenen Definitionen vorbei. Selbst seine eigene »Geschichte der Novelle« (1834), als Vorwort zu einer vierbändigen Anthologie verfasst, ist trotz des Titels eher eine Geschichte der Erzählliteratur überhaupt.⁸¹ Zudem ignoriert er hier seine eigene Produktion und benutzt auch in anderen literaturkritischen Arbeiten »Novelle« synonym mit Roman, Geschichte, Erzählung und Romanze.⁸²

Dass Tieck selbst keine schlüssige Definition der Novelle lieferte, war natürlich kein Hindernis für Steffens' Orientierung an seiner Praxis. Sieht man von den hellseherischen Fähigkeiten der jungen Louison in »Die schlafende Braut« einmal ab, sind auch seine Erzählungen von einer realistischen, eher dem Biedermeier als der Romantik verpflichteten Grundhaltung geprägt. Damit ist Steffens als literarischer Autor »moderner« denn als Naturwissenschaftler, denn auf diesem Gebiet verabschiedete er sich nie von den romantischen Grundsätzen, die er sich schon in Jena und Freiberg zu eigen gemacht hatte.

⁸⁰ Tieck, *Schriften*, Bd. 11, S. LXXXVII.

⁸¹ Vgl. Ludwig Tieck, *Kritische Schriften: Zum erstenmale [sic] gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben*, 1848–1852, Bd. 2, Berlin/New York 1974, S. 375–388.

⁸² Vgl. Schröder, *Novelle und Novellentheorie in der frühen Biedermeierzeit*, S. 51.

Tieck und Steffens blickten dabei unterschiedlich auf ihr romantisches Erbe: Tieck hatte sich schon früh kritisch über die Romantik geäußert.⁸³ Aber nicht so radikal wie Steffens, der sie schon 1814 im Brief an den Freund als »geistige[n] Babelsturm« beschrieb, »den alle Geister aus der Ferne erkennen sollten – Aber die Sprachverwirrung begrüß [sic] dieses Werk der Hochmuth [sic] unter seine eigene Trümmer.«⁸⁴ Auch in der Praxis gingen beide Autoren unterschiedlich mit der Romantik um: In Tiecks späten Novellen werden die Auffassungen und ästhetischen Verfahren der Frühromantik zwar liebevoll parodiert, ironisiert und infrage gestellt. Dies geschieht allerdings selbst wieder mit den typischen literarischen Mitteln der Romantik.⁸⁵ Bei Steffens hingegen dominierte – wieder mit Ausnahme der »Schlafenden Braut« – der frontale Angriff auf die Romantik, zumindest auf ihre literarischen Aspekte; für Relativierungen und spielerische Elemente blieb kein Raum.

⁸³ Vgl. Tiecks Brief an Friedrich Schlegel vom 16. Dezember 1803, der auf die Komödien vom Ende der 1790er Jahre Bezug nimmt: »Jener fröhliche Leichtsin, in welchem ich mich doch nur eingelernt hatte, als du mich zuerst kennen lerntest, ist mir eigentlich sehr unnatürlich, von meiner frühesten Kindheit an hängt mein Gemüth zu einer schwärmerischen Melankolie [sic] und je älter ich werde, je mehr tritt meine Kindheit entwickelt wieder hervor« (zit. nach: Rudolf Lieske, *Tiecks Abwendung von der Romantik*, 1933, Nendeln 1967, S. 7).

⁸⁴ Henrich Steffens, Brief an Ludwig Tieck vom 11. September 1814, in: Feigs, *Deskriptive Edition*, Bd. 2, S. 226.

⁸⁵ Als die Figuren in Tiecks später Novelle »Die Vogelscheuche« (1834) herausfinden wollen, warum die Titelfigur lebendig geworden ist, geht die kleinstädtische Gesellschaft nacheinander die wichtigsten Diskurse der romantischen Naturforschung wie Galvanismus, Mesmerismus, Elektrizität, aber auch Alchemie und Kabbala durch. Nicht nur werden diese Diskurse satirisch dargestellt, keiner von ihnen ist in der Lage, die zutreffende Erklärung zu liefern – dass nämlich eine Elfe sich versehentlich in den Körper der Vogelscheuche verirrt hat. Hier wird das Wunderbare, wie es für die Romantik typisch ist, zugleich negiert und bewahrt: Die gängigen naturwissenschaftlichen Diskurse mit ihrer Öffnung zum Nicht-Rationalen hin greifen nicht, trotzdem markiert die Verwandlung der Vogelscheuche einen Einbruch des Wunderbaren in die kleinstädtische Alltagswelt. Vgl. Detlef Kremer, »Späte Prosa«, in: *Ludwig Tieck: Leben – Werk – Wirkung*, hrsg. von Claudia Stockinger und Stefan Scherer, Berlin/New York 2011, S. 571; S. 574. Elfen gehören natürlich selbst zum Figurenrepertoire der Romantik; vgl. Tiecks eigene Erzählung *Die Elfen* von 1811.

Trotz aller Meinungsverschiedenheiten suchte Steffens bei Tieck nicht nur formale Orientierung, sondern auch die Anerkennung seiner künstlerischen Arbeiten durch den Freund. Deshalb dürfte es ihn zuerst gefreut haben, als Tieck sich 1827 bereit erklärte, *Die Familien Walseth und Leith* zu rezensieren. Allerdings fiel sein Urteil zwiespältig aus. Einerseits begrüßte Tieck das Buch als erwünschte Einlösung seines eigenen Wunsches, dass nämlich sein Freund in Form einer Autobiographie oder eines fiktionalen Textes seine Heimat beschreibe.⁸⁶ Dies sei zwar gelungen:

Wie sehr der Norden seine ihm eigenthümlichen Reize habe, ist selbst von neuern Landschaftmalern empfunden worden, und so bleibt Steffens der Ruhm, daß, einige treffliche Reisebeschreibungen abgerechnet, er zuerst diese Lokalität mit frischen, wahren Farben, die Charaktere der Menschen edel und überzeugend und die Begebenheiten wunderbar und doch natürlich gemalt und dargestellt habe.⁸⁷

Gerade darum stellt Tieck den Text in eine Reihe mit den historischen Romanen Scotts⁸⁸ – zu Recht, wie oben gezeigt wurde. Auch die Idee, die Physiognomie eines Jahrhunderts am Beispiel einer Familiengeschichte zu erzählen, sei »originell und eines philosophischen Geschichtsschreibers und Dichters würdig.«⁸⁹ Dann aber setzt schon seine massive Kritik ein:

Ob alle einzelne Partien Novellen zu nennen sind, ob sie alle gut verbunden, ob das Buch nicht kleiner oder viel größer sein müßte, auf alle diese Fragen, die sich jedem Betrachter aufdrängen werden, will ich hier keine weitläufigeren Antworten geben.[.] [...] [W]ichtiger scheint mir die Betrachtung,

86 Vgl. Tieck, *Kritische Schriften*, Bd. 2, S. 100.

87 Tieck, *Kritische Schriften*, Bd. 2, S. 106/107.

88 Vgl. Tieck, *Kritische Schriften*, Bd. 2, S. 102/103.

89 Tieck, *Kritische Schriften*, Bd. 2, S. 101. Vgl. auch ebd., S. 107.

daß dieses geistreiche, unterhaltende und lehrreiche Buch, welches sich gewiß viele Leser und Freunde erwerben wird, an der Krankheit unserer Tage leidet. Diese besteht darin, daß uns nicht mehr das Einzelne genügt, das Individuelle; [...] sondern daß wir mit unruhigem Vielwissen, mit extravaganten Plänen die ganze Erde umkreisen, in unendliche Verhältnisse und tausend Gedanken uns stürzen, um aus dieser Vielheit etwas Vollständiges herauszubilden, das jedem Sinne, jedem Charakter, ja jeder Laune zusage. Und nicht bloß unsere Romantiker oder Dichter trifft dieser Vorwurf, wenn es denn einer ist. Aber doch möchte man wohl einwerfen, daß es ein sicheres Zeichen der Liebe und Energie, sowie der Phantasie und Schöpferkraft sei, im scheinbar Kleinen und Einseitigen ein Großes und Ganzes zu lesen, als so vielfacher Alphabete und Grammatiken zu bedürfen, um sich das zu übersetzen und anderen mitzutheilen, was uns das Liebste und Nächste ist.⁹⁰

Tieck geht hier interessanterweise von seiner eigenen Definition der Novelle als eines kurzen Textes aus. Dass Steffens sich gerade der Form des *Zyklus* bedient hatte, um mehrere kurze Erzählungen zu einer großen zusammenzufügen, berücksichtigt er nicht. Steffens reagierte verstimmt auf die Kritik seines Freundes und schrieb ihm:

Über dasjenige, was uns – hoffentlich doch nur scheinbar – in der letzten Zeit getrennt hat – schreibe ich dir jetzt [sic] nicht. – Dass eine solche Äußerung, die erste war, die von deiner Seite über mich laut ward, mir nicht angenehm seyn konnte [...] und dass, besonders in Breslau, Dummheit und moderne Verfolgungssucht, als deine Kritik erschien, triumphierend [sic] über mich herfiel – ist leider nur zu gewiss – Indessen gehören Dinge der Art, wie man sie auch betrachten

90 Tieck, *Kritische Schriften*, Bd. 2, S. 114–115.

mag – zu den vorübergehenden Erscheinungen des Lebens und dürfen das Unveränderliche, was allein einen Werth hat, nicht Freundschaft und Vertrauten nicht [sic] berühren – Dass ich Tadel verdient, weiss ich sehr wohl – Genug davon –⁹¹

Trotz der zeitweiligen Verstimmung blieb die Freundschaft der beiden bis zu Steffens' Tod intakt und intensivte sich in den Berliner Jahren sogar noch. Am Ende war Steffens stolz auf das Urteil des Freundes zu seinen Memoiren: »Tieck setzt den 3. und 4. Theil weit über die beiden ersten. Er lobt sie wie kein anderes Werk aus meiner Feder.«⁹² Die Freundschaft überdauerte den literarischen Zwist.

Steffens im Spiegel der Kritik

*Es gibt Individuen, bei denen der Werth ihrer literarischen Leistungen den ihrer Person übertrifft. Bei Steffens galt das Umgekehrte insofern, als man seine Persönlichkeit noch immer höher anschlagen mußte als seine geistigen Hervorbringungen.*⁹³

An Steffens schieden sich die Geister. Viele Zeitgenossen hoben seine charismatische Ausstrahlung hervor, wie es auch Schelling in seiner Grabrede getan hatte. So der schwedische Dichter Per Daniel Atterbom, der ihn in Deutschland besuchte und später notierte: »Steffens ist ein göttlicher Mann; eine unauslöschliche Begeisterung glüht in seiner Brust und leuchtet aus seinen Blicken

⁹¹ Henrich Steffens, Brief an Ludwig Tieck vom 16. Oktober 1827, in: Feigs, *Deskriptive Edition*, Bd. 2, S. 349.

⁹² Henrich Steffens, Brief an Josef Max vom 14. August 1841, in: Tietzen, *Zur Erinnerung an Henrich Steffens*, S. 70.

⁹³ Schelling, »Aus einem öffentlichen Vortrag zu H. Steffens' Andenken«, S. LV.

[...] Mit einer Begeisterung, die unwiderstehlich alle seine Zuhörer ergreift, entströmen seinen Lippen die schönsten Gedanken [...] in den erhabensten und dennoch stets ungekünstelten und natürlichen Ausdrücken.«⁹⁴ Es gab aber auch Stimmen wie die des Philosophen Søren Kierkegaard, der während seines Berliner Studiums einen weiten Bogen um die Vorlesungen seines Landsmannes machte. Die Straßen Berlins, so lästerte der Philosoph, »sind mir zu breit. Und so ist auch Steffens' Vortrag.«⁹⁵ Und Heinrich Heine spottete in seiner *Romantischen Schule*, Steffens habe »späterhin auch einige Novellen geschrieben, worin viel Scharfsinn und wenig Poesie zu finden ist. Bedeutender sind seine wissenschaftlichen Werke, namentlich seine *Anthropologie*. Diese ist voll originaler Ideen. [...] Unter seinen Ideen gab es aber eine, die sich keiner zugeeignet hat, und es ist seine Hauptidee, die erhabene Idee ›Henrik Steffens, geboren den 2ten May 1773 zu Stavangar, bei Drohntheim in Norweg, sei der größte Mann seines Jahrhunderts.«⁹⁶

Die Novellen wurden ähnlich kontrovers beurteilt wie ihr Autor. Steffens' Kritiker stießen sich an der vermeintlichen Formlosigkeit und chaotischen Anordnung der Texte. Friedrich Hebbel, der vieles von Steffens kannte, nannte ihn einen Menschen, »dem die Form fehlt! Ein Eimer voll Wasser ohne den Eimer!«⁹⁷ In den Novellen fand er »[h]errliche Beschreibungen, treffliche Gedankenreihen, glänzende Bilder fehlen ihm nicht, aber die poetische Schaffenskraft ist gering[.] [...] Das soll immer besser werden, als gut; gleichsam, als finge das Große erst an, wo

⁹⁴ Per Daniel Atterbom, *Reisebilder aus dem romantischen Deutschland: Jugenderinnerungen eines romantischen Dichters und Kunstgelehrten aus den Jahren 1817–1819*, hrsg. von Elmar Jansen, Stuttgart 1970, S. 99/100.

⁹⁵ *Breve og aktstykker vedrønder Søren Kierkegaard*, hrsg. von Niels Thulstrup, Kopenhagen 1954–1955, S. 77. Zit. nach: Henningsen, »Henrik Steffens«, S. 195. Die Übersetzung stammt von Bernd Henningsen.

⁹⁶ Heinrich Heine, »Die romantische Schule«, in: *Sämtliche Schriften in zwölf Bänden*, hrsg. von Klaus Briegleb, Bd. 5, München/Wien 1976, S. 434/435.

⁹⁷ Friedrich Hebbel, *Werke*, hrsg. von Gerhard Fricke, Werner Keller und Karl Pörnbacher, Bd. 5, München 1966, S. 8 (Wien 1848, Eintragung 4344).

es aufhört, als lägen die Dinge erst jenseits der Dinge.«⁹⁸ Die verschachtelte Erzählweise und die Handlungssprünge, die Steffens seinen Lesern zumutete, wurden geradezu sprichwörtlich. Karl Immermann verspottete in seinem Roman *Münchhausen* (1838/39) die Handlungsführung in dessen Novellen – was immerhin voraussetzt, dass seine Leser mit ihnen vertraut waren:

Es soll aber bei der Verheftung [sic] bleiben, und wenn Sie oder Ihr Junge in der Folge merken, daß ich wieder gegen die Spannung oder die unordentliche Schreibart gesündigt habe, dann heften Sie nur nach Gutdünken die Kapitel durcheinander und verbessern auf solche Weise das Buch. Ich glaube sogar, daß ich nicht der erste in solchem Verfahren bin; Herr Steffens hat gewiß in seinen Novellen von *Walseth und Leith* und den *Vier Norwegern* und *Malcolm* dem Buchbinder eine gleiche Vergünstigung eingeräumt.⁹⁹

Solche Urteile dürften jedoch nicht nur ästhetische Gründe gehabt haben. Wie die Novelle der 1820er und 1830er Jahre vor allem von konservativen Autoren genutzt wurde, so waren es vor allem konservative Kritiker, die den Autor Steffens in den höchsten Tönen lobten, wie etwa Johann Peter Lang, der Steffens 1837 eine lange Sammelrezension in der *Evangelischen Kirchenzeitung* widmete und ihn »mit Tieck und wenigen Anderen [...] an der Spitze unserer Novellendichter«¹⁰⁰ sah. Auf der anderen Seite standen liberale

⁹⁸ Hebbel, *Werke*, Bd. 4, S. 325 (Hamburg 1839, Eintragung 1730). Ähnlich zwiespältig äußert er sich zu den einzelnen Texten, etwa zu *Malkolm*; vgl. ebd., S. 448 (Hamburg 1841, Eintragung 2385). Sein Vorhaben, »[g]elegentlich einen Aufsatz über Steffens« (ebd., S. 325) zu schreiben, hat Hebbel leider nicht eingelöst.

⁹⁹ Karl Immermann, *Werke in fünf Bänden*, hrsg. von Benno von Wiese, Bd. 3, Frankfurt am Main 1971/1972, S. 54.

¹⁰⁰ Johann Peter Lange, »Die Novellen von Steffens« (1837), in: *Vermischte Schriften*, Bd. 3, Moers 1843, S. 7. Dass Steffens' Werke auf »reaktionäre [...] Tendenzliteratur« zu reduzieren sind, wie Petra Raymond meint (vgl. Petra Raymond, »Gewährsmann Oberlin: Zu Gutzkows literaturpolitischer Strategie in seinem Kommentar zu Büchners *Lenz*«, in: GEORG-BÜCHNER-JAHRBUCH 5 [1985]: S. 302), scheint mir dennoch übertrieben.

Rezensenten wie Karl Gutzkow, der Steffens ohnehin wegen seiner politischen Meinungen ablehnte und ihm unterstellte, er glaube, »daß den Armen ihre Arbeit Genuß, und den Reichen ihr Genuß Arbeit wäre«.¹⁰¹ Seine Besprechung von *Die Revolution* nutzte er zur Generalabrechnung: »Die Revolution des Herrn Steffens ist ein Zerrbild, das weder ästhetische noch historische Wahrheit hat. [...] Für diejenigen, welche nicht an der Revolution des Herrn Steffens beteiligt sind, ist sie kein Trauerspiel, sondern eine belustigende Komödie, für die, welche sie angehen soll, ist sie eine Verläumdung und ein schlechter Streich.«¹⁰² Mit einer interessanten Ausnahme: Als Gutzkow zwei Jahre später Georg Büchners Erzählung *Lenz* (1835) rezensierte, brachte er die Sprache noch einmal auf die *Revolution* und lobte ausdrücklich einen bestimmten Aspekt – die Darstellung eines kleinen, entlegenen Bergdorfes, in dem einige der Figuren unter der Anleitung eines weisen Pfarrers aufwachsen. Hinter ihm vermutete Gutzkow zu Recht Johann Friedrich Oberlin. Vermutlich handelte es sich um ein taktisches Lob, denn damit erschien der auch politisch radikale Autor Büchner unverfänglicher.¹⁰³

Trotz der negativen Kritiken waren Steffens' Novellen beim Publikum äußerst beliebt. Allerdings nur bis zu seinem Tod – Steffens hat das historische Pech, dass seine Kritiker kanonisch geworden sind, seine Fürsprecher aber nicht. Als man ihn um 1900 wiederentdeckte, war nur der Zeitzeuge gefragt, aber weder der romantische Naturforscher noch der Autor »norwegischer« Novellen. Beginnend mit dem Weimarer Literaturhistoriker Adolf Bartels setzte damals eine chauvinistische Steffens-Rezeption ein,

¹⁰¹ Karl Gutzkow, *Schriften*, hrsg. von Andreas Hummel und Thomas Neumann, Frankfurt am Main 1998, Bd. 1, S. 263. Ähnlich polemisierte Heinrich Heine, Steffens proklamierte »das philosophische Gesetz, wonach der Bauer sich von dem Adelsstand dadurch unterscheidet, daß der Bauer von der Natur bestimmt sei zu arbeiten ohne zu genießen, der Adelige aber berechtigt sei zu genießen ohne zu arbeiten« (Heine, »Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland«, in: *Sämtliche Schriften in zwölf Bänden*, Bd. 5, S. 637).

¹⁰² Gutzkow, »Professor Steffens und die Revolution«, S. 356.

¹⁰³ Vgl. Raymond, »Gewährsmann Oberlin«, S. 307; S. 311/312.

die Steffens vor allem als deutschen Nationalisten pries und die zu solchen Kuriositäten führte wie dem verquastem Historienroman *Volk in Flammen* (1933) von Paul Burg, der in Sätzen wie diesem gipfelt: »Das ist deine Stunde, Heinrich Steffens! Jetzt klopf das Schicksal an dein Herz!«¹⁰⁴

Nach 1933 musste der Autor als Paradebeispiel »deutsch-nordischer« Verbundenheit herhalten. Der einflussreiche Literaturhistoriker Josef Nadler schrieb, Steffens und sein Freund Oehlenschläger seien wegen ihrer niederdeutschen Herkunft »die Erwecker des skandinavischen Nordens« geworden und hätten dadurch zu einem, dem »Markensystem Karls des Großen« vergleichbaren, System von »Grenzböckliteraturen« beigetragen.¹⁰⁵ Und ein weiterer Forscher äußert in seiner Habilitation: »Ein wirklich tiefes und allseitiges Verständnis für Henrich Steffens mußte [...] aus der nationalsozialistischen Geistesbewegung erwachsen. [...] [D]ie stammes- und bildungsmäßige Verbindung des nordischen und deutschen Raumes in der Persönlichkeit und dem Wirken unseres Philosophen weist ihm in dem Geschichtsbild des Dritten Reiches einen ganz besonderen Platz zu.«¹⁰⁶ Die Novellen interessierten dabei nur am Rande, und wenn doch, wurden Aussagen fiktionaler Figuren ohne Umschweife als persönliche Äußerungen des Autors gewertet.

Seit den 1960er Jahren wurde Steffens zunächst von der dänischen und norwegischen Literaturwissenschaft wiederentdeckt, was dann auch in der deutschen Skandinavistik auf fruchtbaren Boden stieß. Dieses neue Paradigma feiert Steffens vor allem als Kulturvermittler zwischen Deutschland und Skandinavien. Sogar die Reihe *Einleitung in philosophische Vorlesungen*, mit denen Steffens die Rezeption der deutschen Romantik in Dänemark anstieß,

¹⁰⁴ Paul Burg, *Volk in Flammen: Die Geschichte des Patrioten Henrik Steffens*, Leipzig 1933, S. 33.

¹⁰⁵ Vgl. Josef Nadler, »Dänemark und die deutsche Literatur«, in: *Die nordischen Länder und Völker*, Königsberg 1928, S. 118–135, hier S. 130/131. Zit. nach Paul, *Henrich Steffens*, S. 29.

¹⁰⁶ Viktor Waschnitius, *Henrich Steffens: Ein Beitrag zur nordischen und deutschen Geistesgeschichte*, Neumünster 1939, S. 31/32.

wurde nun erstmals ins Deutsche übersetzt, sogar gleich in zwei Varianten, die 2012 und 2016 erschienen.¹⁰⁷ Doch auch unter diesen Vorzeichen spielen die Novellen meist nur eine marginale Rolle. Seit Steffens Tod gab es nur eine einzige Monographie, die sich speziell mit ihnen beschäftigte – und selbst die stammt von 1908.¹⁰⁸ Im Gegensatz zur Autobiographie, die auch heute noch als »Epochen- und Seelenspiegel«, als »kultur- und wissenschaftshistorisches Dokument ersten Ranges«¹⁰⁹ gilt und die Bernd Henningsen derzeit ebenfalls im Golkonda Verlag neu ediert, werden die Novellen von Literaturwissenschaftlern und -kritikern immer noch zwiespältig gesehen. Von »zweitrangige[r] Belletristik«¹¹⁰ bis zu »meisterhafte[r] Kunstprosa«¹¹¹ reichen die Urteile. Die Veranstalter dieser Ausgabe neigen selbstverständlich dem zweiten Urteil zu und machen darum die Novellen erstmals seit hundertachtzig Jahren einem breiteren Publikum zugänglich. Aber: Lesen Sie selbst!

¹⁰⁷ Vgl. Henrik Steffens, *Einleitung in philosophische Vorlesungen*, übers. und hrsg. von Heiko Uecker, Frankfurt am Main 2012; ders., *Einleitung in die philosophischen Vorlesungen*, übers. von Jan Steeger, hrsg. von Bernd Henningsen und Jan Steeger, Freiburg 2016. Zu einer ersten Einführung sei empfohlen: Johnny Kondrup, »Henrik Steffens' Vorlesungen: Eine Übersicht«, in: Ebd., S. 145–158.

¹⁰⁸ Vgl. Fritz Karsen, *Henrik Steffens' Romane*.

¹⁰⁹ Engelhardt, »Einleitung«, S. 71. Zur Würdigung der Autobiographie seien besonders empfohlen: Oesterle, »Henrik Steffens, *Was ich erlebte*«, sowie: Ernst P. Hamm, »Shipwrecked Romanticism? Henrich Steffens and the Career of *Naturphilosophie*«, in: *STUDIES IN HISTORY AND PHILOSOPHY OF SCIENCE A* 31 (2000): S. 509–536.

¹¹⁰ Paul, »Vier Briefe und ein philosophisches Fragment«, S. 191.

¹¹¹ Haberkorn, *Naturhistoriker und Zeitenseher*, S. 233.

Emendationen

Seite 25 Zeile 26	däninischen Marine → dänischen Marine
Seite 34 Fußnote	kürzlich kürzlich und nützlich → kürzlich und nützlich
Seite 52 Zeile 29	als wenn sie jeden Satz, den sie → als wenn Sie jeden Satz, den Sie
Seite 92 Zeile 32	Sie nennen. → Sie zu nennen.
Seite 109 Zeile 15	verschwunden. → verschwunden sein.
Seite 167 Zeile 12	nun Espinac → nun d'Espinac
Seite 167 Zeile 28	es gelang das das Feuer zu löschen → es gelang das Feuer zu löschen